

Reichmann · Deutscher Bürger und verfolgter Jude

Biographische Quellen
zur Zeitgeschichte

Herausgegeben im Auftrag
des Instituts für Zeitgeschichte von
Werner Röder und Udo Wengst

Band 21

R. Oldenbourg Verlag München 1998

Hans Reichmann
**Deutscher Bürger und
verfolgter Jude**

Novemberpogrom und
KZ Sachsenhausen
1937 bis 1939

Bearbeitet von
Michael Wildt

Umschlagabbildung:
Schutzhaftlager, Häftlingskolonne marschiert durch Turm A.
Oranienburg, Gedenkstätte und Museum Sachsenhausen, Fotothek.

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Reichmann, Hans:

Deutscher Bürger und verfolgter Jude : Novemberpogrom und KZ
Sachsenhausen 1937 bis 1939 / Hans Reichmann. Bearb. von Michael
Wildt. – München : Oldenbourg, 1998
(Biographische Quellen zur Zeitgeschichte ; Bd. 21)
ISBN 3-486-56339-4

© 1998 R. Oldenbourg Verlag GmbH, München
Rosenheimer Straße 145, D-81671 München
Internet: <http://www.oldenbourg.de>

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Dieter Vollendorf, München
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier (chlorfrei gebleicht).
Gesamtherstellung: R. Oldenbourg Graphische Betriebe GmbH, München

ISBN 3-486-56339-4

Inhalt

Einleitung	1
Zur Edition	39
HANS REICHMANN, AUTOBIOGRAPHISCHE NIEDERSCHRIFT	43
Der drohende Sturm	47
Massenverhaftungen im Juni 1938	74
Novemberpogrom	109
KZ Sachsenhausen	120
Entlassung und Auswanderung	239
Epilog	280
Abkürzungen	283
Literaturverzeichnis	285
Personenverzeichnis	289

Einleitung

I.

Hans Reichmann wurde am 3. März 1900 in Hohensalza in Posen geboren. Er wuchs in einem gutbürgerlichen Elternhaus – der Vater war Apotheker – auf, geprägt durch die deutsch-jüdische Kultur, die in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg sicher eine Glanzzeit erlebte. Das ostdeutsche Judentum gründete sich auf große Gemeinden und fühlte sich wie mancher seiner Nachbarn in Polen der Haskala, der Aufklärung, verbunden. Wissenschaft und Kunst fanden schon früh in seinen Kreisen Eingang. Die Entwicklung Oberschlesiens zu einem blühenden Industriegebiet um die Jahrhundertwende wäre ohne das Mitwirken der jüdischen Gemeinden kaum denkbar gewesen.

Reichmanns Vater starb, als der Junge vierzehn Jahre alt war, und die Familie zog ins ober-schlesische Beuthen. Dort ging er zur Schule und wurde ein begeisterter Besucher des kleinen Beuthener Theaters. Sein Vetter Ernst berichtete, daß der Gymnasiast sein ganzes Taschengeld für Reclam-Bändchen und Theaterkarten ausgegeben habe. Noch viele Jahre später konnte er die Beuthener Schauspieler nachahmen, und seine gelungene Parodie des Originals brachte ihm in seinen Studentenjahren den Beinamen „Pallenberg“ ein¹. Ein Foto aus der Schülerzeit zeigt Reichmann zusammen mit Mutter und Geschwistern. Auf ihm blickt ein schmaler Junge mit dunklen Augen groß und ernst auf den Betrachter. Ein hoher steifer Kragen mit einem Schlipsknoten verleiht dem Jungen etwas Würdevolles. In den späteren Fotografien wurden die Züge freundlicher, und je voller das Gesicht, desto mehr lachten Augen und Mund.

Ostern 1918 machte er Abitur und gehörte noch zu den Jahrgängen, die im letzten Kriegsjahr einrücken mußten. Das Ende des Krieges erlebte er in einem Ausbildungslager in Sosnowitz. Er studierte anschließend Rechtswissenschaft in Berlin, Freiburg und Greifswald, war engagiertes Mitglied des Kartell-Convents, der Verbindung deutscher Studenten jüdischen Glaubens. Im KC, der als Antwort auf das mittelalterliche, antijüdische Stigma: den gelben Fleck, mit demonstrativem Stolz die Farbe gelb führte, galt Reichmann als lebensfroher wie einnehmender Kommilitone. Jurist war er mit Leib und Seele. Ihn begeisterte, so sein späterer langjähriger Gefährte Fritz Goldschmidt, die Worte des großen Rechtslehrers Jhering: „Im Kampfe sollst du dein Recht finden.“² Dennoch hatte Goldschmidt den Eindruck, daß Reichmann im Grunde seines Herzens

¹ Ernst Reichman, Jugendjahre, in: Zum Gedenken an Ernst Reichmann, herausgegeben vom Council of Jews from Germany, London 1965. Der 1934 bei einem Flugzeugunglück ums Leben gekommene Max Pallenberg war ein damals weithin bekannter Berliner Schauspieler.

² Fritz Goldschmidt, Nachruf, in: ebda., S. 19.

ein Pessimist blieb, immer auf das Schlimmste gefaßt, ohne sich deshalb je davon abhalten zu lassen, für das Recht zu kämpfen.

1922 starb Reichmanns Mutter, und er fühlte sich mehr denn je für seine Geschwister verantwortlich. Sein früherer Religionslehrer, der Oberrabbiner von Beuthen Max Kopfstein, gewann den jungen Rechtsreferendar für den Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (C.V.). Reichmann arbeitete vier Jahre als bezahlter Geschäftsführer für den C.V.-Landesverband Oberschlesien und ließ sich, nachdem er 1924 zum Dr. jur. promoviert war und 1925 das zweite juristische Staatsexamen absolviert hatte, für kurze Zeit in Hindenburg, ebenfalls Oberschlesien, als Rechtsanwalt nieder. Bezeichnenderweise fiel seine Wahl der Anwaltskanzlei auf einen älteren Kollegen, Justizrat Lichtenstein, der große Erfahrungen in politischen Prozessen besaß. Allerdings blieb er nicht lange in Hindenburg, denn Ludwig Holländer, Direktor des C.V. in Berlin, entdeckte den jungen, begabten Juristen und holte ihn 1927 in die Hauptgeschäftsstelle des C.V. nach Berlin.

Im C.V. lernte Reichmann auch seine spätere Frau, Eva Jungmann, kennen. Drei Jahre älter als er, war sie 1897 ebenfalls in Oberschlesien, in Liegnitz, als Tochter eines jüdischen Rechtsanwalts geboren worden. Sie besuchte das Gymnasium in Oppeln, studierte in Breslau, München, Berlin und promovierte 1921 mit einer Dissertation zum Thema „Spontaneität und Ideologie als Faktoren der modernen sozialen Bewegungen“. Nach einem kurzen Intermezzo als Gewerkschaftsangestellte kam sie 1924 als Dezernentin zum C.V. nach Berlin. 1930 heirateten die beiden. Arnold Paucker, dem wir eines der wenigen Porträts Eva Reichmanns verdanken, bekannte, daß sie auf seine Generation – Paucker wurde 1921 in Berlin geboren – einen entscheidenden Einfluß ausgeübt habe. Neben der Philosophin Hannah Arendt und der Historikerin Selma Stern-Täubler sei sie „eine der großen Frauengestalten, die das deutsche Judentum hervorgebracht hat“³. Von ihr stammt eine der zweifellos klügsten Analysen, die zum Antisemitismus in Deutschland im 20. Jahrhundert geschrieben wurden⁴. Im C.V. gehörte sie mit Hans Reichmann zu den vehementen Unterstützern eines aktiven politischen Kampfes gegen den Nationalsozialismus. War Hans Reichmann der Publizist, der mit scharfer Feder den Antisemitismus angriff, lieferte sie als Schriftleiterin der deutsch-jüdischen Zeitschrift „Morgen“ die politischen und ideologischen Analysen – ein bedeutsames Paar, dessen in-

³ Arnold Paucker, Eva Gabriele Reichmann, in: Hans Erler, Ernst Ludwig Ehrlich, Ludger Heid (Hg.), „Meinetwegen ist die Welt erschaffen“. Das intellektuelle Vermächtnis des deutschsprachigen Judentums. 58 Porträts, Frankfurt am Main/New York 1997.

⁴ Eva Reichmann, Die Flucht in den Haß. Die Ursachen der deutschen Judenkatastrophe, Frankfurt am Main 1956. Das Buch basiert auf ihrer zweiten Dissertation: Hostages of Civilization. The Social Source of National-Socialist Anti-Semitism, London 1950.

tellectuelle und menschliche Verbindung bis zum Tod Hans Reichmanns 1964 andauerte⁵.

Der C.V. war neben den Jüdischen Gemeinden die größte Organisation der Juden in Deutschland⁶. Zum Ende der Weimarer Republik umfaßte der C.V. etwa 60 000 Mitglieder in 555 Ortsgruppen und 21 Landesverbänden. Sein Organ, die C.V.-Zeitung, erschien wöchentlich in einer Auflage von rund 65 000 Exemplaren⁷. Hans Reichmann selbst hat nach dem Krieg über den C.V. geschrieben: „Eine gleichartige Organisation, die sich aus einem Verein zu einer jüdischen Bewegung entwickelt, die Idee des Kampfes um die Gleichberechtigung demokratisiert und jüdisch positiviert hatte, gab und gibt es in der Welt nicht.“⁸

Gegründet wurde der C.V. im März 1893 als Reaktion auf die jüdenfeindlichen Strömungen im deutschen Kaiserreich. Die Initiative ging auf den damaligen Direktor des Berliner Schiller-Theaters, Raphael Loewenfeld, zurück, der Bittgesuche an den Kaiser ablehnte und statt dessen dafür eintrat, für sein Recht auf Gleichberechtigung zu kämpfen. Doch waren die Töne mitunter kämpferischer als die Taten, und unter den damals rund 1 400 Mitgliedern, die der Verein im ersten Jahr seines Bestehens sammeln konnte, waren der Zaghafte und Vorsichtigen viele, die den antisemitischen Gegner nicht unnötig reizen wollten. Erst die politische Praxis und die konkrete Abwehr des virulenten Antisemitismus ließen den C.V. kämpferischer werden⁹.

Problematisch gestaltete sich von vornherein das Verhältnis zu den Zionisten, die zu Beginn des Jahrhunderts innerhalb der deutschen Judenheit nur eine kleine Minorität darstellten. Die zionistisch eingestellten deutschen Juden leugneten keineswegs ihre Verbundenheit mit deutscher Kultur. Aber sie betrachteten Deutschland als Diaspora, innerhalb dessen eine eigene jüdische Identität

⁵ Eva G. Reichmann konnte am 16. Januar 1997 in London, obgleich gebrechlich und mittlerweile erblindet, ihren 100. Geburtstag feiern. Eine Biographie dieser ungewöhnlichen und beeindruckenden Frau steht immer noch aus.

⁶ Zur Geschichte des C.V. immer noch grundlegend: Arnold Paucker, *Der jüdische Abwehrkampf gegen Antisemitismus und Nationalsozialismus in den letzten Jahren der Weimarer Republik*, Hamburg, 2. verbesserte Auflage 1969; jüngst erschien Avraham Barkai, *Der C.V. im Jahre 1933: Neu aufgefundene Dokumente im Moskauer „Sonderarchiv“*, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* 23 (1994), S. 233–246. Beide Autoren arbeiten derzeit an umfassenden Studien zur Geschichte des C.V.

⁷ Barkai, C.V., S. 233. Arnold Paucker, *Der jüdische Abwehrkampf*, S. 45, geht von 60 000 Mitgliedern in 634 Ortsgruppen in 23 Landesverbänden aus.

⁸ Hans Reichmann, *Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens*, in: *Festschrift zum 80. Geburtstag von Rabbiner Dr. Leo Baeck*, London 1953, S. 55–73, Zitat: S. 71.

⁹ Vgl. dazu jetzt Jacob Borut, *Der Central-Verein und seine Vorgeschichte. Deutschlands Juden am Ende des 19. Jahrhunderts*, in: *Jüdischer Almanach des Leo Baeck Instituts* 1996, Frankfurt am Main 1995, S. 99–111.

entwickelt werden müsse¹⁰. Der C.V. hingegen verstand sich eo ipso als deutsche Organisation, die deutsche Kultur gegen den undeutschen Geist des Antisemitismus verteidigte. Obwohl einige seiner Vorstandsmitglieder auch der Jewish Agency angehörten und der C.V. den Aufbau eines jüdischen Staates in Palästina nicht grundsätzlich in Zweifel zog, blieb das Verhältnis zu den zionistischen Organisationen gespannt, ja mitunter wurde die Beschuldigung laut, die Zionisten würden den Antisemitismus befördern¹¹. Die liberalen jüdischen Bürger wie Hans Reichmann, die sich im C.V. zusammenfanden, glaubten an die Kraft der Vernunft und der Aufklärung. Sie waren von einem tiefen Patriotismus erfüllt, und das Prinzip der ‚Pfleger deutscher Gesinnung‘ wurde von ihnen erst recht vertreten, als die aufkommende nationalsozialistische Bewegung das alleinige Deutschein für sich beanspruchte¹². Der Name des C.V. war Programm. Seine Mitglieder begriffen sich als Deutsche jüdischen Glaubens, die jede Diskriminierung nicht nur als persönlich ehrkränkend, sondern ebenso als undeutsch empfanden.

Konsequent wandten sich die Jungen von den Alten ab, mokierten sich über die bürgerliche Engstirnigkeit des C.V. und verachteten, wie Arnold Paucker später bekannte, die Assimilationsbestrebungen ihrer Väter, die sich nur als Deutsche und nicht als Juden gegen den Antisemitismus zur Wehr setzen wollten¹³. Auch die Jungen, die dem C.V. nahestanden, kämpften gegen die in ihren Augen bourgeoise C.V.-Führung. Mit Skepsis begegneten sie daher auch dem neuen Syndikus Hans Reichmann, der, obwohl selbst gerade erst 27 Jahre alt, schon zur Spitze des Verbandes gehörte und dessen Politik zu verkörpern schien. Doch, so gestand der langjährige Jugendsekretär des C.V. nach dem Krieg ein, hatten sie ein falsches Bild von Hans Reichmann gewonnen. „Es dauerte einige Zeit, bis uns bewußt wurde, daß diese Gereiftheit, die zunächst der Beziehung zwischen ihm und uns Jüngeren einen gewissen persönlichen Abstand gab, mit einem starken Sinn für Humor verbunden war, und daß der gleiche Mann, der uns zu Anfang manchmal etwas übertrieben konventionell, um nicht zu sagen feierlich, vorkam, in Wirklichkeit voll von Lebensfreude war.“¹⁴

¹⁰ Vgl. übergreifend Jehuda Richarz, *Fatherland or Promised Land. The Dilemma of the German Jews*, Ann Arbor 1975.

¹¹ Vgl. dazu den Aufsatz von Avraham Barkai, *Between Deutschtum and Judentum. Ideological Controversies inside the Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens (CV) 1919–1933*, in: Derek Penslar/Michael Brenner (Hg.), *Circles of Community. Collective Jewish Identity in Germany and Austria, 1918–1932* (i. E.).

¹² Vgl. dazu Arnold Paucker, *Das Berliner liberale jüdische Bürgertum im ‚Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens‘*, in: Reinhard Rürup (Hg.), *Jüdische Geschichte in Berlin*, Berlin 1995, S. 215–228.

¹³ Arnold Paucker, *Berlin/Potsdam – London. Stationen im Leben eines deutsch-jüdischen Historikers. Rede anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Universität Potsdam an Arnold Paucker 1996*, Potsdam 1996.

¹⁴ Werner Rosenstock, *Ein Kämpfer für die deutschen Juden*, in: *Zum Gedenken an Hans Reichmann*, S. 35–37.

Selbst Kurt Tucholsky respektierte Reichmanns Haltung. Auf dessen Vorhalt, daß die Art seiner Kritik ungünstige Auswirkungen auf die prekäre Situation der deutschen Juden haben könne, antwortete Tucholsky 1929 in einem Brief an Hans Reichmann: „Sie sind der erste Mensch, der mir in 16 Jahren Arbeit begegnet, der den Anspruch, ich sollte die Gruppe [der deutschen Juden] nicht kompromittieren, stellt, ohne das aus bourgeoiser Furcht zu tun. Lassen Sie mich dafür danken.“¹⁵

Die Weimarer Verfassung brachte den deutschen Juden zwar ihre volle formelle Gleichberechtigung als Staatsbürger. Zugleich aber waren die Weimarer Jahre von antisemitischen Kampagnen und Angriffen durchzogen, die an Intensität und Hemmungslosigkeit die Zeit des Kaiserreichs übertrafen. Mit den Mitteln des Strafrechts mühte der C.V. sich, oftmals vergebens, gegen antisemitische Hetze, Beleidigungen, aber auch Versuche, Juden im öffentlichen Dienst zurückzusetzen, anzugehen. In den ersten Jahrzehnten des Bestehens stellten diese Anstrengungen um die Beförderung von jüdischen Richtern, Verleihung von Notariaten, Ernennungen von Juden zu Schöffen und Geschworenen und nicht zuletzt der Protest gegen die Praxis, jüdische Soldaten im Heer nicht gleichberechtigt zu behandeln, noch einen gewichtigen Part in der Tätigkeit des Vereins dar. Zu Beginn der Weimarer Republik war es dem C.V. zwar gelungen, das preußische Justizministerium zu einem Erlaß an die Staatsanwaltschaften zu bewegen, dem zufolge bei Beschimpfungen von jüdischen Einrichtungen und schweren antisemitischen Beleidigungen ein öffentliches Interesse voranzusetzen und damit ein Ermittlungsgebot gegeben sei. Aber außerhalb Preußens konnten sich die Anwälte des C.V. nur auf den § 130 StGB (Aufreizung zum Klassenhaß) und § 166 StGB (Gotteslästerung) stützen¹⁶. Wie wenig deutsche Gerichte der schon geringen Neigung der Staatsanwälte, antisemitische Hetze zu verfolgen, nachkamen, mag das Beispiel eines Urteils aus dem Jahr 1931 illustrieren: Danach war das Gröhlen des Naziliedes „Wenn's Judenblut vom Messer spritzt“ mit einer Geldbuße von 15 Reichsmark belegt worden, was, wie Paucker richtig bemerkt, einer Prämie gleichkam¹⁷. Doch zwang der zunehmende antisemitische Druck seitens der politischen Rechten den C.V. dazu, sich mehr und mehr zu politisieren und in Verbindung mit den verfassungstragenden Weimarer Parteien den Antisemitismus nicht mehr nur rechtlich, sondern auch politisch bekämpfen. „Mag das ursprüngliche Motiv der führenden Männer des C.V. auch verletztes Rechtsgefühl gewesen sein“, resümierte Hans Reichmann später, „so wird doch recht bald das Bemühen um eine Vertiefung des Gedankens der Abwehr deutlich“¹⁸.

¹⁵ Zit. nach ebda., S. 35.

¹⁶ Vgl. dazu die Dissertation von Dirk Walter, *Antisemitische Kriminalität und Gewalt in der Weimarer Republik*, Freiburg/Br. (Diss. phil.) 1997.

¹⁷ Paucker, *Der jüdische Abwehrkampf*, S. 78.

¹⁸ Reichmann, *Centralverein*, S. 65.

Diese wichtige Umorientierung der politischen Arbeit des C.V. von der Defensive zur aktiven Bekämpfung der gefährlichsten antisemitischen Partei, der NSDAP, ist wesentlich auf Hans Reichmann zurückzuführen. Schon früh Mitglied des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold gehörte er zu den Initiatoren und treibenden Kräften des C.V., engagiert gegen den Nationalsozialismus zu kämpfen. Im Unterschied zu Wortführern wie Julius Goldstein, Redakteur des „Morgen“, der ausschließlich an die traditionelle Elite herantreten wollte und den Begriff von „geistigen Generalstab“ prägte, den der C.V. für sich gewinnen sollte, drangen Hans Reichmann und sein fünfzehn Jahre älterer Kollege und Vorgesetzter, der langjährige Syndikus des C.V. Alfred Wiener, auf eine Politik der Gesamtabwehr des Nationalsozialismus, die neue Methoden wie die Massenpropaganda ausdrücklich einschloß¹⁹. Der propagandistischen Flut antijüdischer Broschüren, Flugblätter, Pamphlete und Bücher begegnete der C.V. mit eigener Aufklärungsliteratur wie dem seit 1923 wiederholt aufgelegten Handbuch „Anti-Anti“, das in dem C.V.-eigenen Philo-Verlag in Berlin erschien²⁰. 1929 begann der C.V. mit dem Aufbau eines Archivs, in dem nationalsozialistische Propagandamaterialien und andere antisemitische Dokumente gesammelt wurden, und versorgte damit in den letzten Jahren der Weimarer Republik die Presse und die demokratischen Parteien²¹.

Reichmann wußte zugleich um die Wichtigkeit, nicht nur die Massen, sondern auch die Meinungsführer in Deutschland zu erreichen. Er sah die Notwendigkeit, wie Alfred Hirschberg später schrieb, die politischen Parteien, die Gewerkschaften, Wirtschaftszweige zu alarmieren, ohne daß dabei die „Judenfrage als Ausgangspunkt in die Erscheinung trete“²². Die eigens dafür gegründete Organisation nannte sich schlicht das Büro Wilhelmstraße, von dem aus die eher „unterirdische“ anti-nationalsozialistische Arbeit des C.V. organisiert wurde. Bereits 1929 gelang es Reichmann zusammen mit Max Grünbaum, einem Vorstandsmitglied des Kölner Tietz-Konzerns, der im Brennpunkt der nationalsozialistischen Propaganda gegen Warenhäuser stand, erhebliche Geldsummen für den Kampf gegen des Nationalsozialismus zu sammeln und diese dem Büro Wilhelmstraße zur Verfügung zu stellen. Von dort erhielten Regierungsstellen ebenso wie Parlamentarier, Redakteure, Hochschullehrer und Geistliche eine Vielzahl von Informationen zur NSDAP. Reichmann war stän-

¹⁹ Paucker, *Der jüdische Abwehrkampf*, S. 31–32.

²⁰ Zum „Anti-Anti“ siehe Paucker, *Der jüdische Abwehrkampf*, S. 48–49.

²¹ Als das Archiv Ende Februar 1933 nach München in, allerdings nur vorläufige, Sicherheit gebracht wurde, zählte es laut Hans Reichmann 200 000 Nummern; es wurde schließlich im Herbst 1933 in einer Papierfabrik eingestampft; vgl. Hans Reichmann, *Der drohende Sturm. Episoden aus dem Kampf der deutschen Juden gegen die nationalsozialistische Gefahr 1929 bis 1933*, in: *In zwei Welten. Siegfried Moses zum fünfundsiebzigsten Geburtstag*, hrsg. von Hans Tramer, Tel Aviv 1962, S. 556–577, hier: S. 567; und Paucker, *Das Berliner liberale jüdische Bürgertum*, S. 224–225.

²² Alfred Hirschberg, *Die CV-Jahre von Hans Reichmann*, in: *Zum Gedenken an Ernst Reichmann*, S. 27–34, Zitat: S. 29.

dig auf der Suche nach abgefallenen Nationalsozialisten, darunter Otto Strasser, deren Berichte aus den Interna der Partei er über das Büro Wilhelmstraße der Öffentlichkeit zugänglich machte. Als dessen offizieller Chef fungierte zwar der ehemalige Polizeioffizier und Mitglied der Deutschen Demokratischen Partei Max Brunzlow, ein Nichtjude, aber der eigentliche Schöpfer und Leiter des Büros Wilhelmstraße war unbestritten Hans Reichmann, der, obwohl offiziell nur Verbindungsmann zum C.V., in Wirklichkeit die Tätigkeit dieser wichtigen, bislang nur wenig erforschten Abwehrstelle gegen den Nationalsozialismus koordinierte²³.

In der C.V.-Zeitung meldete sich Reichmann immer häufiger zu Wort, und sein Ton wurde dringlicher. Ende 1931 sagte er voraus, daß das Jahr 1932 das „Jahr der Entscheidung“ werden würde. Unter diesem Motto standen sieben Massenversammlungen, die in Berlin im Januar 1932 einberufen wurden und auf denen Reichmann als Redner auftrat. „Wir wissen“, schrieb er noch kurz vor der Machtübernahme Hitlers, „daß unser Kampf nicht zuletzt ein Werben um die Seele des deutschen Volkes ist.“²⁴

Es war zu spät. Im Juli 1932 erzielte die NSDAP bei den Reichstagswahlen einen erdrutschartigen Sieg und wurde mit 37% der Stimmen stärkste Fraktion. Der Appell an die Vernunft, ebenso wie die Organisation von lokalen „Aufklärungsversammlungen“, in denen Vertreter von Kirchen, Behörden, Parteien und kulturpolitischen Gruppen mit dem C.V. über die sogenannte Judenfrage diskutierten²⁵, vermochten den Sieg der Antisemiten so wenig aufzuhalten wie die Kontakte zu führenden Persönlichkeiten in Staat und Wirtschaft. Zwar ließ der greise Reichspräsident von Hindenburg den C.V. wissen, daß er nicht gewillt sei, die Gleichberechtigung der deutschen Juden antasten zu lassen²⁶. Aber als nach der Machtübernahme der NSDAP im April 1933 die Beamtengesetze verabschiedet werden sollten, die die Entlassung der Juden aus dem öffentlichen Dienst vorsahen, setzte sich Hindenburg nur für eine Ausnahmeregelung für jüdische Weltkriegsteilnehmer ein, die dann nach seinem Tod im August 1934 rasch abgeschafft wurde.

²³ Zum Büro Wilhelmstraße vgl. Paucker, *Der jüdische Abwehrkampf*, S. 111–117; Reichmann, *Vor dem Sturm*, S. 566–569, sowie: Leonidas E. Hill, Walter Gyssling, *the Centralverein and the Büro Wilhelmstrasse, 1929–1933*, in: *Leo Baeck Institute Yearbook* 38 (1993), S. 193–208.

²⁴ Zit. nach Hirschberg, *Die CV-Jahre von Hans Reichmann*, S. 30.

²⁵ Zu den „Aufklärungsversammlungen“ vgl. Paucker, *Der jüdische Abwehrkampf*, S. 52–53.

²⁶ Ebd., S. 137–139.

II.

Der 30. Januar 1933 rief unter den deutschen Juden ein unterschiedliches Echo hervor. Kurt Jakob Ball-Kaduri berichtet von einer Versammlung jüdischer Handwerker an jenem Abend im Café Leon am Kurfürstendamm. Eine Stunde vor Beginn der Sitzung war bekannt geworden, daß Adolf Hitler zum Reichskanzler ernannt worden war. Der erste Redner ging gar nicht auf das Thema ein. Der zweite, der Rabbiner Hans Tramer, warnte eindringlich vor der historischen Wendung, die jetzt eingetreten sei, aber niemand mochte ihn hören. Das Publikum hielt seine Worte für Schwarzmalerei²⁷.

Der C.V. täuschte sich zwar nicht über den Ernst der Lage, aber wandte sich entschieden gegen jedwede Panikstimmung. Ludwig Holländer schrieb im Leitartikel der C.V.-Zeitung am 2. Februar 1933: „Auch in dieser Zeit werden die deutschen Juden ihre Ruhe nicht verlieren, die ihnen das Bewußtsein untrennbarer Verbundenheit mit allem *wirklich* Deutschen gibt.“²⁸ Die Zuversicht der deutschen Juden, daß, wie es Wolfgang Benz formulierte, „die Judenfeindschaft der NSDAP nicht in Judenverfolgung von Staats wegen münden würde“²⁹, gründete sich vor allem auf die Weiterexistenz der Verfassung und die Beharrungskraft der konservativen Regierungspartner Hitlers. Beide Hoffnungen wurden bitter enttäuscht. Der Reichstagsbrand am 28. Februar gab Hitler die Gelegenheit, die Verfassung de facto außer Kraft setzen zu lassen und die politische Opposition terroristisch zu unterdrücken; die (Selbst-)Gleichschaltungswelle im Frühjahr und Sommer 1933 errichtete endgültig den nationalsozialistischen Führerstaat. Die jämmerliche Rolle der deutschen Konservativen in diesem Prozeß hat Joachim Fest zu der Feststellung veranlaßt, daß „keine gesellschaftliche Gruppe angesichts der von der Zeit geforderten Bewährungsprobe in ähnlichem Umfang versagt“ habe³⁰.

Die Nationalsozialisten ließen keinen Zweifel an ihrem Willen, die deutschen Juden zu verfolgen. Mit der ersten großen antisemitischen Aktion, dem Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933, gedachten die „Stürmer“ in der NSDAP,

²⁷ Kurt Jakob Ball-Kaduri, Das Leben der Juden in Deutschland im Jahre 1933. Ein Zeitbericht, Frankfurt am Main 1963, S. 34. Siehe als Zeitzeugnis auch Eva Reichmann, Deutsche Judenheit 1933 (1934 erstmals erschienen), in: Eva G. Reichmann, Größe und Verhängnis deutsch-jüdischer Existenz. Zeugnisse einer tragischen Begegnung, Heidelberg 1974, S. 48–62.

²⁸ C.V.-Zeitung, 2. 2. 1933 (Hervorhebung im Original).

²⁹ Wolfgang Benz (Hg.), Das Exil der kleinen Leute. Alltagserfahrungen deutscher Juden in der Emigration, München 1991, S. 17.

³⁰ Joachim Fest, Das Gesicht des Dritten Reiches. Profile einer totalitären Herrschaft, Neuausgabe München 1993, S. 222.

den Juden einen entscheidenden Schlag zu versetzen³¹. Obwohl die Boykottankündigung die Judenheit in Deutschland und in der Welt hinsichtlich einer angemessenen Reaktion spaltete – Kurt Blumenfeld für die Zionistische Vereinigung und der Vorsitzende des C.V. Julius Brodnitz schickten noch am 26. März ein Telegramm nach New York, um das American Jewish Committee von „anti-deutschen Kundgebungen“ abzuhalten³² –, war die negative Reaktion im Ausland auf den Boykott heftig genug, um die Nationalsozialisten außenwirtschaftliche Folgen fürchten zu lassen. Selbst im Inland bekundeten Beschäftigte der bedrohten Firmen öffentlich Solidarität mit den jüdischen Inhabern, da der Boykott ebenso die „arischen“ Arbeitsplätze bedrohte. All diese politischen und wirtschaftlichen Unwägbarkeiten führten in der NS-Führung zu der Auffassung, die Aktion vorerst auf einen Tag, den 1. April, zu begrenzen. „Die Judenfrage wieder aufrollen“, erklärte Hitler im Juli 1933 in einer Ansprache vor den Reichsstatthaltern in Berlin, „heißt die ganze Welt wieder in Aufruhr bringen.“³³ Der Furor jedoch, mit dem die SA-Banden den Boykott betrieben, ließ keinen Zweifel aufkommen, wie ernst es die Nationalsozialisten mit ihrem Judenhaß meinten³⁴. Victor Klemperer erinnerte die Boykottstimmung an die Pogrome im „tiefsten Mittelalter oder im innersten zaristischen Rußland“. Er notierte am 30. März in sein Tagebuch: „Ich habe mich wahrhaftig immer als Deutscher gefühlt. Und ich habe mir immer eingebildet: 20. Jahrhundert und Mitteleuropa sei etwas anderes als 14. Jahrhundert und Rumänien. Irrtum.“³⁵

Die antisemitische Politik des neuen Regimes einte die jüdischen Organisationen zu einem Reichsverband, der schon in den letzten Jahren der Weimarer Republik geplant, dessen Verwirklichung aber immer wieder aufgeschoben worden war. Auf Initiative einzelner Jüdischer Gemeinden und gegen die immer noch virulenten Widerstände der zentralen orthodoxen, liberalen und zionistischen Organisationen gründete sich im endlich im September 1933 die Reichsvertretung der deutschen Juden, die mit Dr. Franz Meyer und Dr. Siegfried Moses für die Zionistische Vereinigung für Deutschland, dem orthodoxen Rabbiner Dr. Jacob Hoffmann, Heinrich Stahl von der Jüdischen Gemeinde

³¹ Zur antisemitischen Politik der Nationalsozialisten nach wie vor grundlegend: Uwe Dietrich Adam, *Judenpolitik im Dritten Reich*, Düsseldorf 1972; Karl A. Schleunes, *The Twisted Road to Auschwitz. Nazi Policy toward German Jews, 1933–1939*, Urbana/Ill. USA 1970; Hermann Graml, *Reichskristallnacht. Antisemitismus und Judenverfolgung im Dritten Reich*, München 1988; siehe jetzt vor allem Saul Friedlander, *Nazi Germany and the Jews. Vol. 1: The Years of Persecution, 1933–1939*, London 1997.

³² Das Telegramm und weitere Stellungnahmen jüdischer Organisationen zum Boykott sind abgedruckt in: Klaus J. Herrmann, *Das Dritte Reich und die deutsch-jüdischen Organisationen 1933–1934*, Köln u. a. 1969.

³³ Akten der Reichskanzlei, *Die Regierung Hitler*, Teil I: 1933/34, Bd. 1, S. 631.

³⁴ Zum Boykott und zu den antisemitischen Gewaltaktionen in diesen Tagen siehe jetzt Friedlander, *Years of Persecution*, S. 19–24.

³⁵ Victor Klemperer, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1941*. Herausgegeben von Walter Nowojcki unter Mitarbeit von Hadwig Klemperer, Berlin 1995, Band I, S. 20.

Berlin und Dr. Rudolph Callmann vom C.V. gewissermaßen paritätisch besetzt worden war, aber vor allem in der Person von Dr. Leo Baeck als Präsidenten und Dr. Otto Hirsch als Geschäftsführendem Vorsitzenden eine Führung erhielt, die sich innerhalb der deutschen Judenheit großen Respekt und Autorität erwarb³⁶.

Die gewalttätigen Ausschreitungen im Frühjahr 1933, die sogenannten „Aprilgesetze“³⁷, mit denen Juden in Staatsdiensten ihre Anstellungen verloren, ließen zwar viele deutsche Juden die Gefahr ahnen, in der sie sich befanden. Nachdem aber unmittelbar nach der Machtübernahme 1933 rund 37 000 Juden Deutschland verließen, ebte diese erste große Auswanderungswelle in den folgenden Monaten wieder ab. Viele hofften auf eine „Normalisierung“ des Regimes und auf eine Existenz, die zwar den weitgehenden Ausschluß aus dem öffentlichen Leben bedeutete, aber das wirtschaftliche Weiterleben ermöglichte. Kurt Jakob Ball-Kaduri hielt als Stimmungstendenz seiner Sammlung von jüdischen Zeitberichten für das Jahr 1934 fest, daß „eine Fortexistenz des deutschen Judentums auf einer eingeschränkteren Ebene möglich“ zu sein schien³⁸. Wollte wirklich jemand annehmen, daß die über Jahrhunderte so scheinbar fest verwurzelte deutsche Kultur innerhalb weniger Monate zusammenbrechen und die Barbarei siegen würde? Wer konnte ahnen, was die deutschen und europäischen Juden in den kommenden Jahren tatsächlich erleiden sollten, zu welchem Inferno die Nationalsozialisten in der Lage sein würden? Der Glaube an die Grundwerte deutscher Kultur ließ auch die Reichmanns nicht an Auswanderung denken. Im Gegenteil, indem sie in Berlin blieben und ihre Arbeit im C.V. fortsetzten, hofften sie, das Ihrige zum baldigen Ende des braunen Spuks beitragen zu können.

Für die Gestapo stellte die Verfolgung des politischen Gegners, in erster Linie Kommunisten und Sozialdemokraten, die zentrale Aufgabe in der Phase der „Machtergreifung“ im Jahr 1933 dar, während der „Judenfrage“ in diesen Monaten nur eine untergeordnete Rolle zukam. Im Geschäftsverteilungsplan des Geheimen Staatspolizeiamtes in Berlin vom Juni 1933 wurde der Bereich „Ju-

³⁶ Vgl. Esiel Hildesheimer, *Jüdische Selbstverwaltung unter dem NS-Regime. Der Existenzkampf der Reichsvertretung und Reichsvereinigung der Juden in Deutschland*, Tübingen 1994.

³⁷ Dazu zählten insbesondere das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamten-tums“ vom 7. 4. 1933 (RGBI I, S. 175–177), das die Versetzung in den Ruhestand von „nichtarischen“ Beamten vorsah; das „Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen und Hochschulen“ vom 25. 4. 1933 (RGBI I, S. 225), das die Zahl der jüdischen Studenten und Schüler drastisch begrenzte, und zahlreiche Verordnungen gegen jüdische Rechtsanwälte, Richter, Staatsanwälte, Schöffen und Hochschullehrer. Siehe auch Joseph Walk (Hrsg.), *Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Eine Sammlung der gesetzlichen Maßnahmen und Richtlinien – Inhalt und Bedeutung*, Karlsruhe 1981, I 46, 77.

³⁸ Kurt Jakob Ball-Kaduri, *Vor der Katastrophe. Juden in Deutschland 1934–1939*, Tel Aviv 1967, S. 32.

den“ zusammen mit „Ausschreitungen, Sprengstoff, Attentate, Ausländern, Emigranten, Freimauren“ in einem Dezernat geführt³⁹. Ähnlich war innerhalb des Sicherheitsdienstes der SS (SD) die „Judenfrage“ noch eng mit der Annahme verknüpft, die Juden würden vom Ausland her dem Deutschen Reich mit „Greuelpropaganda“ und durch politische Verbindungen zu den Emigranten schaden. Dennoch trat der SD bereits zu dieser Zeit mit einem klaren und weitreichenden Konzept zur Judenverfolgung hervor. In einem für SD-Chef Reinhard Heydrich bestimmten Memorandum schrieb das Judenreferat des SD im Mai 1934: „Das Ziel der Judenpolitik muß die restlose Auswanderung der Juden sein. [...] Den Juden sind die Lebensmöglichkeiten – nicht nur wirtschaftlich genommen – einzuschränken. Deutschland muß ihnen ein Land ohne Zukunft sein, in der wohl die alte Generation in ihren Restpositionen sterben, nicht aber die junge leben kann, so daß der Anreiz zur Auswanderung dauernd wach bleibt.“⁴⁰

Als Grundsatz für den Umgang mit jüdischen Organisationen forderte der SD, daß die Zionisten, die erklärtermaßen die jüdische Auswanderung nach Palästina förderten, im Gegensatz zu den assimilationistischen Verbänden, zu denen der C.V. gezählt wurde, bevorzugt zu behandeln seien. Diese Auffassung setzte sich in den kommenden Monaten auch innerhalb der politischen Polizei durch. In einem Bericht des Judenreferats des Geheimen Staatspolizeiamtes in Berlin vom November 1934 schrieb der Referent, daß das „Bestreben der Staatspolizei dahin gerichtet [sei], den Zionismus weitgehendst zu fördern und seine Auswanderungsbestrebungen zu unterstützen. Die Deutschen (Assimilanten) werden in ihrer Betätigung so viel wie möglich behindert, um sie zu veranlassen, in das Lager der Zionisten hinüberzuwechseln.“⁴¹

Nach dem Ausscheiden von Holländer und Wiener aus der Leitung des C.V., der sich ab 1936 „Jüdischer Centralverein“ nennen mußte, wurden Alfred Hirschberg und Hans Reichmann zu geschäftsführenden Syndici ernannt. Julius Brodnitz blieb Präsident. „Wir waren im Alter seiner Söhne,“ schrieb Alfred Hirschberg später. „Ein umfassendes und unbegrenztes Vertrauen bestand zwischen ihm und uns, bis er 1936 tödlich verunglückte. [...] Niemand von uns sah die Endlösung in der Form voraus, in der sie sich schließlich vollzog. Wir waren innerlich davon überzeugt, daß das Dritte Reich keine tausend Jahre dauern, und daß wir es überleben würden. Unsere ideologische Reaktion zu den Ereig-

³⁹ Geschäftsverteilungsplan Gestapa, 19. 6. 1933; Bundesarchiv (im folgenden: BA), R 58/840, Bl. 2–6; vgl. ebenfalls Klaus Drobisch, Die Judenreferate des Geheimen Staatspolizeiamtes und des Sicherheitsdienstes der SS 1933 bis 1939, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 2, Frankfurt am Main/New York 1992, S. 230–254.

⁴⁰ Memorandum des SD-Amtes IV/2 an Heydrich, 24. 5. 1934; Zentrum für die Aufbewahrung historisch-dokumentarischer Sammlungen („Sonderarchiv“), Moskau (im folgenden: Sonderarchiv Moskau), 501/1/18; abgedruckt in: Michael Wildt (Hg.), Die Judenpolitik des SD 1935–1938. Eine Dokumentation (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte Band 71), München 1995, S. 66–69.

⁴¹ Bericht Gestapa II 1 B 2, November 1934; Sonderarchiv Moskau, 501/1/18.

nissen war realistisch, aber unser Kreis fühlte, daß ein großes Diaspora-Judentum fortbestehen würde und daß es für die Position vieler Millionen Juden in demokratischen Ländern bedeutsam werden könnte, in welcher Form wir auf eine, als vorübergehend empfundene, Abirrung der Umwelt reagierten.“⁴²

Hans Reichmann konzentrierte sich in der Zeit nach 1933 auf zwei Arbeitsgebiete: Zum einen war er für die juristisch-wirtschaftliche Beratungsstelle tätig, die für die unter den zunehmenden staatlichen Repressionen leidenden Juden eine unschätzbare Hilfe wurde. In seinen Aufzeichnungen schildert Reichmann, wie wichtig diese Beratungsstelle bei den Verhaftungen im Juni 1938 war, als er und seine Kollegen sich mit aller Kraft für die Freilassung der Inhaftierten einsetzten. Zum anderen versuchte Reichmann weiterhin, die jetzt strikt konspirative Tätigkeit des Büros Wilhelmstraße fortzuführen und Kontakte zu einflussreichen Personen im Staat zu knüpfen, die in Schlüsselpositionen in denjenigen Ministerien saßen, die für das Schicksal der deutschen Juden entscheidend waren: Arbeitsministerium, Wirtschaftsministerium, Finanzministerium, Reichsbank. So erhielt Hjalmar Schacht, Reichsbankpräsident und von 1934 bis 1937 Reichswirtschaftsminister, ebenso wie der vatikanische Nuntius und spätere Papst Pius XII., Pacelli, von Reichmann allwöchentlich Informationen zur Situation der deutschen Juden⁴³.

Selbst aus dem Innern des nationalsozialistischen Führungszirkels gewann Hans Reichmann Kenntnisse über einen Kontaktmann, den er „Kassandros“ nannte, der offenbar noch Zugang zu Beamten aus der Reichskanzlei besaß. Von ihm, dessen Identität Hans Reichmann auch in seinen Aufzeichnungen aus dem Exil nicht preisgab, stammten oft die dunkelsten Informationen, die im C.V. zu immer ernsthafteren Befürchtungen Anlaß gaben. Reichmanns Verbindungen reichten sogar bis in die Gestapo hinein, in deren sogenannten Judendenzernaten noch Kriminalbeamte tätig waren, die schon in der Weimarer Republik gedient hatten. Von ihnen kam mitunter ein Wink oder Anruf, der es jemandem ermöglichte, sich noch rechtzeitig einer Verhaftung zu entziehen. Reichmann selbst, so berichtete Alfred Hirschberg, erhielt 1935 einen solchen Anruf und verließ das Büro des C.V. in der Emserstraße 42 in derselben Minute durch die Hintertür, während offensichtlich ein Gestapobeamter versuchte, ihn vor der Eingangstür abzufangen⁴⁴.

⁴² Hirschberg, Die CV-Jahre von Hans Reichmann, S. 31.

⁴³ Ebda., S. 32.

⁴⁴ Ebda., S. 33.

III.

Von Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft an gehörten Gewalt und Ausschreitungen gegen Juden zum Alltag⁴⁵. Bereits unmittelbar nach den Reichstagswahlen am 5. März 1933, mit denen die Nationalsozialisten ihre „Machtergreifung“ allerorts begannen, kam es zu Gewaltaktionen gegen Juden. Der Deutschlandkorrespondent des „Manchester Guardian“ berichtete am 10. März aus Berlin, daß SA-Schlägertrupps Juden auf der Straße zusammenschlugen, bis ihnen das Blut über Kopf und Gesicht strömte. Aus Breslau, Wiesbaden, Königsberg, Kiel, Chemnitz, Magdeburg und Bayern wurden ähnliche Hetzjagden und Mißhandlungen von Juden gemeldet⁴⁶.

1934 verwandelte sich zu Palmsonntag der kleine mittelfränkische Ort Gunzenhausen in einen Hexenkessel, als nach einer Brandrede des örtlichen SA-Führers etliche Gunzenhausener mehrere Stunden lang zu den Häusern ihrer jüdischen Nachbarn zogen, mit brutaler Gewalt über dreißig Menschen ins Gefängnis schlepten und dort schwer mißhandelten; ein Jude wurde angeblich erhängt im Schuppen gefunden, ein anderer soll sich ein Messer ins Herz gestossen haben, bevor ihn die Menge ergriff⁴⁷. Die Mordaktion vom 30. Juni 1934 gegen die SA-Führung bot zugleich den Rahmen für antisemitischen Terror. Im schlesischen Hirschberg wurden jüdische Geschäfte überfallen, die Schaufenster eingeschlagen, die Besitzer aus ihren Wohnungen geholt und mißhandelt. SS-Leute verhafteten den Rechtsanwalt Dr. Förster, der an Prozessen gegen Nationalsozialisten teilgenommen hatte, den Kaufmann Charig und das Ehepaar Zweig und erschossen sie nachts „auf der Flucht“⁴⁸.

Im Sommer 1935 fanden in ganz Deutschland, besonders in Berlin, erneute pogromartige Aktionen gegen jüdische Geschäfte statt. In einem Bericht der Staatspolizeistelle Berlin an das Reichs- und Preußische Innenministerium vom August 1935 hieß es: „Gäste und arisches Personal wurden bedroht und auch tätlich angegriffen, den Käufern wurde beim Verlassen der Geschäfte die Ware aus der Hand geschlagen. [...] In zahlreichen Fällen wurden die Inhaber aufgefordert, das Geschäft sofort zu schließen, da sonst die Räumung oder Demolierung des Lokals erfolgen werde. [...] In zahlreichen Fällen wurden auch die

⁴⁵ Vgl. dazu Michael Wildt, *Gewalt gegen Juden in Deutschland 1933 bis 1939*, in: *WerkstattGeschichte* 18 (1997), S. 59–80.

⁴⁶ *Das Schwarzbuch. Tatsachen und Dokumente. Die Lage der Juden in Deutschland 1933*. Hrsg. vom Comité des Delegations Juives, Paris 1934, S. 495–499; siehe jetzt auch Friedlander, *Years of Persecution*, S. 18–26.

⁴⁷ Ian Kershaw, *Antisemitismus und Volksmeinung. Reaktion auf die Judenverfolgung*, in: Martin Broszat/Elke Fröhlich (Hg.), *Bayern in der NS-Zeit II*, München 1979, S. 281–348, hier: S. 295–296.

⁴⁸ *Der gelbe Fleck. Die Ausrottung von 500 000 deutschen Juden*. Mit einem Vorwort von Lion Feuchtwanger, Paris 1936, S. 40–43.

Schaufensterscheiben in der Nacht eingeworfen.“⁴⁹ Heydrich nutzte in seinem Bericht über die Ausschreitungen den von Parteigliederungen entfesselten „Volkszorn“ als Legitimation für die Forderung nach schärferen Gesetzen und härterem Vorgehen gegen die Juden: „Die fortwährend aus dem ganzen Reich einlaufenden Berichte über jüdenfeindliche Demonstrationen lassen erkennen, daß im Reichsgebiet eine immer weiter fortschreitende Unzufriedenheit mit dem bisherigen uneinheitlichen Vorgehen gegen das Judentum sich breitmacht. Der rassenmäßig eingestellte Teil des deutschen Volkes glaubt, die in der Stille bisher ergriffenen Maßnahmen gegen die Juden als nicht genügend ansehen zu müssen und fordert allgemein schärferes Vorgehen.“⁵⁰

Die Nürnberger Gesetze beruhten trotz ihrer überstürzten Formulierung und Verkündung auf dem Parteitag im September 1935 auf langer antisemitischer Vorarbeit seitens vieler Institutionen des NS-Staates⁵¹. Mit dem „Reichsbürgergesetz“, das Juden de facto unter Ausländerrecht stellte, und dem „Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“⁵², mit dem der neue Straftatsbestand der „Rassenschande“ eingeführt wurde, war die rassenbiologische Ideologie der Nationalsozialisten Teil des Strafgesetzbuches geworden⁵³. Was anfangs noch den Nimbus der Rechts-, besser Unrechtssicherheit besaß, entpuppte sich bald als Ausgangspunkt sich stetig verschärfender antisemitischer Maßnahmen des NS-Regimes.

IV.

Anfang November 1937 offenbarte Hitler der engsten militärischen Führungsspitze, daß er zum Krieg entschlossen sei, wobei das erste Ziel die „blitzartige“ Niederwerfung der Tschechoslowakei und Österreichs sein müsse⁵⁴. Vor diesem Hintergrund ist der härtere Kurs gegen die deutschen Juden zu sehen. In einem Deutschland, das sich auf den Krieg vorbereitete, galten die Juden als „natürliche“ Gegner, die den deutschen Anstrengungen Schaden zufügten. Anderer-

⁴⁹ Staatspolizeistelle Berlin an das Reichs- und preußische Ministerium des Innern, 22. 8. 1935; Sonderarchiv Moskau 500/1/379, Bl. 108–113.

⁵⁰ Heydrich an Reichskanzlei, 16. 7. 1935; zit. nach Werner Jochmann, Gesellschaftskrise und Judenfeindschaft in Deutschland 1870–1945, Hamburg 1988, S. 245–246.

⁵¹ Lothar Gruchmann, „Blutschutzgesetz“ und Justiz. Zu Entstehung und Auswirkung des Nürnberger Gesetzes vom 15. September 1935, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 31 (1983), S. 418–442; sowie jetzt Friedlander, *Years of Persecution*, S. 145–173.

⁵² RGBI I, S. 1146 ff. Vgl. Walk, *Sonderrecht*, I 636, 637.

⁵³ Zum „Geist“ der Nürnberger Gesetze vgl. Cornelia Essner, *Die Alchemie des Rassensbegriffs und die „Nürnberger Gesetze“*, in: *Jahrbuch für Antisemitismusforschung* 4, Frankfurt am Main/New York 1995, S. 201–225.

⁵⁴ Niederschrift der Besprechung in der Reichskanzlei am 5. 11. 1937 (Hoßbach-Protokoll), in: *Internationaler Militärgerichtshof (IMG), Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher in Nürnberg* 14. 11. 1945 – 1. 10. 1946, Nürnberg 1948, Bd. 25, S. 403–413.

seits war das jüdische Vermögen begehrt, um die Aufrüstung zu finanzieren; Enteignung und „Arisierung“ der Unternehmen in jüdischem Besitz standen mit der forcierten Aufrüstung in enger Verbindung⁵⁵. In diesem Zusammenhang bildete die Ablösung Schachts als Wirtschaftsminister, der zweifellos kein Freund der Juden war⁵⁶, dennoch eine Zäsur, nach der die Verfolgung der deutschen Juden spürbar an Schärfe zunahm.

Bis Mitte 1935 waren bereits 20 bis 25% aller jüdischen Betriebe in „arische“ Hände übergegangen. Im Januar 1937 praktizierten von den ehemals rund 8000 jüdischen Ärzten nur noch 3300, von den 4000 Rechtsanwälten noch annähernd 2200. Von den rund 50000 jüdischen Geschäften, die es Anfang 1933 im Deutschen Reich noch gegeben hatte, existierten im Juli 1938 nur noch etwa 9000, davon allein über 3600 in Berlin. Obwohl ansonsten infolge der Rüstungskonjunktur längst wieder Vollbeschäftigung herrschte, waren zwischen 30000 und 40000 jüdische Arbeiter und Angestellte arbeitslos, ohne Aussicht auf einen Arbeitsplatz⁵⁷.

Im März 1938 wurde den jüdischen Organisationen der Status einer öffentlichen Körperschaft genommen und damit ihre bisherige Eigenständigkeit entscheidend eingeschränkt, im Mai erging Görings Verordnung über die Anmeldung jüdischen Vermögens, um es besser rauben zu können. Anfang Juli verbot das „Gesetz zur Änderung der Gewerbeordnung“ den Juden zahlreiche Berufe, vor allem den Hausierhandel, mit dessen Hilfe sich noch manche über Wasser zu halten suchten⁵⁸. Reichmann berichtet von den Schikanen, denen jüdische Händler in Königsberg und Schneidemühl ausgesetzt waren. Die Wandergewerbescheine, die ihnen in einem Behördenraum erteilt wurden, nahm ihnen die Gestapo zwei Räume weiter wieder ab. Den jüdische Rechtsanwalt, der die Beschwerden der Händler vertreten wollte, bedrohte die Gestapo mit Haft, wenn er nicht für die Rücknahme der Klagen sorgen würde⁵⁹. Die „4. Verordnung zum Reichsbürgergesetz“ vom 25. Juli 1938 entzog allen noch praktizierenden jüdischen Ärzten die Approbation; in Ausnahmefällen konnten sie als „Krankenbehandler“ jüdische Patienten versorgen. Entsprechend verbot im September die „5. Verordnung“ allen jüdischen Rechtsanwälten die Tätigkeit und ließ sie allenfalls als „Konsulenten“ jüdische Klienten vertreten⁶⁰. Von den noch 1753 praktizierenden jüdischen Rechtsanwälten erhielten nur 172 eine solche

⁵⁵ Vgl. Ludolf Herbst, *Das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945. Die Entfesselung der Gewalt: Rassismus und Krieg*, Frankfurt am Main 1996, besonders S. 200–208.

⁵⁶ Albert Fischer, Hjalmar Schacht und Deutschlands „Judenfrage“. Der „Wirtschaftsdiktator“ und die Vertreibung der Juden aus der deutschen Wirtschaft, Köln 1995.

⁵⁷ Avraham Barkai, *Vom Boykott zur „Entjudung“. Der wirtschaftliche Existenzkampf der Juden im Dritten Reich 1933–1943*, Frankfurt am Main 1988, S. 78–80.

⁵⁸ Vgl. dazu Adam, *Judenpolitik*, S. 172–203.

⁵⁹ Siehe im vorliegenden Band S. 68–69.

⁶⁰ RGBl I (1938), S. 969–970 und S. 1403–1406; vgl. Walk, *Sonderrecht*, II 510 und 547.

Ausnahmegenehmigung, von den 3 152 jüdischen Ärzten durften nur 709 weiterarbeiten⁶¹.

Als habe er die künftigen Ereignisse geahnt, unternahm Hans Reichmann Ende 1937, Anfang 1938 noch einige Reisen, die ihn an Orte voller Erinnerungen führten: nach Bellagio am Comer See und zu seinem alten Studienort Freiburg, wo ihn die Schilder „Juden unerwünscht“ und die Hetzüberschriften der SS-Zeitung „Das Schwarze Korps“ wieder in die antisemitische Wirklichkeit zurückholten. Er besuchte er noch einmal das jetzt polnische Oberschlesien, den kleinen jüdischen Friedhof in Sohrau, auf dem seine Vorfahren lagen, fuhr nach Inowrazlaw und Thorn, und schließlich gemeinsam mit Eva, die von einer Reise nach Palästina zurückgekehrt war, nach Prag. Fast scheint es so, als habe er Abschied nehmen wollen: „Alles in mir bäumt sich gegen die Erkenntnis auf, daß es zu Ende geht, und sie wird mit jeder Woche doch stärker. Zu Ende mit dem deutschen Judentum! Generationen hatten mit Fleiß und Umsicht den wirtschaftlichen Unterbau geschaffen, der das stolze Haus des Geistes und der wirkenden Menschenliebe trug, das für uns deutsches Judentum bedeutet. Mit jedem Stein, der aus dem tragenden Grund herausgebrochen wurde, sinkt eine Stütze. Wie lange noch, und der stolze Bau muß zusammenbrechen!“⁶²

V.

Mit dem „Anschluß“ Österreichs nahm die antisemitische Politik des NS-Regimes einen neuen, terroristischen Kurs. Bereits in der Nacht zum 12. März hatten die Österreicher in Wien und andernorts ihren antisemitischen Ressentiments freien Lauf gelassen. Jüdische Geschäfte wurden geplündert, Juden willkürlich verhaftet, aus ihren Wohnungen getrieben und mißhandelt, persönliche Bereicherungen waren an der Tagesordnung⁶³. Angesichts dieses gewalttätigen Antisemitismus „von unten“ und eines noch unschlüssigen Zugriffs „von oben“ bemühte sich Adolf Eichmann, der vier Tage nach dem Einmarsch als SD-Vertreter in Wien eingetroffen war, zielstrebig, die Judenpolitik in seiner Dienststelle zu zentralisieren. Er stellte eine Liste derjenigen jüdischen Organisationen auf, die wieder zugelassen werden sollten, um sie in den Dienst der Zwangsauswanderung zu stellen. Den wieder aus der Haft entlassenen Amtsdirektor der Israe-

⁶¹ Barkai, Boykott, S. 134.

⁶² Siehe im vorliegenden Band S. 53. Auch Herbert A. Strauss erzählt von diesem Sommer 1938, in dem er als Zwanzigjähriger mit einem Freund mainabwärts paddelte, „und wir genossen die Ruhe und den Frieden des Wassers und der schönen Landschaft an seinen Ufern, die einen willkommenen Kontrast zu spannungsgeladenen und unheilvollen Schlagzeilen und Radioberichten bildeten, mit denen wir in Berlin überschwemmt worden waren.“ Herbert A. Strauss, Über dem Abgrund. Eine jüdische Jugend in Deutschland 1918–1943, Frankfurt am Main 1997, S. 114.

⁶³ Vgl. Hans Safrian/Hans Witek, Und keiner war dabei. Dokumente des alltäglichen Antisemitismus in Wien 1938, Wien 1988.

litischen Kultusgemeinde Wien, Dr. Josef Löwenherz, zwang er zur Mitarbeit, von der Kultusgemeinde erpreßte er mehrere hunderttausend Reichsmark und demonstrierte damit, daß es dem SD im Unterschied zu den umständlichen Methoden der Ministerialbürokratie mit genügend – krimineller – Energie gelang, die Vertreibung der Juden von diesen selbst finanzieren zu lassen. Die neu gegründete Wiener „Zentralstelle für jüdische Auswanderung“ wurde zum Modell für Berlin und Prag⁶⁴.

Reichmann beschreibt in seinen Aufzeichnungen, wie die Nachrichten der Vertreibung der österreichischen Juden auf Betreiben des „Kommissars Eichmann vom „Sicherheitsdienst der SS“ in der C.V.-Zentrale in Berlin Entsetzen hervorriefen⁶⁵. Vor dem Terror flohen die Juden zu Zehntausenden und konnten froh sein, ihren Kopf gerettet zu haben. Bis zum Frühjahr 1939 hatte etwa die Hälfte aller rund 19000 österreichischen Juden ihr Land verlassen⁶⁶, darunter Tausende, die von SA und SS mit Gewalt illegal über die Grenze, vor allem in die Schweiz, abgeschoben wurden⁶⁷. In Berlin kam es unterdessen im Frühsommer 1938 zu erneuten antisemitischen Ausschreitungen. Anfang Mai 1938 hatten Angehörige einer Berliner NSDAP-Ortsgruppe nachts jüdische Geschäfte beschmiert und die örtliche Synagoge beschädigt, in anderen Berliner Stadtteilen wurden Schaufenster zertrümmert. Am 10. Juni forderte Goebbels in einem Vortrag vor Polizeioffizieren dazu auf, „sich ständiger Eingriffe gegen die Juden zu befleißigen“⁶⁸, einen Tag später setzten in ganz Berlin gewalttätige Aktionen gegen jüdische Geschäfte ein; teilweise kam es sogar zu Plünderungen. Reichmann schildert eindringlich, wie die „kochende Volksseele“ wirkte⁶⁹.

Auch in Magdeburg wurden im Juni jüdische Geschäfte mit Farbe beschmiert⁷⁰, in Frankfurt am Main Schaufensterscheiben zerschlagen, Synagogen

⁶⁴ Vgl. Hans Safrian, *Die Eichmann-Männer*, Wien 1993, S. 36–49; sowie Gabriele Anderl, *Die „Zentralstellen für jüdische Auswanderung“ in Wien, Berlin und Prag – ein Vergleich*, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* 23 (1994), S. 275–299.

⁶⁵ Siehe im vorliegenden Band S. 61.

⁶⁶ Jonny Moser: *Österreich*, in: Wolfgang Benz (Hg.), *Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus*, München 1991, S. 67–93, hier: S. 68.

⁶⁷ Vgl. Jacob Toury, *Ein Auftakt zur „Endlösung“: Judenaustreibungen über nichtslawische Reichsgrenzen 1933–1939*, in: *Das Unrechtsregime. Internationale Forschung über den Nationalsozialismus*. Hrsg. von Ursula Büttner unter Mitwirkung von Werner Johe und Angelika Voß, Bd. 2, Hamburg 1986, S. 164–196.

⁶⁸ Stabskanzlei SD-Hauptamt an Abteilung II 112, 22. 6. 1938; Sonderarchiv Moskau, 500/1/645. Goebbels notierte dazu am 11. 6. 1938: „Vor 300 Polizeioffizieren in Berlin über die Judenfrage gesprochen. Ich putsche richtig auf. Gegen jede Sentimentalität. Nicht Gesetz ist die Parole sondern Schikane.“ Elke Fröhlich (Hg.), *Die Tagebücher von Joseph Goebbels, Sämtliche Fragmente*, Teil I: *Aufzeichnungen 1924–1941*, München 1987, Bd. 3, S. 452.

⁶⁹ Siehe im vorliegenden Band S. 73.

⁷⁰ Fernschreiben SD Leipzig an SD-Hauptamt, 22. 6. 1938; Sonderarchiv Moskau, 500/1/645, Bl. 10.

beschädigt und sogar jüdische Geschäftsinhaber tötlich angegriffen⁷¹. Offensichtlich aus außenpolitischen Rücksichten unterband Hitler weitere Ausschreitungen: Auf Beschluß der Gauleitung und des Polizeipräsidenten von Berlin, dem ein „persönliches Eingreifen des Führers von Berchtesgarden aus“ vorausging, wurden fürs erste antijüdische Aktionen ab dem 21. Juni, 17 Uhr, verboten⁷².

Aber wieder nutzte die Sicherheitspolizei den „entfesselten Volkszorn“, um ihre eigene Politik gegen die Juden zu verschärfen. Auf einer Chefbesprechung am 1. Juni 1938 teilte Reinhard Heydrich seinen Beamten mit, „auf Befehl des Führers [würden] bestimmte Dinge im Westen des Reiches durchgeführt. Zu diesem Zweck sei es notwendig, sämtliche verfügbaren Arbeitskräfte dorthin zu schicken.“⁷³ Heydrich schlug vor, KZ-Häftlinge, sogenannte „arbeitscheue und asoziale Elemente“ sowie vorbestrafte Juden zu verhaften. Am selben Tag verschickte das Reichskriminalpolizeiamt einen von Heydrich unterzeichneten Erlaß, dem zufolge in der Woche zwischen dem 13. und 18. Juni jede Kriminalpolizeistelle „mindestens 200 männliche arbeitsfähige Personen (asoziale) in polizeiliche Vorbeugungshaft zu nehmen“ habe. Weiter wurde bestimmt: „Ferner sind ebenfalls in der Woche vom 13. bis 18. Juni alle männlichen Juden des Kriminalpolizeistellenbezirks, die mit mindestens einer Gefängnisstrafe von mehr als einem Monat bestraft sind, in polizeiliche Vorbeugungshaft zu nehmen.“⁷⁴ Die Juni-Aktion, bei der weit über 10000 Menschen, darunter rund 1500 Juden, verhaftet und in ein Konzentrationslager verschleppt wurden, bedeutete eine drastische Verschärfung der polizeistaatlichen Maßnahmen, wurden doch hier zum ersten Mal bestimmte Gruppen systematisch in einer Großrazzia gefaßt. In Reichmanns Aufzeichnungen stellt die Juni-Aktion einen Wendepunkt dar. Mit ihr wurde die Dimension der Gewalt deutlich, mit der das Regime mittlerweile gegen die deutschen Juden vorzugehen bereit war. Was die österreichischen Juden im März bereits hatten erleiden müssen, wurde nun auch in Deutschland Wirklichkeit.

Am Montag, den 13. Juni, liefen morgens im Berliner Büro des C.V. die ersten Meldungen über Verhaftungen ein. Von den Frauen der Festgenommenen war kein Hinweis auf die Gründe zu erfahren, aber binnen kurzem wurde erkennbar, daß es sich um eine Massenverhaftung handelte und die Verhafteten in eines der drei Konzentrationslager Buchenwald, Sachsenhausen oder Dachau ge-

⁷¹ SD-OA Fulda-Werra an SD-Hauptamt, 23. 6. 1938; Sonderarchiv Moskau, 500/1/645, Bl. 11.

⁷² Vgl. Stabskanzlei an II 112, 22. 6. 1938 (Anm. 68); sowie die entsprechenden Hinweise in den Aufzeichnungen Goebbels' vom 21. und 22. 6. 1938; vgl. Fröhlich (Hg.), Tagebücher, Bd. 3, S. 461–463.

⁷³ Aktennotiz Dr. Spengler, 1. 6. 1938; Sonderarchiv Moskau, 500/1/645.

⁷⁴ Reichssicherheitshauptamt – Amt V (Hg.), Vorbeugende Verbrechensbekämpfung – Erlaßsammlung, o. O., o. J. (Berlin 1943), S. 81–82; vgl. dazu Wolfgang Ayaß, „Asoziale“ im Nationalsozialismus, Stuttgart 1995, S. 139–165.

bracht worden waren. Hier wurden die jüdischen Häftlinge besonders grausam behandelt. Was Harry Stein für die Juden in Buchenwald feststellte, galt gleichermaßen auch für die anderen Konzentrationslager: „Keine andere Häftlingsgruppe wurde im Sommer 1938 schlimmer drangsaliert.“⁷⁵ Die Nachrichten, die nach Berlin über die Verhältnisse in den Konzentrationslagern drangen, waren grauenvoll. In überfüllten Baracken wurden die Häftlinge zusammengewerfelt, von morgens vier bis abends acht Uhr mit schwersten Arbeiten gepeinigt. Wasser gab es kaum, Durst quälte die Häftlinge in schlimmster Weise. Die Entlassenen schwiegen über das Erlebte, aber ihre abgemagerten, geschundenen Körper sagten genug aus. Reichmann schildert den Fall eines Fleischermeisters, ehemals ein Hüne, der nach der Entlassung seinen Rechtsanwalt besuchte: „Er geht an einem Stock, das heißt, er schleppt sich mühsam und schreit, als er seinen Befreier sieht: ‚Fragen Sie mich nicht, fragen Sie mich nicht!‘ – ‚Aber ich habe Sie ja nicht gefragt.‘ Der Mann schreit von neuem: ‚Fragen Sie mich nicht, ich wandere jetzt aus und komme nur, um mich bei Ihnen zu bedanken.‘ Dann humpelte er davon.“⁷⁶

Die Atmosphäre blieb auch nach den Juni-Ereignissen gewalttätig aufgeladen. Die außenpolitischen Spannungen, die durch die vom Deutschen Reich provozierte Sudetenkrise hervorgerufen wurden und Europa im September 1938 an den Rand des Krieges brachten, fanden ihren Niederschlag in lokalen antisemitischen Ausschreitungen. Nicht nur aus Franken, dessen Gauleiter Julius Streicher jede Gelegenheit nutzte, um gegen die Juden loszuschlagen, sondern auch aus anderen Teilen Deutschlands berichtete der SD über gewaltsame Aktionen. In Beveringen, Neuenkirchen und Fürstenau wurde am 20. und 22. September in die Synagogen eingebrochen, das Mobiliar zerstört und jüdische Friedhöfe geschändet⁷⁷. In Wien überfielen SA-Trupps in einem groß angelegten Pogrom Mitte Oktober Hunderte von jüdischen Geschäften, Schulen, Synagogen, Häusern, zerstörten und plünderten⁷⁸. Den ganzen Sommer hindurch, so Hans Reichmann, habe es in Berlin Razzien in jüdischen Cafés und Restaurants gegeben, bei denen die Gäste geschlagen und etliche verhaftet und erst nach Tagen oder sogar Wochen wieder freigelassen wurden⁷⁹. In Nürnberg, München und Dortmund wurden die Synagogen unter großem öffentlichen Spektakel niedergedrückt, wobei die Jüdischen Gemeinden die Abrißkosten zu tragen hatten. Der SD-Oberabschnitt Süd-West meldete Anfang Oktober, daß

⁷⁵ Harry Stein, *Juden in Buchenwald 1937–1942*, hrsg. von der Gedenkstätte Buchenwald, Weimar 1992, S. 24. Vgl. ebenfalls Leni Yahil, *Jews in Concentration Camps in Germany Prior to World War II*, in: *The Nazi Concentration Camps. Proceedings of the Fourth Yad Vashem International Historical Conference*, Jerusalem 1984, S. 69–100.

⁷⁶ Siehe im vorliegenden Band S. 87.

⁷⁷ Vgl. Wildt, *Gewalt gegen Juden*, S. 69–70.

⁷⁸ David Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat. Die „Endlösung“ und die Deutschen. Eine Berichtigung*, Berlin 1995, S. 115.

⁷⁹ Siehe im vorliegenden Band S. 81–82.

es in verschiedenen württembergischen Orten zu antisemitischen Kundgebungen gekommen sei, wobei Fensterscheiben eingeschlagen und Juden bedroht worden seien⁸⁰. Reichmann berichtet von der „unerträglichen Spannung im Volk“, die in jenen Tagen geherrscht habe. Im Hotel in Baden-Baden, in dem er und Eva sich zu dieser Zeit aufhielten, herrsche eine Stimmung wie in Thomas Manns Erzählung „Der Tod in Venedig“: „Im Wald irrt eine Frau umher, die im Gehen strickt. Die Angst hat sie hinaus getrieben, sie weiß kaum noch, was sie tut, sie hängt sich an fremde Menschen und erzählt zitternd von ihrer Qual: drei Söhne hat sie im Weltkrieg verloren und jetzt sind die beiden einberufen, die ihr geliebten sind.“⁸¹

Eine seit dem Frühjahr schwelende diplomatische Auseinandersetzung mit Polen führte im Oktober zu einer erneuten massenhaften, reichsweiten Polizeiaktion gegen Juden. Als Reaktion auf die antisemitische Absicht der polnischen Regierung, den im Ausland lebenden polnischen Staatsangehörigen, vor allem den polnischen Juden, die Staatsangehörigkeit abzuerkennen und durch entsprechende Paßvermerke die Wiedereinreise nach Polen zu verwehren, erließ Himmler am 26. Oktober ein Aufenthaltsverbot für polnische Juden und ordnete an, daß sie innerhalb von drei Tagen das Deutsche Reich zu verlassen hätten. In einer gezielten Großaktion nahm die Gestapo am 28. Oktober etwa 17 000 polnische Juden fest und verfrachtete sie an die polnische Grenze. Da Polen die Einreise dieser Menschen verweigerte, irrten sie im Niemandsland und in den Grenzorten umher, ohne jede Hilfe, Lebensmittel und sanitäre Möglichkeiten. Erst nachdem sich Polen und Deutschland nach einigen Tagen auf eine Verlängerung der Abschiebefrist verständigt hatten, brach Himmler die Aktion ab. Aber noch im Winter 1938/39 vegetierten Tausende von Flüchtlingen in überfüllten Lagern im deutsch-polnischen Grenzgebiet, bis eine Vereinbarung zwischen Polen und dem Deutschen Reich Ende Januar 1939 die Abschiebung des größten Teils dieser Menschen nach Polen verfügte⁸².

VI.

Es war diese kalt kalkulierte und brutale Maßnahme, die den jungen Herschel Grynszpan, dessen Eltern zu den Deportierten gehörten, in Paris zum Attentat trieb und ihn am 7. November 1938 auf den deutschen Botschaftsangehörigen

⁸⁰ Meldung des SD-Oberabschnitts Süd-West, 6. 10. 1938; Sonderarchiv Moskau, 500/1/630, Bl. 5. Vgl. Wildt, Gewalt gegen Juden, S. 70–74.

⁸¹ Siehe im vorliegenden Band S. 100.

⁸² Vgl. dazu Trude Maurer, Abschiebung und Attentat. Die Ausweisung der polnischen Juden und der Vorwand für die „Kristallnacht“, in: Walter H. Pehle (Hg.), Der Judenpogrom 1938. Von der „Reichskristallnacht“ zum Völkermord, Frankfurt am Main 1988, S. 52–73; sowie Sybil Milton, Menschen zwischen Grenzen: Die Polenausweisung 1938, in: Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte, München 1990, S. 184–206.

Ernst vom Rath schießen ließ⁸³. Die Reichsvertretung der deutschen Juden und der C.V. versuchten, wie Reichmann berichtet, die drohende Gefahr abzuwenden, indem sie in einem gemeinsamen Kondolenztelegramm an Hitler betonten, daß die deutschen Juden wie alle gesitteten Menschen den politischen Mord und das Attentat in Paris verabscheuten. Aber diejenigen in der NS-Führung, die auf eben eine solche Situation gewartet hatten, um endlich gegen die Juden loszuschlagen, waren keineswegs gewillt, sich noch aufhalten zu lassen. Am 9. November beging die NSDAP in München traditionell den Jahrestag ihres Putschversuchs 1923. Gegen neun Uhr abends brachte ein Bote Hitler die Nachricht vom Tode vom Rath in den Alten Rathssaal, wo die Parteispitze ihren „Kameradschaftsabend“ feierte. Hitler sprach mit Goebbels, der, nachdem jener den Saal verlassen hatte, gegen zehn Uhr eine antisemitische Hetzrede hielt. Die anwesenden Parteiführer verstanden offensichtlich richtig, daß damit das Signal zum Losschlagen gegen die Juden gegeben worden war, und telefonierten umgehend mit ihren regionalen Organisationen. Noch in derselben Nacht begannen die Schlägertrupps aus Partei und SA ihre Zerstörungsaktionen⁸⁴.

Was in den kommenden Stunden überall in Deutschland sich ereignete, übertraf an Brutalität, Vandalismus und Mordbereitschaft die bisherigen Pogrome bei weitem. Vor aller Augen schlugen die Trupps Fensterscheiben ein, plünderten Geschäfte, schlugen deren jüdische Besitzer zusammen, drangen in Wohnungen von Juden ein, verwüsteten die Einrichtung, mißhandelten die Bewohner und schreckten selbst vor Mord nicht zurück. Auf offener Straße wurden zahlreiche Menschen buchstäblich zu Tode geprügelt. Es gibt bis heute keine genauen Zahlen über das ganze Ausmaß der Zerstörungen, Plünderungen, Vergewaltigungen, Körperverletzungen und Ermordungen in diesen Tagen. Heydrich selbst bezifferte die Schäden in einem Brief an Göring vom 11. November ver harmlosend auf 815 zerstörte Geschäfte, 29 in Brand gesetzte oder sonst verwüstete Warenhäuser, 171 zertrümmerte Wohnhäuser, 191 angezündete Synago-

⁸³ Zum Novemberpogrom siehe als zusammenfassende Darstellungen: Wolfgang Benz, *Der Novemberpogrom 1938*, in: *Die Juden in Deutschland 1933–1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft*. Hrsg. von Wolfgang Benz, München 1988, S. 499–544; Hermann Graml, *Reichskristallnacht. Antisemitismus und Judenverfolgung im Dritten Reich*, München 1988, S. 9–37; Pehle (Hg.), *Der Judenpogrom 1938*; Dieter Obst, „Reichskristallnacht“. Ursachen und Verlauf des antisemitischen Pogroms vom November 1938, Frankfurt am Main u. a. 1991.

⁸⁴ Goebbels hielt in seinem Tagebuch zum 9. November fest: „In Kassel und Dessau große Demonstrationen gegen die Juden, Synagogen in Brand gesteckt und Geschäfte demoliert. Nachmittags wird der Tod des deutschen Diplomaten vom Rath gemeldet. Nun aber ist es gut. Ich gehe zum Parteiempfang im alten Rathaus. Riesenbetrieb. Ich trage dem Führer die Angelegenheit vor. Er bestimmt: Demonstrationen weiterlaufen lassen. Polizei zurückziehen. Die Juden sollen einmal den Volkszorn zu verspüren bekommen. Das ist richtig. Ich gebe gleich entsprechende Anweisungen an Polizei und Partei. Dann rede ich kurz dementsprechend vor der versammelten Parteiführerschaft. Stürmischer Beifall. Alles saust gleich an die Telefone. Nun wird das Volk handeln.“ (Joseph Goebbels *Tagebücher 1924–1945*. Hrsg. von Ralf Georg Reuth, München 1992, S. 1281–82).

gen, von denen 76 vollständig vernichtet wurden. Ferner seien 11 jüdische Gemeindehäuser in Brand gesetzt, 36 Juden getötet, ebenso viele verletzt worden⁸⁵. Einen Tag später gab Heydrich bereits mehr als 7500 verwüstete Geschäfte an⁸⁶. Die Zahl der Ermordeten lag sicher bei hundert⁸⁷, nicht eingerechnet die zahlreichen jüdischen Toten unter den Häftlingen anschließend in den Konzentrationslagern.

Die SS und die Gestapo war an dem Pogrom nicht von vornherein beteiligt. Sowohl Heydrich als auch Himmler hatten Goebbels' Rede im Alten Rathausaal gar nicht gehört; Heydrich erfuhr von der Aktion gegen 23 Uhr im Hotel „Vier Jahreszeiten“, Himmler war zu dieser Zeit bei Hitler in dessen Privatwohnung und mußte erst um Mitternacht die traditionelle Vereidigung der SS-Rekruten vornehmen, ehe er Anweisungen geben konnte. Zu dieser Zeit war jedoch die Gestapo-Zentrale in Berlin bereits aktiv geworden. Kurz vor Mitternacht hatte der Gestapo-Chef Heinrich Müller an sämtliche Staatspolizeidienststellen ein geheimes Fernschreiben geschickt, in dem es hieß:

„1. Es werden in kürzester Frist in ganz Deutschland Aktionen gegen Juden insbesondere gegen deren Synagogen stattfinden. Sie sind nicht zu stören. Jedoch ist im Benehmen mit der Ordnungspolizei sicherzustellen, dass Plünderungen und sonstige Ausschreitungen unterbunden werden können.

2. Sofern sich in Synagogen wichtiges Archivmaterial befindet, ist dieses durch eine sofortige Massnahme sicherzustellen.

3. Es ist vorzubereiten die Festnahme von etwa 20–30000 Juden im Reiche. Es sind auszuwählen vor allem vermögende Juden. [...]“⁸⁸

Um 1.20 Uhr ließ Heydrich seinerseits eine Fernschreiben an sämtliche Staatspolizei- und SD- Dienststellen verschicken, in dem er zum einen detailliert festlegte, die jeweiligen Leiter hätten in ihrem Bezirk dafür zu sorgen, daß deutsches Eigentum nicht beschädigt würde, jüdische Geschäfte zwar zerstört, aber nicht geplündert würden und ausländische Staatsangehörige nicht belästigt

⁸⁵ Heydrich an Göring, 11. 11. 1938; abgedruckt in: IMG, Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher, Bd. 32, S. 1–2 (3058-PS).

⁸⁶ Stenographische, teilweise Niederschrift der Besprechung bei Göring, 12. 11. 1938, abgedruckt in: IMG, Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher, Bd. 28, S. 499–540 (1816-PS).

⁸⁷ So berichtet Arno Hamburger, daß allein in Nürnberg 26 Menschen ermordet wurden oder aus Angst sich selbst töteten; Arno Hamburger, Die Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 in Nürnberg, in: Jörg Wollenberg (Hg.), „Niemand war dabei und keiner hat's gewußt“. Die deutsche Öffentlichkeit und die Judenverfolgung 1933–1945, München 1989, S. 21–25.

⁸⁸ Geheimes Fernschreiben Gestapa II, gez. Müller, an alle Stapostellen und -leitstellen, 9. 11. 1938 23.55 Uhr, abgedruckt in: IMG, Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher, Bd. 25, S. 376–378 (374-PS). Daß dieses Fernschreiben, obwohl unabhängig entstanden, inhaltlich dem Fernschreiben Heydrichs eine gute Stunde später entsprach, stützt die Überlegung, daß schon vor dem November 1938 zumindest innerhalb des Polizeiapparates Absprachen über zentral gelenkte Massenverhaftungen von Juden bestanden haben.

würden. Zum anderen wies Heydrich die Gestapo- und SD-Stellen an, „in allen Bezirken so viele Juden – insbesondere wohlhabende – festzunehmen, als in den vorhandenen Hafträumen untergebracht werden können.“ Es seien zunächst nur „gesunde männliche Juden nicht zu hohen Alters“ zu verhaften und unverzüglich mit den zuständigen Konzentrationslagern Verbindung aufzunehmen, um die Verhafteten dorthin zu bringen⁸⁹. Noch in derselben Nacht sandte Heydrich ein weiteres Blitz-Fernschreiben an alle Gestapostellen, daß gegen Plünderungen rücksichtslos vorzugehen sei⁹⁰.

Obwohl Heydrich ausdrücklich angewiesen hatte, vornehmlich wohlhabende und nicht zu alte Juden zu verhaften, sah die Polizei in vielen Orten zu, möglichst rasch viele jüdische Männer zu ergreifen, egal, wie alt oder wie reich sie waren. So wurden sowohl Jugendliche, teilweise erst 15 oder 16 Jahre alt, als auch Greise, die über 70 Jahre alt waren, in die Konzentrationslager verschleppt. Zwar gab es gelegentlich auch Verhaftungen in höflichem Umgangston, aber vielerorts kam es zu Mißhandlungen und öffentlichen Verhöhnungen. Die SA- und SS-Männer erlaubten den Verhafteten in den frühen Morgenstunden nicht, sich anzuziehen, und zerrten die Menschen in Nachthemden und Hausschuhen durch die zum Teil mit Glasscherben übersäten Straßen. Überall wurden Juden geschlagen und getreten, mitunter so heftig, daß sie schwere, sogar tödliche Verletzungen erlitten.

Derlei brutale Mißhandlungen fanden öffentlich statt, in kleineren Orten inszenierten die örtlichen Parteifunktionäre den Abtransport der verhafteten Juden als regelrechte Umzüge durch die Stadt. Oftmals begleitete eine ganze Schar von Neugierigen den Zug, die sich nicht scheuten, den Marsch zum Bahnhof für die Opfer zum Spießbrutenlauf werden zu lassen. Als die verhafteten Frankfurter Juden zum Beispiel auf dem Südbahnhof eintrafen, empfing sie bereits eine johlende Menschenmenge, die sie mit Knüppeln und Stöcken verfolgte und zahlreiche Juden verletzte. Ganze Schulklassen wurden an manchen Orten aufgeboten, um das Schauspiel mitzuerleben und die Opfer anzuspucken oder zu schlagen⁹¹.

Die NS-Führung war von dieser Explosion der Gewalt offenbar selbst überrascht und mühte sich im Laufe des 10. November, wieder die Kontrolle zu gewinnen. Um 20 Uhr übertrugen alle Sender des Reichs einen Aufruf, die Aktionen einzustellen, nachdem schon die Nachmittagszeitungen einen entsprechenden Artikel Goebbels' veröffentlicht hatten. In einem Blitzferschreiben wies Heydrich die Gestapostellen an, in der Nacht mit der Ordnungspolizei Streifen

⁸⁹ Blitz-Fernschreiben Heydrichs an alle Staatspolizei- und SD-Dienststellen, 10. 11. 1938 1.20 Uhr, abgedruckt in: IMG, Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher, Bd. 31, S. 515–518 (3051-PS).

⁹⁰ Blitz-Fernschreiben Heydrichs, 10. 11. 1938; ebda., S. 518–519. Zu den Verhaftungen siehe jetzt auch die Magisterarbeit von Heiko Pollmeier, *Die Inhaftierung deutscher Juden im November 1938*, TU Berlin (Masch.) 1995.

⁹¹ Obst, „Reichskristallnacht“, S. 297–307.

zu organisieren, um weitere Aktionen zu verhindern. Allerdings sollten die Festnahmen von Juden ohne Einschränkung von der Gestapo fortgesetzt werden⁹². Hermann Göring machte zwei Tage später auf der Konferenz im Reichsluftfahrtministerium aus seinem Unmut über die Aktionen keine Hehl. Dabei bereiteten ihm weniger die Morde und die brutale Gewalt an Juden Sorgen als vielmehr die Zerstörung von Sachwerten. Er habe diese Demonstrationen satt, sagte er: „Sie schädigen nicht den Juden, sondern schließlich mich, der ich die Wirtschaft als letzte Instanz zusammenzufassen habe. [...] Mir wäre lieber gewesen, ihr hättet 200 Juden erschlagen und nicht solche Werte vernichtet.“⁹³

Für Reichmann und seine Kollegen aus den anderen jüdischen Hilfsorganisationen bestand die vordringlichste Aufgabe in den ersten Morgenstunden des 10. November darin, sich ein Bild von den Zerstörungen und der Dimension des Pogroms zu machen. Aus allen Teilen Deutschlands trafen Schreckensnachrichten in Berlin ein, und die Hauptstadt selbst war ein Ort schlimmster Ausschreitungen. Der Versuch von Leo Baeck und Otto Hirsch bei Hans-Heinrich Lammer, dem Chef der Reichskanzlei und einem der wichtigsten Beamten um Hitler, vorzusprechen, war ebenso vergeblich wie ein entsprechender Vorstoß zum Reichsinnenministerium. Die Spitzen der Beamten ließen sich verleugnen. Am Mittag des 10. November wurde das Büro des C.V. von der Gestapo geschlossen ebenso wie die Räume der Reichsvertretung in der Kantstraße. In der Wohnung von Ernst Herzfeld, dem Präsidenten des C.V., der sich gerade in Berlin befand, fand eine erste Lagebesprechung statt. Die Absicht, täglich zu gleicher Stunde an wechselnden Orten sich wieder zu treffen, wurde durch die Ereignisse zunichte gemacht, da zahlreiche jüdische Funktionäre, darunter Hirsch, Lilienthal und Reichmann noch am selben Tag verhaftet wurden⁹⁴.

Hans Reichmann verließ das Gebäude des C.V. gegen Mittag und ging nach Hause, obwohl ihm klar war, daß Verhaftungen unmittelbar bevorstanden. „Aber Flucht“, so schrieb er, „kommt mir nicht ernsthaft in den Sinn“⁹⁵. Am Nachmittag wurde er von zwei Polizeibeamten in Zivil angeblich zu einer Vernehmung abgeholt. 70 Reichsmark konnte er sich noch einstecken und kaufte davon Schokolade, Zigaretten und ein paar Lebensmittel. Zufällig kam Cora Berliner vorbei, der er noch eine Nachricht und Vollmacht für Eva Reichmann schreiben konnte. Dann fuhr das Auto mit den Verhafteten endgültig zum Polizeipräsidium.

⁹² Blitz-Fernschreiben Heydrichs an alle Staatspolizei- und SD-Dienststellen, 10. 11. 1938, abgedruckt in: IMG, Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher, Bd. 31, S. 519 (3051-PS).

⁹³ Stenographische Niederschrift, 12. 11. 1938, abgedruckt in: IMG, Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher, Bd. 28, S. 499–540 (1816-PS), Zitat: S. 500, 518.

⁹⁴ Siehe im vorliegenden Band S. 114.

⁹⁵ Siehe im vorliegenden Band S. 116.

VII.

Rund 365 000 jüdische Männer wurden im gesamten Deutschen Reich bis zum 16. November festgenommen und größtenteils in die Konzentrationslager Dachau, Buchenwald oder Sachsenhausen verschleppt⁹⁶. Zusammen mit dem KZ Buchenwald, mit dessen Bau im Sommer 1937 begonnen worden war, bildete das KZ Sachsenhausen eines der neuen großen Konzentrationslager⁹⁷. Im Juli 1936 hatte die SS mit der preußischen Regierung einen langfristigen Pachtvertrag über ein rund 76 Hektar großes Waldgelände im Forst Sachsenhausen bei Oranienburg nahe Berlin abgeschlossen, auf dem nach Himmlers Worten „ein vollkommen neues, jederzeit erweiterungsfähiges, modernes und neuzeitliches Konzentrationslager“ geschaffen werden sollte, das „allen Anforderungen und Erfordernissen nach jeder Richtung hin gewachsen ist und sowohl in Friedenszeiten sowie für den Mob.[ilisierung]-Fall die Sicherung des Reiches gegen Staatsfeinde und Staatsschädlinge in vollem Umfang jederzeit gewährleistet“⁹⁸. Schon Ende Juli 1937 begannen die ersten Häftlinge, Baracken zu bauen und den Wald zu roden. Im Frühjahr 1938 war der erste Bauabschnitt mit dem sogenannten Kleinen Lager, den Unterkünten für die SS und Werkstätten vollendet. Mit der Polizei-Aktion gegen sogenannte „Asoziale“ im Juni 1938 hatte das KZ Sachsenhausen eine Zahl von über 6 000 Häftlingen erreicht⁹⁹.

Nun trafen erneut Tausende von Häftlingen täglich in den Konzentrationslagern ein. In Buchenwald zum Beispiel kamen am 10. November 1525, am 11. November 3915, am 12. November 3360 und einen Tag später noch einmal 1019 Häftlinge an¹⁰⁰. In Sachsenhausen wurden noch am 10. November morgens insgesamt 8359 Häftlinge gezählt, darunter nach wie vor über 5300 „Arbeitsscheue“, die seit der „Juni-Aktion“ hier gefangengehalten wurden. Eine gute Woche später waren, so meldete die Effektenverwaltung, 6471 Juden neu hinzugekommen, die Gesamtstärke betrug jetzt 14062 Häftlinge. Damit hatte sich die Häftlingszahl seit Juni mehr als verdoppelt!

Schon die ersten Stunden in den Konzentrationslagern waren eine Tortur. Harry Naujoks, Kommunist, Häftling und langjähriger Lagerältester des KZ Sachsenhausen, berichtet, daß die jüdischen Häftlinge völlig eingeschüchtert, geschunden und in großer Verwirrung ankamen: „Was wir wenige Monate vor-

⁹⁶ Genaue Zahlen der Verhaftungen liegen nicht vor. Aufgrund eines Berichts von Werner Best, dem Stellvertreter Heydrichs, vom 26. 11. 1938 geht man in der Regel von insgesamt 36000 inhaftierten Juden aus. Falk Pingel, Häftlinge unter SS-Herrschaft. Widerstand, Selbstbehauptung und Vernichtung im Konzentrationslager, Hamburg 1978, S. 94.

⁹⁷ Vgl. dazu Klaus Drobisch/Günther Wieland, System der NS-Konzentrationslager 1933–1939, Berlin 1993, S. 262–271.

⁹⁸ Zit. nach ebda., S. 262.

⁹⁹ Stärkemeldungen der Gefangenen-Geld- u. Effektenverwaltung vom 16. und 25. 6. 1938; Archiv der Gedenkstätte Sachsenhausen, R 201, M2, S. 165 und M3, S. 83.

¹⁰⁰ Stein, Juden in Buchenwald, S. 41.

her bei der ASO-Aktion erlebt hatten, wiederholte sich: Das Gebrüll der schlagenden und tretenden SS-Leute, das sinn- und ziellose Hin- und Herjagen der verzweifelten Neuankömmlinge. Und doch gab es wieder eine Steigerung: Die Menge der meist elegant Gekleideten, Belebten oder Brillenträger reizte die SS-Leute noch mehr auf.“¹⁰¹ Hans Reichmanns ausführliche Schilderung der ersten Stunden im Lager geben einen Eindruck von der Brutalität der SS-Männer, die sich offensichtlich in einen Rausch der Gewalt hineinsteigerten¹⁰².

Die Häftlinge wurden in entsprechende Baracken getrieben, um sich registrieren zu lassen, anschließend wurden ihnen in der nächsten Baracke die Haare geschoren, die persönliche Habe und Kleidung abgenommen, dafür erhielten sie die zerschlissene, unzureichende Lagerkleidung. Im Bad traktierten SS-Leute sie mit einem scharfen Strahl eiskalten Wassers so sehr, daß ältere, herzschwache Häftlinge dem Tode nah zusammenbrachen. Dann folgte stundenlanges Warten in der Nacht auf dem Appellplatz, ohne Verpflegung und Möglichkeit der Notdurft; anschließend endloses Exerzieren in der Dunkelheit. Erst um zwei Uhr, acht Stunden nach ihrer Ankunft, wurden sie zu ihrem Block geführt. Für Hans Reichmann, Häftling Nr. 7687, begann die erste Nacht im KZ.

Tausende neuer Häftlinge wurden in den vorhandenen Baracken zusammengepfertcht. In Dachau wie in Sachsenhausen hatte man die Betten ausgeräumt und den Boden mit Stroh bedeckt, auf dem die Männer nebeneinander eingezwängt liegen mußten. In Buchenwald wurde ein Notlager mit fünf Baracken für je 2000 Häftlinge in großer Hast errichtet. Es gab dort weder Decken noch Stroh, nur zwei provisorische Latrinen wurden ausgehoben, Waschen war nahezu unmöglich, außerdem herrschte Wassermangel. Der Durst und die katastrophalen hygienischen Bedingungen durchziehen nahezu sämtliche Erinnerungsberichte jüdischer Häftlinge aus dem KZ Buchenwald¹⁰³.

Der tägliche Arbeitsdienst, den die Häftlinge in Sachsenhausen verrichten mußten, diente weit mehr der Erniedrigung und dem Zugrunderichten als ökonomischen Zwecken. „Die Arbeit“, schreibt treffend Wolfgang Sofsky, „sollte die Menschen beschädigen, ihre Widerstandskraft brechen. Sie war kein Mittel des Überlebens, sondern der absoluten Macht und des Terrors.“¹⁰⁴ Vor allem das gefürchtete Klinkerwerk, das in der Nähe des KZ Sachsenhausen im Sommer 1938 gebaut worden war und laut Befehl des Inspektors der Konzentra-

¹⁰¹ Harry Naujoks, *Mein Leben im KZ Sachsenhausen 1936–1942. Erinnerungen des ehemaligen Lagerältesten*, bearbeitet von Ursel Hochmuth, Köln 1987, S. 91. Ähnliche Eindrücke berichten andere Häftlinge auch aus Buchenwald; vgl. die Auszüge aus Häftlingsberichten bei Rita Thalmann/Emmanuel Feinermann, *Die Kristallnacht*, Frankfurt am Main 1987, S. 165–187; ebenso Pollmeier, *Inhaftierung*, S. 59–63.

¹⁰² Siehe im vorliegenden Band S. 120–130.

¹⁰³ Pollmeier, *Inhaftierung*, S. 68–69. Vgl. auch den eindringlichen Bericht Hans Bergers in: Monika Richarz (Hg.), *Jüdisches Leben in Deutschland. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918–1945*, Stuttgart 1982, S. 323–335.

¹⁰⁴ Wolfgang Sofsky, *Die Ordnung des Terrors: Das Konzentrationslager*, Frankfurt am Main 1993, S. 193.

tionslager, Theodor Eicke, jährlich 150 Millionen Ziegel produzieren sollte, bedeutete schwerste, sinnlose Qualen für die Häftlinge. Die Eisenbahnloren und die tonnenschweren Planierwalzen mußten von den Häftlingen selbst gezogen werden. Da es weder Schubkarren gab noch Schaufeln ausgeteilt wurden, zwang die SS die Häftlinge, die Jacken auf dem Rücken zu knöpfen und den Sand in der Schürze zu tragen. Wo die SS-Männer auftauchten, trieben sie das Arbeitstempo absichtlich hoch, bis die Häftlinge vor Erschöpfung zusammenbrachen. „Alles vollzog sich im Laufschrift, alles mußte rennen, mit Last und ohne Last“, erinnerte sich der ehemalige Häftling Arnold Weiß-Rüthel, der wie Hans Reichmann im Klinkerwerk arbeiten mußte. „Dort zogen Juden eine viele Tonnen schwere Walze über die abgebaute Tontrasse [...] Scharführer tobten und schlugen mit dicken Holzprügeln auf die ihnen nicht schnell genug laufenden Häftlinge ein. Menschen brachen zusammen unter der Last eiserner Träger, wurden wieder hochgerissen und schlepten ächzend weiter. [...] Hier wurden namentlich die Juden ‚fertiggemacht‘, wie das im Lagerjargon lautete.“¹⁰⁵

Aber es war nicht die Grausamkeit allein, die den Schrecken des Konzentrationslagers ausmachte, sondern vor allem das Gefühl des absoluten Ausgeliefertseins und der Willkür. Die Strafen, die die Häftlinge erlitten, stellten nicht Sanktionen für Übertretungen eines von der SS aufgestellten Regelwerks dar, dem sich zu fügen die Chance bedeutet hätte, der Bestrafung zu entgehen. Im Gegenteil, die SS machte sich einen Spaß daraus, Strafen zu erteilen für Verstöße, die den Häftlingen gar nicht bekannt sein konnten. Reichmann schreibt in seinen Aufzeichnungen, daß man jederzeit Ohrfeigen oder Prügel bekommen konnte, weil man vielleicht eine Hand in der Hosentasche hatte. In einem Block hatte ein SS-Scharführer eine jüdischen Häftling nach dem Namen gefragt, den „einer von euch“ ermordet hat, und schrie, als er die richtige Antwort „vom Rath“ erhielt: „von Rath, du Drecksau!“ und bestrafte den Häftling mit dreißig Kniebeugen. Primo Levi schilderte, wie er in Auschwitz aus Durst einen Eiszapfen von der Baracke abbrechen wollte, als ein SS-Mann vorbeikam und ihm den Eiszapfen aus der Hand schlug. Levi fragte: „Warum?“ und erhielt zur Antwort: „Hier ist kein Warum.“¹⁰⁶

Kaum ein anderer Satz könnte die Willkür und die absolute Ohnmacht der Häftlinge besser beschreiben: „Hier ist kein Warum.“ Es gab nicht einmal Verlaß auf den Terror, keine Berechenbarkeit der Gewalt. In jedem Moment, ohne erkennbaren Anlaß, konnten die Häftlinge Opfer der Gewalt werden. Hinzu kamen die Erniedrigung der Opfer und der Hohn der Täter. Es fällt in Reichmanns Erinnerungen auf, wie sehr ihn die Differenz zwischen den lebenserfah-

¹⁰⁵ Arnold Weiß-Rüthel, *Nacht und Nebel. Ein Sachsenhausen-Buch*, Berlin/Potsdam 1949, zit. nach Sachsenhausen. Dokumente, Aussagen, Forschungsergebnisse und Erlebnisberichte über das ehemalige Konzentrationslager Sachsenhausen, hrsg. vom Komitee der antifaschistischen Widerstandskämpfer der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1974, S. 90–91.

¹⁰⁶ Primo Levi, *Ist das ein Mensch*, München 1992, S. 31.

renen, gebildeten, in früheren Zeiten hoch geachteten Häftlingen und ihren ungehobelten, jugendlich-unverschämten, rohen Peinigern schmerzte. Wie jung die SS-Leute tatsächlich auch gewesen sein mögen, in Reichmanns Wahrnehmung waren es vornehmlich Achtzehn- und Zwanzigjährige, die mitleidlos, ohne Achtung des Alters und der einstigen sozialen Stellung auf ihre Opfer einschlugen und sie verhöhnten: „Ein zwanzigjähriger Junge befiehlt: ‚Mal hopsen‘ und läßt einen sechzigjährigen Juden wie einen Frosch springen. Der Alte wird rot, er ächzt, die Luft geht ihm aus, Tränen stehen ihm in den Augen, er kippt um, aber er muß sich wieder erheben und in Kniebeuge weiterhüpfen, bis ihn endlich der Abmarschbefehl befreit. Was mag sich die kleine Bestie bei dem Kommando ‚mal hopsen‘ denken? Vielleicht gar nichts, vielleicht so viel wie in dem Augenblick, wo sie ein Steinchen fortscharrt oder ein Stäubchen abputzt. Eine ganz bedeutungslose Sache: ‚mal hopsen‘. Daß ein alter Mann gedemütigt wird, daß ihm die Tränen in den Augen stehen, was schert das den jungen Kämpfer von der Totenkopf-Standarte?“¹⁰⁷

Harry Naujoks berichtet in seinen Erinnerungen, wie sehr sich die SS auf die jüdischen Häftlinge konzentrierte: „Die Angst, die Unbeholfenheit und Unerfahrenheit ihrer Opfer regten die SS-Leute besonders an, diese Menschen zu quälen. [...] Als im Winter hoher Schnee lag, mußten vorwiegend die jüdischen Häftlinge den Schnee mit den Bänken aus den Wohnräumen ihres Blocks zusammenschieben, dann mit bloßen Händen den Schnee auf Tragen laden und wegtragen. Vielen erforen Hände und Füße.“¹⁰⁸ Wenn die jüdischen Häftlinge nicht bereit waren, „Arisierungsverträge“ für ihre Geschäfte oder Betriebe zu unterschreiben, wurden sie bis an den Rand des Todes gequält, bis sie jeglichen Widerstand aufgaben. „Eine andere Methode war folgende: Zum Transport eines dicken Baumstammes wurden sechs, acht und mehr Juden, je nach Stärke des Baumes, zusammengestellt. Während des Transportes nahm der SS-Mann nach und nach einen heraus. Die letzten hatten dann zu wählen: Entweder unter dem Baumstamm zusammenbrechen – oder zu unterschreiben.“¹⁰⁹

Ebenso hält Reichmann viele Episoden fest, in denen politische Häftlinge oder sogenannte BVer, „Berufsverbrecher“ mit dem grünen Winkel am Häftlingsdrill, die besondere Grausamkeit der SS gegenüber den Juden hervorhoben. Daraus entstanden offenbar nicht selten Gesten der Solidarität mit jüdischen Häftlingen, die Reichmann bewegt schildert: Der „Gewohnheitsverbre-

¹⁰⁷ Siehe im vorliegenden Band S. 194.

¹⁰⁸ Naujoks, Mein Leben im KZ Sachsenhausen, S. 92–93.

¹⁰⁹ Ebda., S. 92. Zur besonderen Grausamkeit jüdischen Häftlingen gegenüber siehe auch das Kapitel „Jüdische und politische Häftlinge“ in ebda., S. 39–45. Schon in einem frühen Bericht über das KZ Dachau wird auf diesen rassistischen Unterschied in der Behandlung der Häftlinge hingewiesen: Als Jude in Dachau, in: Konzentrationslager. Ein Appell an das Gewissen der Welt, Karlsbad 1934, S. 77–89. Falk Pingel stellt fest, daß „keine andere Häftlingsgruppe mit gleicher Rigorosität und Brutalität behandelt worden [ist]“. Pingel, Häftlinge unter SS-Herrschaft, S. 94.

cher“ aus Berlin, der einem jüdischen Rechtsanwalt, der von einer Nierenkolik geschüttelt wird, für die Nacht seinen Mantel leiht, oder der Kolonnenführer, der den zusammenbrechenden jüdischen Häftling zur Latrine schickt, um ihm einen kurzen Moment des Atemholens zu verschaffen, und den körperliche Arbeit nicht gewohnten Richtern, Justitiaren, Professoren oder Kaufleuten wertvolle Ratschläge gibt, die Strapazen zu überleben. Doch konnten solche Gesten der Menschlichkeit inmitten des Terrors die besondere Gewalt gegen die Juden nicht mindern. Die nüchternen Zahlen der Todesfälle im Jahr 1938 sprechen eine eindeutige Sprache: In Sachsenhausen starben im Juni und Juli 1938 allein 28 jüdische Häftlinge, von August bis Oktober 10 Juden, und zwischen dem 10. November und 31. Dezember stieg die Zahl der jüdischen Toten auf 50¹¹⁰. Reichmanns Angaben liegen noch höher; zu bedenken ist jedoch einerseits, daß er die Zahl der Toten nur vom Hörensagen erfahren hat¹¹¹. Andererseits sind die offiziellen Statistiken zum Teil verlorengegangen, so daß die Zahl der Toten tatsächlich höher liegen kann, als die vorhandenen Unterlagen ausweisen. Doch unabhängig von Vorbehalten gegenüber den überlieferten Zahlenangaben ist die Tendenz unzweideutig: Mit dem Eintreffen der jüdischen Häftlinge in die Lager im Juni und November 1938 stieg die Zahl der Toten sofort rapide an; gegen die Juden entlud sich der Haß und die Gewalt der SS in einer zuvor nicht bekannten Weise.

Es steht dahin, ob in diesen Exzessen ein dem gesamten deutschen Volk naturgemäß innewohnender eliminatorischer Antisemitismus zum Ausdruck kommt¹¹². Daß die besondere Grausamkeit, mit der die SS ihre jüdischen Opfer peinigte, von einem spezifischen, antisemitischen Haß bestimmt war, kann schlechterdings nicht bestritten werden. Hans Reichmanns ausführliche und erschütternde Schilderung seiner Lagerhaft in Sachsenhausen zeigt, wie gewalttä-

¹¹⁰ Namensliste ermordeter jüdischer Häftlinge; Archiv der Gedenkstätte Sachsenhausen, R 79/3 b. Ich danke Frau Silvia Nickel, Gedenkstätte Sachsenhausen, sehr herzlich für die Bereitstellung der entsprechenden Daten.

¹¹¹ Im Prozeß gegen ehemalige SS-Aufseher des KZ Sachsenhausen nach dem Krieg berichtete Reichmann ausführlich und präzise über die Grausamkeiten der SS, sagte aber zugleich aus, daß er persönlich keinen Mord miterlebt habe. Bonner Rundschau, 10. 1. 1959.

¹¹² Daniel J. Goldhagen hat mit dieser These und seinem Buch „Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust“ 1996 viel Aufsehen erregt. Zur wissenschaftlichen Debatte um Goldhagens Buch vgl. vor allem Dieter Pohl, Die Holocaust-Forschung und Goldhagens Thesen, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Heft 1, 1997, S. 1–48; sowie Ruth Bettina Birn (in Zusammenarbeit mit Volker Rieß), Revising the Holocaust, in: Historical Journal, Vol. 40, No. 1, March 1997, S. 195–215. Ohne die Diskussion um Goldhagens Thesen an dieser Stelle erneut zu führen, scheint mir, daß Saul Friedlander in seinem jüngsten Buch die intellektuell wie analytisch weit anregendere Überlegung angestellt hat, es habe sich um einen „redemptive anti-semitism“ (Erlösungsantisemitismus) gehandelt: „Hitler relentlessly repeated a story of perdition caused by the Jew, and of redemption by a total victory over the Jew.“ Friedlander, Years of Persecution, S. 99.

tig und mörderisch der Antisemitismus zumindest in den Konzentrationslagern schon ein Jahr vor dem Kriegsbeginn war. Die „Entregulierung“ der deutschen Gesellschaft in der NS-Diktatur und die „Entgrenzung“ von alltäglicher Gewalt, die, wenn es gegen „die Juden“ ging, nicht mehr mit Strafverfolgung rechnen mußte, sondern im Gegenteil durch Parteiinstanzen ermutigt wurde, leistete einem tätlichen Antisemitismus Vorschub, der vordem nur in den Köpfen spukte. Der Terror „von oben“ wurde getragen von einer antisemitischen Gewalt „von unten“, die, obgleich sicher nicht von allen Deutschen geteilt, doch von vielen geduldet wurde¹¹³. Schon vor dem Novemberpogrom war die Atmosphäre der deutschen Gesellschaft antisemitisch gewalttätig aufgeladen; die Bereitschaft, die Juden anzugreifen, ihre Synagogen zu zerstören, Menschen zu demütigen, zu mißhandeln oder gar ganze Familien aus den Dörfern zu vertreiben, war nicht mehr allein das Werk weniger. Nirgends rührte sich mehr eine Hand, um den tödlich bedrohten Menschen zu helfen. Die Vertreibung der deutschen Juden aus ihrer Heimat war nicht zuletzt deshalb möglich, weil sich ihre Nachbarn bereits von ihnen abgewandt hatten.

VIII.

Die Verhaftung der jüdischen Männer im November 1938 war von Beginn an nicht als dauerhafte Maßnahme geplant, sondern diente dem Raub des Vermögens und der Vertreibung aus Deutschland. Doch führte die vorübergehende Inhaftierung von Zehntausenden zu einer immensen Überbelegung der Konzentrationslager, die selbst die SS-Führung nach einigen Wochen zu beunruhigen begann. Der Leiter des Sanitätswesens der SS, Dr. Grawitz, sprach Ende November im Reichsfinanzministerium vor, um Mittel zur Besserung der hygienischen Verhältnisse in den Lagern zu erhalten, und erklärte, daß „die Konzentrationslager derart überbelegt seien, daß es ans Unerträgliche grenze. Es bestehe bereits Seuchengefahr.“¹¹⁴

Zugleich sorgte die Führung der Sicherheitspolizei dafür, daß durch vorzeitige Entlassungen der Druck auf die Konzentrationslager nachließ. Am 16. No-

¹¹³ Werner Jochmann schrieb bereits zu einem frühen Zeitpunkt in einem seiner zahlreichen Aufsätze zum Antisemitismus, daß man der Frage nicht ausweichen dürfe, „wie weit Hitler mit seiner Politik, Deutschland ‚judenfrei‘ zu machen, das deutsche Volk nicht doch weithin repräsentiert hat“. Werner Jochmann, Die deutsche Bevölkerung und die nationalsozialistische Judenpolitik bis zur Verkündung der Nürnberger Gesetze, in: Ders., Gesellschaftskrise und Judenfeindschaft in Deutschland 1870–1945, Hamburg 1988, S. 236–254, Zitat: S. 254.

¹¹⁴ Zit. nach Martin Broszat, Nationalsozialistische Konzentrationslager 1933–1945, in: Hans Buchheim/Martin Broszat/Hans-Adolf Jacobsen/Helmut Krausnick, Anatomie des SS-Staates, Band II, Olten und Freiburg 1965, S. 95.

vember ordnete Heydrich an, die Verhaftungen einzustellen¹¹⁵ und Juden über 60 Jahre sowie Kranke und Behinderte, soweit sie sich noch in Polizehaft befänden, zu entlassen. All diejenigen Juden, die zu „Arisierungsverhandlungen“ benötigt würden, sollten ebenfalls freigelassen werden. „Arisierungsverhandlungen dürfen durch die Inschutzhaftnahme der Besitzer oder Teilhaber nicht gestört werden. Im Interesse der erwünschten Arisierungen ist hierbei großzügig zu verfahren.“¹¹⁶ Ende November kam der Befehl heraus, alle jüdischen Häftlinge, die im Ersten Weltkrieg Frontkämpfer gewesen waren, freizulassen; am 12. Dezember folgte die Anweisung, alle jüdischen Häftlinge über 50 Jahre zu entlassen¹¹⁷.

Ab Ende November wurden in Sachsenhausen in der Regel täglich etwa 150 bis 200 jüdische Häftlinge freigelassen. Am längsten blieben die Männer zwischen 20 und 50 Jahren in Haft¹¹⁸. Ende Dezember waren von den ehemals über 6400 Juden noch 1064 im KZ Sachsenhausen gefangen¹¹⁹. Bis Frühjahr 1939 wurden fast alle jüdischen Häftlinge, die im November verhaftet worden waren, entlassen. Für die Häftlinge in den Lagern blieben die Kriterien der Entlassung undurchsichtig und bildeten ein ständiges Gesprächsthema. Reichmann berichtet, wie die plötzliche Entlassung jüdischer Schauspieler, die aufgrund einer Intervention Goebbels' geschah, damit der Jüdische Kulturbund seine Arbeit wiederaufnehmen und der deutschen wie internationalen Öffentlichkeit kulturellen jüdischen „Alltag“ vorspielen konnte, sofort die Gerüchte auf baldige Freilassung auch der übrigen Häftlinge schürte¹²⁰. Jeder außerhalb der Reihe befohlene Appell ließ die Hoffnung keimen, jetzt würden Entlassungen angekündigt. Der Satz aus einem Brief an einen Häftling, daß in den Zeitungen gestanden habe, zum 15. Dezember würden alle Juden aus den Lagern freigelassen, entfachte heftige Diskussionen, ob man der Sache glauben dürfe oder nicht.

Immer mehr Freunde und Kameraden um Hans Reichmann wurden entlassen; er selbst versuchte die Furcht, vielleicht vergessen worden zu sein oder aufgrund seines aktiven Kampfes gegen die Nationalsozialisten vor 1933 für lange Zeit im KZ gefangengehalten zu werden, zu bekämpfen. Aber man kann in seinen Aufzeichnungen die Angst ahnen, die ihn in diesen letzten Tagen in Sachsenhausen umtrieb: „Wohin die Gedanken auch eilen, die Wirklichkeit zwingt sie wieder zurück und unaufhörlich hämmert es: Entlassung! Entlassung? [...]

¹¹⁵ Blitzfernschreiben Heydrichs an alle Stapostellen, 16. 11. 1938, abgedruckt in: Verfolgung, Vertreibung, Vernichtung. Dokumente des faschistischen Antisemitismus 1933–1941, hrsg. von Kurt Pätzold, Leipzig 1983, S. 183–184 (Dok. 144).

¹¹⁶ Rundverfügung der Staatspolizeistelle Kassel, 17. 11. 1938; abgedruckt in: Kropat, Kristallnacht in Hessen, S. 172–173 (Dok. 63).

¹¹⁷ Walk, Sonderrecht, III 36, 64.

¹¹⁸ Pollmeier, Inhaftierung, S. 87. Ähnliches gilt für Buchenwald und Dachau.

¹¹⁹ Die Gesamthäftlingszahl lag bei 8 419, darunter nach wie vor 4 753 sogenannte „Arbeitsscheue“; (Stärkemeldung der Gefangenen-Geld- u. Effektenverwaltung vom 29. 12. 1938; Archiv der Gedenkstätte Sachsenhausen, R 201, M 4, S. 123.

¹²⁰ Siehe im vorliegenden Band S. 184.

Ich ziehe die Decke über den Kopf und versuche wieder einzuschlafen. Ruhelos döse ich, bis vom Kanal her fauchend und heulend der Ton der Dampfersirene kommt, erst mühsam stoßend, dann langgezogen. Mir scheint es, als preßte sich das tutende Stöhnen aus unserer Brust; denn in diesem Augenblick wird uns gewiß, daß in zwanzig Minuten die Tragödie eines neuen Tages beginnt.“¹²¹

Hans Reichman blieb auch jetzt noch unschlüssig, ob er auswandern sollte. Fast hatte Eva Reichmann seine Freilassung durch ein Ausreisevisum samt Schiffspassage für Paraguay erreicht, als sie erfuhr, daß die Papiere auf irgendeinem Gestaposchreibtisch liegengelassen waren und die Passage mittlerweile verfallen war. Dann erwirkte sie ein Permit nach England und stellte einen erneuten Antrag auf Entlassung, dem die Gestapo leitstelle Berlin stattgab, der nun aber wegen der Weihnachtstage erst Ende Dezember ausgeführt wurde.

Endlich, am 28. Dezember 1938, kam Hans Reichmann nach sieben Wochen KZ-Haft wieder frei. Wie die Entlassenen vor ihm wurde er verpflichtet, über die Erlebnisse im Lager zu schweigen, und mußte einen entsprechenden Revers unterzeichnen, mit dem er unter anderem versicherte, daß er keinen körperlichen Schaden erlitten habe, gesund das Lager verließ und keinerlei Schadensansprüche gegen den Staat erheben werde. „Am Kommandanturgebäude öffnet der Begleitposten den Schlagbaum. Kein Wort, kein Gruß, – wir stehen in der Freiheit.“¹²²

Wohin gehen? Die Menschen eilten vorbei, achteten nicht auf die Häftlinge, die durch Kleidung und Aussehen doch unzweifelhaft zu erkennen waren, wandten ihren Blick ab, teilnahmslos. Sicher gab es auch vereinzelt Gesten des Mitgeföhls: Entlassene aus Buchenwald erhielten in einer Dorfgaststätte eine warme Mahlzeit, in Oranienburg bekam ein Häftling in einer Konditorei Kaffee und Kuchen geschenkt, in den Zügen wurden ab und zu Sitzplätze angeboten¹²³. Aber die Regel waren solche Zeichen des Mitleids nicht. Die Häftlinge kehrten in ihre Heimorte zurück und mußten erkennen, daß nichts mehr so war wie bisher. Zwar waren die Scherben weggeräumt, aber die vernagelten Schaufenster und vor allem die Menschen, die achtlos daran vorbeiliefen und ihren Alltag lebten, als sei nichts geschehen, zeigten den Heimkehrern aus den Konzentrationslagern, daß sie ihre Heimat verloren hatten. In diesem Deutschland durften sie nicht mehr leben, die meisten wollten es auch nicht mehr.

Viele Juden konnten sich glücklich schätzen, überhaupt noch eine Ausreisemöglichkeit zu bekommen. Zu Beginn der dreißiger Jahre war nicht nur Deutschland, sondern auch das übrige westliche Ausland von der Weltwirtschaftskrise schwer betroffen. An weiteren Einwanderern, die die Zahl der Arbeitslosen noch erhöht hätte, war keinem der möglichen Einreiseländer gelegen. Die Einwanderungsquoten waren stark beschränkt, und nur diejenigen be-

¹²¹ Siehe im vorliegenden Band S. 230.

¹²² Siehe im vorliegenden Band S. 240.

¹²³ Pollmeier, Inhaftierung, S. 92.

saßen eine Chance, die entweder über eine fundierte praktische Ausbildung als Handwerker oder über genügend Kapital verfügten, sich gewissermaßen ihre Einreiseerlaubnis erkaufen konnten. So blieb vor allem Palästina, und tatsächlich nahm Palästina von 1933 bis 1936 mehr deutsch-jüdische Auswanderer auf als jedes andere Land, obwohl die britische Mandatsmacht die Zuwanderung restriktiv beschränkte¹²⁴.

Auch später, als die wirtschaftliche Lage sich gebessert hatte, wurde die Bereitschaft des Auslands, die verfolgten deutschen Juden aufzunehmen, nicht größer. Die internationale Konferenz im französischen Kurort Evian am Genfer See im Juli 1938, die vom US-Präsidenten Roosevelt einberufen worden war, um mehr Emigrationsmöglichkeiten für die deutschen Juden zu schaffen, offenbarte, daß kaum ein Land war bereit, zusätzliche Einwanderer hereinzulassen. Unter dem Eindruck des Novemberpogroms erhöhte England glücklicherweise seine Einwandererquote einmalig um 40 000 Menschen und nahm zahlreiche jüdische Kinder auf, die zwar von ihren Eltern in Deutschland getrennt wurden, aber überlebten. Ansonsten waren die Chancen gering, ohne Hilfe aus den entsprechenden Ländern ein Auswanderungsland zu finden. Nur noch Shanghai erhob keine besonderen Auflagen für Immigranten, und einige ärmere südamerikanische Länder wie Nicaragua, Paraguay, Uruguay oder Bolivien ließen jüdische Einwanderer unter bestimmten Bedingungen, vor allem wenn sie Kapital mitbrachten, ein. Hans Reichmann erzählt den bitterbösen Witz, der unter den deutschen Juden kursierte: Ein Jude, der aus dem KZ entlassen worden ist, geht zum Hilfsverein und bittet darum, ein Land zu nennen, in das er auswandern könne. Der Berater dreht den Globus und fährt mit dem Finger vergeblich von Ost nach West, von Nord nach Süd. „Und sonst haben Sie nichts?“ fragt der Hilfesuchende¹²⁵.

Wie die meisten anderen aus dem KZ Entlassenen hatte sich Reichmann bei der Gestapo zu melden. Auf die Frage nach seiner Auswanderung wich er aus und hatte Glück, daß sich der Beamte mit seiner Antwort, im Laufe des Jahres auszureisen, zufriedengab. Denn viele der ehemaligen jüdischen Häftlinge mußten innerhalb von nur wenigen Wochen Deutschland verlassen. Aber es gab für Hans Reichmann nichts mehr zu tun in Deutschland; der C.V. war verboten, das Büro versiegelt, die Aufgabe der von der Gestapo geschaffenen „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland“ hieß Liquidation¹²⁶. Zwar er-

¹²⁴ Zur Auswanderung siehe Herbert A. Strauss, *Jewish Emigration from Germany. Nazi Policies and Jewish Responses*, in: *Yearbook of the Leo Baeck Institute*, 25 (1980), S. 313–361 und 26 (1981), S. 343–409; sowie Susanne Heim, „Deutschland muß ihnen eine Land ohne Zukunft sein“. Die Zwangsemigration der Juden 1933–1938, in: *Arbeitsmigration und Flucht (Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik 11)*, Berlin/Göttingen 1993, S. 48–81. Susanne Heim arbeitet derzeit an einer umfassenden Studie zur Emigration der deutschen Juden.

¹²⁵ Siehe im vorliegenden Band S. 261.

¹²⁶ Vgl. Hildesheimer, *Jüdische Selbstverwaltung unter dem NS-Regime*, S. 77–93.

hielt Reichmann das ehrenvolle Angebot, im engsten Führungskreis der Reichsvereinigung zusammen mit Leo Baeck, Otto Hirsch, Cora Berliner, Arthur Lilienthal den in Deutschland verbliebenen Juden beizustehen. Aber, so Reichmann, „die neue Aufgabe birgt keine Reiz. Jeden Tag überdenken wir den Entschluß, den schwersten unseres Lebens, den wir fassen müssen: dem Feind zu weichen. Am Morgen scheint er uns festzustehen, weil ich ‚gezeichnet‘ bin und der Beruf uns genommen ist, am Abend werden wir wankend, ob wir den Sprung ins Dunkel wagen sollen.“¹²⁷

Darüber hinaus mußte er ständig gewärtig sein, daß die Gestapo die politischen Akten über ihn zum Anlaß nahm, ihn erneut zu verhaften. So wurde zum Beispiel Kurt Sabatzky, der jahrelang die C.V.-Geschäftsstelle in Leipzig führte, in dem Moment, als er einen neuen Posten bei der Reichsvereinigung übernehmen wollte, von der Gestapo überprüft mit dem Ergebnis, daß ihm jegliche Tätigkeit in Deutschland verboten wurde. Alfred Hirschberg hatte inzwischen Deutschland ebenso verlassen wie der bisherige Präsident des C.V., Ernst Herzfeld. Freunde und Kollegen rieten Reichmann dringend, gleichfalls auszureisen. Über einen korrupten Beamten versuchte er, Kenntnis von seiner Personalakte bei der politischen Polizei zu erlangen, und erhielt nach wenigen Tagen die Auskunft, er könne von Glück sagen, überhaupt aus dem Konzentrationslager entlassen worden zu sein. „Diese Eröffnung“, schreibt Hans Reichmann, „hebt den letzten Zweifel auf und festigt unseren Entschluß, die Brücken abzubrechen. Wir entschließen uns – auszuwandern.“¹²⁸

Wie auf alle jüdischen Emigranten warteten auch auf Hans und Eva Reichmann nun noch unzählige Gänge und bürokratische Prozeduren, Formulare und Erklärungen. Ihre Wohnung war bereits gekündigt worden, den Schmuck, die Silbergeräte und die goldenen Erbstücke hatten sie ebenfalls schon abgeben müssen. Die sogenannte „Judenvermögensabgabe“, die als „Sühneleistung“ allen deutschen Juden in Höhe von 1 Milliarde Reichsmark auferlegt worden war¹²⁹, war für Reichmann auf ein Vermögen berechnet worden, das er gar nicht mehr besaß. Als er eine entsprechende Vermögensminderung geltend machen wollte, wurde ihm kühl beschieden, dies hätte er bis zum 31. Dezember 1938 tun sollen. Sein Hinweis, daß er erst am 28. des Monats aus dem KZ entlassen wor-

¹²⁷ Siehe im vorliegenden Band S. 264.

¹²⁸ Siehe im vorliegenden Band S. 266.

¹²⁹ Unmittelbar nach dem Novemberpogrom am 12. 11. 1938 erließ Göring sowohl eine „Verordnung zur Wiederherstellung des Straßenbildes bei jüdischen Gewerbebetrieben“ (RGBl I, S. 1581), die die jüdischen Ladenbesitzer zwang, die von den nationalsozialistischen Schlägertrupps angerichteten Schäden auf eigene Kosten zu beheben, als auch eine „Verordnung über eine Sühneleistung der Juden deutscher Staatsangehörigkeit“ (RGBl I, S. 1579), die wegen der „feindlichen Haltung der Judentums gegenüber dem deutschen Volk und Reich, die auch vor feigen Mordtaten nicht zurückschreckt“, den deutschen Juden eine Kontribution von 100 Millionen Reichsmark auferlegte, die eine Woche später auf 1 Milliarde Reichsmark aufgestockt wurde. Vgl. Adam, Judenpolitik, S. 209–216.

den sei, nutzte nichts. Erst als er 500 RM an einen „Mittelsmann“ zahlte, gab das Finanzamt seine Bedenken auf. Korruption und Bereicherung waren, wie Reichmann eindrücklich beschreibt, in deutschen Amtsstuben die Regel geworden¹³⁰.

„Reichsfluchtsteuer“, „Golddiskontabgabe“, „Auswanderungssteuer“, Devisenstelle, Zollfahndungsstelle, Wertpapierstelle, steuerliche Unbedenklichkeitsbescheinigungen, Packerlaubnis, Beglaubigungen, Betätigungen – „jeden Tag habe ich neue Behördenstellen ‚anzulaufen‘, und ich erfahre die Bitterkeit jenes Scherzworts, daß die Juden nicht ‚ihre Auswanderung betreiben‘, sondern ‚ihre Austreibung bewandern‘. In der Mühle der Brandschatzung und der Korruption verlieren wir mehr als die Hälfte unseres Vermögens. Den Rest überlassen wir Verwandten, die gezwungen sind, im deutschen Ghetto zu bleiben.“¹³¹
Am 11. April 1939 verließen Hans und Eva Reichmann Deutschland.

IX.

Es ist heute kaum noch möglich, den Verlust, die Enttäuschung und die Bitterkeit zu verstehen, die deutsche Juden bei ihrer Vertreibung aus Deutschland empfunden haben. Deutsche Kultur, deutscher Geist, Humanität und Freiheitsgesinnung der deutschen Klassik – all das, mit dem sie sich engstens verbunden fühlten und an dessen Beständigkeit sie glaubten, hatte sich nun als brüchiger Firnis erwiesen. Das deutsche Bürgertum hatte nicht nur zu den Untaten des nationalsozialistischen Regimes geschwiegen, es marschierte blindlings in den braunen Reihen mit. „Vielleicht ist es die historische Schuld der deutschen Juden“, resümierte Hans Reichmann, „im Deutschland des 20. Jahrhunderts an die Wirklichkeit jener Gedanken geglaubt zu haben, denen sich der deutsche Bürger entfremdet, die er vielleicht nie besessen hatte.“¹³²

Reichmann selbst mochte auch im Angesicht des Krieges nicht von der Hoffnung lassen, zu einem ferneren Zeitpunkt in ein neues, besseres Deutschland zurückzukehren. Es sollte nicht mehr dazu kommen. Am 30. Januar 1939 hatte Hitler im Reichstag den Juden gedroht, falls es zum Krieg käme, werde das Ergebnis nicht die „Bolschewisierung der Erde“, sondern die „Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa“ sein. Im März 1939 besetzte Deutschland unter Verletzung des Münchener Abkommens den restlichen Teil der Tschechischen Republik, ein halbes Jahr später überfiel es Polen. Damit gerieten über drei Millionen polnische Juden unter deutsche Herrschaft, denen von Beginn an nicht Auswanderung, sondern Deportation, Ghettoisierung und Tod bestimmt worden war. Nach dem Überfall auf die Sowjetunion im Juni 1941, von dessen Beginn

¹³⁰ Siehe im vorliegenden Band S. 260.

¹³¹ Ebda., S. 266–267.

¹³² Ebda., S. 272.

an die Einsatzgruppen der SS, aber auch Einheiten der Wehrmacht, die sowjetischen Juden zu Hunderttausenden ermordeten, wurden auch die deutschen Juden in die Mordpläne einbezogen.

Noch war beabsichtigt, die Deportation der deutschen Juden nicht vor dem Kriegsende durchzuführen, aber die Gauleiter der Großstädte Berlin, Hamburg und Wien drängten, um freie Wohnungen für die ausgebombten „Volksgenossen“ zu bekommen und ihre Städte „judenfrei“ melden zu können. Im September 1941 fiel die Entscheidung: Die deutschen Juden sollten noch vor dem Kriegsende in den Osten deportiert werden¹³³. Mitte Oktober rollten die ersten Transporte mit deutschen Juden, darunter über 4000 aus Berlin, in das Ghetto Lodz. Am 23. Oktober verbot das Reichssicherheitshauptamt jede Ausreise von Juden aus Deutschland, einen Tag später unterzeichnete der SS-General und Chef der Ordnungspolizei Kurt Daluge einen Deportationsbefehl für weitere rund 50 000 Juden aus dem Deutschen Reich, Österreich und Tschechien nach Riga und Minsk. Am 30. November traf der erste Transport aus Berlin mit rund 1 000 Menschen in Riga ein, die sogleich mit 15 000 lettischen Juden aus dem Rigaer Ghetto in den nahegelegenen Rumbuli-Wald geführt und dort erschossen wurden¹³⁴.

Hans Reichmann blieb in England und kehrte nicht nach Deutschland zurück. Er arbeitete, nachdem er in der zweiten Jahreshälfte 1940 als Staatsangehöriger einer feindlichen Macht wie viele andere deutsche Juden auf der Isle of Man interniert worden war, bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges als Hauslehrer in Cambridge. Dort leitete er die Ortsgruppe der Association of Jewish Refugees (AJR), die bald zu den aktivsten im Lande gehörte. Bei Kriegsende wurde er mit der Leitung des Londoner Büros der Hebrew Sheltering and Immigrant Aid Society (HIAS) betraut. 1949 übernahm er von Kurt Alexander, der in die USA ausgewandert, zusammen mit Fritz Goldschmidt das Sekretariat des United Restitution Office (URO). Als diese Organisation 1955 als United Restitution Organization neu gegründet wurde, leitete Hans Reichmann deren Geschäfte bis zu seinem Tode 1964 als Generalsekretär.

Hans Reichmann wurde einer der führenden Anwälte für die Interessen deutscher Juden in Wiedergutmachungsangelegenheiten. Mit allem Nachdruck vertrat er den Grundsatz, daß die Juden aus Deutschland, vertreten durch ihre Organisationen, die eigentlichen Erben des erstatteten erbenlosen und den früheren jüdischen Gemeinden geraubten Eigentums seien oder zumindest neben den jüdischen Weltorganisationen Anspruch auf einen Teil dieser Werte besä-

¹³³ Vgl. dazu Peter Witte, Zwei Entscheidungen in der „Endlösung der Judenfrage“: Deportationen nach Lodz und Vernichtung in Chelmno, in: Miroslav Kárny/Raimund Kemper/Margita Kárná (Hg.), Theresienstädter Studien und Dokumente 1995, Prag 1995, S. 38–68.

¹³⁴ Zu den Deportationen der deutschen Juden im Herbst 1941 vgl. H.G. Adler, Der verwaltete Mensch. Studien zur Deportation der Juden aus Deutschland, Tübingen 1974, S. 168–186; sowie Raul Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden, Frankfurt am Main (durchgesehene und erweiterte Taschenbuchausgabe) 1990, S. 368–372.

ben. Dahinter stand bei ihm der Gedanke, daß die vertriebenen deutschen Juden in die Lage versetzt werden sollten, ihre Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen, und nicht in der Rolle der Betreuten verharren mußten¹³⁵. In diesem Sinn initiierte er den Central Fund des dem Council of Jews from Germany angeschlossenen Leo Baeck Charitable Trust, aus dem Menschen Hilfe gewährt werden konnte, die sich sonst nicht in den üblichen Rahmen der Fürsorge einordnen ließen. Den Platz im Charitable Trust hat nach seinem Tod Eva Reichmann eingenommen wie auch seine Funktion in der Londoner Exekutive des Council¹³⁶. Seit Ende der vierziger Jahre diente Reichmann außerdem dem Council of Jews from Germany als ehrenamtlicher Geschäftsführer, leitete lange Jahre als Vorsitzender die AJR, bis er 1963 aus gesundheitlichen Gründen zurücktrat, und gehörte mit seiner Frau zu den Mitgründern des Leo Baeck Institute in London, für das Eva Reichmann mehrere wichtige wissenschaftliche Arbeiten schrieb¹³⁷.

Hans Reichmann brach seine Beziehungen zu Deutschland nicht ab. Im Gegenteil, seine Tätigkeit für die Wiedererstattung jüdischen Eigentums führte ihn öfters auf Geschäftsreisen nach Deutschland, und er pflegte seine Kontakte zu deutschen Freunden und Kollegen. Siegfried Moses, bis zur seiner Emigration 1937 Vorsitzender der Zionistischen Vereinigung für Deutschland und nach dem Krieg Präsident des Leo Baeck Institute und des Council of Jews from Germany, bemerkte an ihm, der ein ebenso erfolgreicher Jurist wie ein fesselnder Gesprächspartner war, dennoch eine Art Schwermut: „Der Gedanke daran, daß eine erhebliche Zahl seiner Freunde der Katastrophe zum Opfer gefallen war, schmerzte ihn immer von neuem tief. Und er mag im Innern vielleicht empfunden haben, daß zu all dem Schweren, das die erzwungene Auswanderung brachte, für ihn ein wichtiger seelischer Umstand hinzukam: seine Wirksamkeit war nicht mehr der volle Ausdruck der weltanschaulichen Gesinnung, die ihn erfüllt hatte, solange er sich als einen Deutschen betrachten konnte, der die in seinen Augen undeutsche Erscheinung des Antisemitismus bekämpfte. Diese Gesinnung war ein Bestandteil seines Wesens, und sie hatte ganz und gar nicht in opportunistischen Erwägungen ihre Wurzel, sondern in seiner Liebe zur deutschen Kultur; und als diese Welt ihm zerbrach, schlug seine Liebe nicht in Haß um, sondern in Wehmut, die die Gesinnung verdüsterte, ohne sie zu zerstören.“¹³⁸

Hans Reichmann starb auf einer Reise nach Deutschland am 24. Mai 1964 in Wiesbaden.

¹³⁵ Werner Rosenstock, Ein Kämpfer für die deutschen Juden, in: Zum Gedenken an Ernst Reichmann, S. 35–37.

¹³⁶ Walter Breslauer, Erinnerungen an Hans Reichmann, den Menschen und sein Werk, in: Ebda., S. 38–41.

¹³⁷ Vgl. dazu Arnold Paucker, History in Exile: Writing the Story of German Jews, in: Literatur und Kultur des Exils in Großbritannien. Hrsg. von Siglinde Bolbecher u. a., Wien 1995, S. 241–266.

¹³⁸ Siegfried Moses, Gesinnung, in: Zum Gedenken an Ernst Reichmann, S. 14–15.

Zur Edition

Hans Reichmann hat unmittelbar nach seiner Ankunft in London im Frühjahr 1939 damit begonnen, seine Erlebnisse der Jahre 1937/38, vor allem aber der Zeit im KZ Sachsenhausen vom November bis Dezember 1938, in Form eines langen, ausführlichen Briefes, datiert „London, im Juli 1939“ an ein befreundetes Ehepaar, das in die USA ausgewandert war, niederzuschreiben. Dem folgt ein kurzer Brief vom 16. März 1940 gleichfalls an Trude und Paul, in dem Reichmann noch einmal die Lage der deutschen Juden nach dem Beginn des Krieges reflektiert. Beide Texte blieben auch nach dem Tod Reichmanns im Mai 1964 in Verwahrung seiner Frau Eva. Kopien dieser Aufzeichnungen übergab sie später Herrn Dr. Werner Röder, dem damaligen Leiter der Zentralstelle der „Dokumentation zur Emigration 1933–1945“ in London, nachfolgend Leiter des Archivs des Instituts für Zeitgeschichte in München, zu treuen Händen, verband aber die wissenschaftliche Einsichtnahme mit strengen Restriktionen. Vor zwei Jahren erteilte sie die Erlaubnis, Hans Reichmanns autobiographische Niederschrift zu publizieren. In der vorliegenden Edition werden seine Aufzeichnungen zum ersten Mal und vollständig veröffentlicht.

Berichte deutscher Juden über ihre Erlebnisse in der NS-Zeit sind nach dem Krieg vor allem von der Wiener Library in London¹, vom Leo Baeck Institute in New York, von Yad Vashem in Jerusalem und der Houghton-Bibliothek der Harvard-Universität in Cambridge/Massachusetts gesammelt worden². Darunter finden sich auch zahlreiche Berichte über den Novemberpogrom 1938 und die nachfolgende KZ-Haft: Erich Guttman zum Beispiel, der am 10. November verhaftet worden war und zu den letzten „Novemberjuden“ gehörte, die im März 1939 aus dem KZ Sachsenhausen freigelassen wurden, und später nach Shanghai emigrierte³; Dr. Bernhard Landau, der in seinem 44-seitigen Bericht „Die Hölle von Sachsenhausen. Meine Erlebnisse nach dem 10. November

¹ Die Sammlung autobiographischer Texte der Wiener Library ist Anfang der achtziger Jahre an die Universität Tel Aviv abgegeben worden. Eine Auswahl der Sicherheitsverfilmungen, die in London geblieben sind, hat das Archiv des Instituts für Zeitgeschichte in München übernommen und ist dort als „Eye-Witness-Reports of the Fate of Survivors“ unter der Signatur MZS 1/1 – 1/13 einzusehen.

² In der Gedenkstätte des KZ Sachsenhausen sind zwar Häftlingsberichte gesammelt worden, die aber vornehmlich von „politischen“ Häftlingen stammen. Aufzeichnungen von jüdischen Häftlingen sind kaum vorhanden; eine Ausnahme bildet der Bericht von Georg Ruhstadt vom 26. Juni 1945, der am 9. 11. 1938 ins KZ Sachsenhausen gebracht worden war und die besonderen Grausamkeiten gegenüber den jüdischen Häftlingen schildert (Archiv der Gedenkstätte Sachsenhausen, III/7).

³ Yad Vashem Archives, Wiener Library Collection, 02/341.

1938⁴ die gleichen schreckenvollen Szenen beim Eintreffen, bei der Essensausgabe etc., die Brutalität der SS-Männer schildert wie Reichmann, aber wie Guttman keine Namen außer den von Martin Niemöller nennt; oder die Niederschrift des von Reichmann erwähnten Georg Cohn, die allerdings nur vier Seiten umfaßt⁵.

Unter all diesen Berichten⁶ ragt Hans Reichmanns Niederschrift nicht nur durch ihren Umfang von mehr als 340 Manuskriptseiten heraus, sondern vor allem durch die Präzision der Erinnerung, die Fülle der geschilderten Erlebnisse, die Vielzahl von Personen und nicht zuletzt durch ihre literarische Qualität, die einen bloßen Bericht des Vorgefallenen weit übersteigt. Hinzu kommt, daß sich unser Wissen um die Lage der jüdischen Häftlinge in den Konzentrationslagern im Jahr 1938 nur auf wenige veröffentlichte Zeugnisse meist „politischer“ Häftlinge stützt. Zu den wenigen Ausnahmen von Schilderungen jüdischer Häftlinge gehört das 1967 erschienene Buch von Kurt Jakob Ball-Kaduri, selbst Häftling im KZ Sachsenhausen 1938. In ihm veröffentlichte er Berichte von nach Israel emigrierten deutschen Juden, die heute im Archiv von Yad Vashem lagern⁷. In anderen Erinnerungsberichten bildet die KZ-Haft nur einen Abschnitt in der übergreifenden Beschreibung von Verfolgung, Haft und Flucht⁸. Die vorliegende Edition von Hans Reichmanns Niederschrift stellt damit auch die erste umfassende Publikation über die KZ-Erfahrungen jüdischer Häftlinge nach dem Novemberpogrom 1938 dar.

Die Aufzeichnungen Reichmanns sind vollständig abgedruckt, wobei stillschweigend offenkundige Schreibfehler korrigiert wurden. Die Schreibweise der von Reichmann oftmals zitierten wörtlichen Rede – das trifft vor allem für die Häftlingsgespräche in Sachsenhausen zu – wurde wie im Original belassen, weil damit deutlich der besondere Berliner, bayrische oder österreichische Dialekt wiedergegeben werden sollte und deren Eigenart durch orthographische Korrekturen verlorenginge. Namen, die Reichmann durch Buchstabenkürzel

⁴ Yad Vashem Archives, Wiener Library Collection, 02/588. Landau wurde am 7. 12. 1938 aufgrund seines Status als Frontkämpfer entlassen und emigrierte Ende Januar 1939 nach England.

⁵ Yad Vashem Archives, Wiener Library Collection, 02/844.

⁶ Heiko Pollmeier hat für seine Magisterarbeit über fünfzig, unterschiedlich lange Berichte zum Pogrom und zur KZ-Haft 1938 hauptsächlich aus der Wiener Library ausgewertet (Heiko Pollmeier, *Die Inhaftierung deutscher Juden im November 1938*, TU Berlin (Masch.) 1995).

⁷ Kurt Jakob Ball-Kaduri, *Vor der Katastrophe. Juden in Deutschland 1934–1939*, Tel Aviv 1967. Für die vereinzelt publizierten regionalen Berichte siehe exemplarisch Diethard Aschoff, *Autobiographische Zeugnisse westfälischer Juden über ihre Deportation und KZ-Haft*, in: Arno Herzig, Karl Teppe, Andreas Determann (Hg.), *Verdrängung und Vernichtung der Juden in Westfalen*, Münster 1994, S. 169–214.

⁸ Siehe zum Beispiel den eindrucksvollen Bericht von Hugo Burkhard, *Tanz mal Jude! Von Dachau bis Shanghai*, Nürnberg 1966, oder Siegfried Neumann, *Nacht über Deutschland. Vom Leben und Sterben einer Republik. Ein Tatsachenbericht*, München 1978.

bezeichnete, sind, soweit es sich aus dem Zusammenhang eindeutig erschließen ließ, wegen der besseren Lesbarkeit wieder vollständig gesetzt, Ziffern aus gleichem Grund weitgehend transkribiert worden. Bei der falschen Wiedergabe von Namen wie zum Beispiel den von Reinhard Heydrich, den Reichmann stets als „Heyderich“ schrieb, steht bei der ersten Erwähnung eine Anmerkung, ansonsten wird im folgenden, um Personen eindeutig auffinden zu können, die korrekte Schreibweise des Namens zugrunde gelegt. Editorische Bemerkungen und Bearbeitungen im Text sind durch eckige Klammern gekennzeichnet. Runde Klammern stehen im Original. Die Zwischentitel sind eingefügt worden, um dem umfangreichen Text dadurch eine die Lesbarkeit erleichternde Struktur zu geben. Die Anmerkungen erheben keineswegs den Anspruch, die Aufzeichnungen lückenlos zu kommentieren. Der Herausgeber hat sich bemüht, Personen, historische Zusammenhänge und literarische Anspielungen Reichmanns zu erklären und damit zum besseren Verständnis des Textes beizutragen. Doch war nie beabsichtigt, das Manuskript Reichmanns gewissermaßen als reines Objekt wissenschaftlicher Bearbeitung zu präsentieren, sondern es galt, dessen eigenen authentischen Charakter, Atmosphäre und Eindringlichkeit den Lesern zu erhalten. Deshalb beschränken sich die Fußnoten auf das Nötigste.

Hans Reichmann hat sein Motiv, diese ihn selbst sicher oftmals quälenden Erinnerungen an Verfolgung, Konzentrationslager und Vertreibung aufzuschreiben, am Schluß seines Textes begründet. Diese Passage dokumentiert nicht allein den Schmerz der Erinnerung, sie spricht nicht nur klarer als jede Analyse des Historikers aus, was Reichmann zur Niederschrift seiner Erlebnisse bewegte. Diese Sätze heben auch noch einmal die Dimension der unmittelbaren Erfahrung hervor, die in der notwendig wissenschaftlich-kühlen Distanz der Geschichtsschreibung verlorenzugehen droht, ohne die jedoch die Geschichte der Shoah, der Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden, nicht zu verstehen ist: „Ich könnte es in einen Satz fassen: ich könnte sagen, daß ich stärker noch als im Krieg hier den Urlaut der Menschenkreatur gehört und das Böse schlechthin gesehen habe. Was aber bedeuten schon solche Abstrakta? Seit sechs Jahren lese ich die ausländische Presse. Ich kenne Bücher über das Neue Deutschland, von Ausländern und Emigranten geschrieben. Aber das Geschehen in seiner Plastik ist kaum irgendwo gestaltet. Strasser hat die ‚deutsche Bartholomäusnacht‘ geschildert, Heiden den Reichstagsbrand, die Vergewaltigung Österreichs, Wesen und Treiben der Menschen, in deren Hand heut Deutschland ist. Das Schicksal der Juden kennt man nicht. Feuchtwanger hat es in seinen ‚Geschwistern Oppermann‘ mit allzu leichter Feder zu zeichnen versucht, die englische Presse hat nüchterne Berichte, die amerikanische dramatische stories veröffentlicht. Aber was sagen diese facts, diese bösen, grauenhaften Vorgänge über unser Empfinden aus? Was der leidende Jude erlebt, wie er, ein wehrloses Opfer, von dieser Sturmflut des Hasses umhergewirbelt wird, wie er nach Atem ringt, zu Boden geschleudert sich totwund wieder aufzurichten sucht, das vermisste ich in der Zeitgeschichte, die Buch und Presse geschrieben

haben. Und deshalb will ich mir die Schilderung alles dessen nicht ersparen, was in diesen sieben Wochen mit und in uns geschah.“

Danken möchte ich an erster Stelle dem Institut für Zeitgeschichte in München, das diese Edition in Auftrag gab und nach Kräften förderte, sowie der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, die mich großzügig für die Arbeit an dieser Edition freistellte.

Persönlich habe ich Herrn Dr. Werner Röder zu danken, der mich als Leiter des Archivs des Instituts für Zeitgeschichte vielfältig unterstützt und ebenso wie Herr Prof. Dr. Udo Wengst das Manuskript kritisch durchgesehen hat. Herrn Prof. Dr. Arnold Sywottek danke ich gleichfalls für hilfreiche Kritik und Hinweise zur Einleitung.

Besonderen Dank habe ich Herrn Dr. Avraham Barkai und Frau Prof. Dr. Leni Yahil, Jerusalem, abzustatten, die sich beide viel Zeit für mich genommen haben und zum Manuskript aus ihrer umfassenden Kenntnis deutsch-jüdischer Geschichte mit wertvollen Korrekturen, Ergänzungen und Ratschlägen beigetragen haben. Vor allem aber bin ich Prof. Dr. Arnold Paucker, London, zu Dank verpflichtet, der jede Mühe auf sich genommen hat, um die Arbeit an diesem Manuskript zu unterstützen. Mit seiner biographischen wie wissenschaftlichen Kompetenz, mit zahlreichen Hinweisen, eigenen Erinnerungen und persönlichen Leihgaben entlegener, längst vergriffener Publikationen hat er in einem überragenden Maße zum Gelingen dieser Edition beigetragen.

Hans Reichmann
Autobiographische Niederschrift

London, im Juli 1939

Liebe Trude, lieber Paul!

Den Gedanken dieses Briefes trage ich nun mehr als ein halbes Jahr in mir. Wenn ich zum Pathos neigte, hätte ich ihn nach meiner Landung in England am 17. April mit dem Aufschrei „Gerettet“ begonnen. Doch das Pathos meiner Studentenjahre habe ich mir abgewöhnt, und ich glaube auch nicht, daß wir, die Refugees in England, gerettet sind. Aber die Möglichkeit zu sprechen, habe ich wieder, und sie will ich nutzen. Einmal, um Euch nach den vielen unklaren Andeutungen nun zu sagen, was ich seit Eurer Auswanderung erlebt habe; dann, um all diese flüchtigen Dinge in unbedingter Wahrhaftigkeit als eine Art Lebensbeichte für mich selbst festzuhalten. Nichts, was in diesem Brief steht, ist nachträglich beschönigt oder vergrößert: jedes Geschehnis, jeder Gedanke und jedes Empfinden ist so berichtet, wie es im Augenblick des Geschehens, des Denkens oder des Empfindens war.

Wir haben uns am 10. August 1937 getrennt. Damals sah ich die kommende politische Entwicklung und den Weg der deutschen Juden so: die Westmächte würden ihre Rüstungen so steigern, daß Hitler mit diesem Tempo nicht mehr mitkommen würde. Sein Versuch, die Rüstungen der anderen einzuholen, würde die deutsche Lebenshaltung und Friedensproduktion bedenklich einengen, 1938 eine wirtschaftliche Krise heraufführen und ihn vor die Wahl zwischen Krieg und Frieden stellen. So unglaublich mir auch Verständigung als nationalsozialistisches politisches Ziel schien, ich glaubte doch an den Zwang der Tatsachen und an die Einsicht der Militärs, die Deutschland nicht in einem Krieg mit überlegenen Gegnern zerstören lassen würden.

Sollte sich der manische Mann aber doch für den Krieg entscheiden, so hätte ich ihn – wie ich damals noch glaubte – in irgendeiner militärischen Position schlecht und recht mitgemacht und gehofft, ihn zu überleben. Das schien mir auch das Schicksal der deutschen Juden im Kriegsfall zu sein. Das Militär, so hörte ich immer wieder aus Gesprächen mit höheren Offizieren des Reichskriegsministeriums, brauche jeden Soldaten. Man sei dort zwar unpolitisch und wolle sich unbedingt aus jeder Politik, also auch aus der Judenpolitik, heraushalten, die törichten Gerüchte von Juden-Massenverhaftungen im Kriegsfall aber solle man nicht glauben. Die jüdischen Reserveoffiziere, Ärzte und Militärbeamten wurden ebenso wie die anderen veranlaßt, sich bei den Polizeibehörden zu melden, und ihre Meldung ist bis heute nicht zurückgewiesen. Ein Verbleiben der Juden in ihrem warmen Bett schien mir für den Kriegsfall weder wünschenswert noch psychologisch möglich.

Würde, wie ich hoffte, der Frieden erhalten bleiben, und die Verständigung des Jahres 1938 kommen, so hätte sich wenigstens der Austreibungsprozeß verlangsamt. Die wirtschaftliche Substanz würde auch dann allmählich weiter abbröckeln, ein Unternehmen nach dem anderen verkauft werden. Inzwischen

hätten wir jede der wenigen Auswanderungsmöglichkeiten zu nutzen und im Lauf von sechs bis acht Jahren würde die auswanderungsfähige Generation Deutschland verlassen haben. Der Rest wäre später einmal seinen Kindern nachgewandert oder würde dumpf verdämmern.

Wir, Eva und ich, wollten so lange wie es nur irgend ging, bei den Juden in Deutschland bleiben. Unausgesprochen hatte jeder von uns in der letzten Kammer seines Herzens die Wunschvorstellung, daß vielleicht doch einmal ein Wunder geschehen und der logische Prozeß anders, ganz anders, sein Ende finden würde. Aber das war ein Reservat für stille Träume, und diese Fata Morgana, die übrigens vielen Menschen ihre Lebenskraft gab, durfte sich nie in den politischen Kalkül übertragen. Grundsätzlich stand für mich seit Ende 1934 fest: „Entweder bleibt Hitler, dann werden die Juden gehen, oder er geht, dann werden sie bleiben.“

In dieser Stimmung tat ich meine Arbeit, als Ihr der neuen Zukunft entgegenfuhr. Eure Entscheidung billigte ich jeden Tag. Sie allein war für Euch richtig, trotz allem, was wir aneinander verloren. In jeden Tagen spürten wir im Büro, daß der Einfluß Schachts¹ im Reichswirtschaftsministerium mehr und mehr nachließ. Später hörte ich, daß Schacht, obwohl noch immer formell Reichswirtschaftsminister, das Wirtschaftsministerium seit August 1937 nicht mehr betreten hatte². Auf unsere Eingaben, die immer das gleiche Thema „Boycott“ in hundert Spielarten behandelten, reagierte man schon damals dilatorisch.

¹ Hjalmar Schacht (1877–1970), 1923–1930 und 1933–1939 Reichsbankpräsident, sowie Reichswirtschaftsminister 1934–1937. Schacht, der zum Personenkreis gehörte, der von Reichmanns Büro Wilhelmstraße regelmäßig mit Informationen zur Verfolgung der deutschen Juden versorgt wurde (vgl. Einleitung, S. 12), hat sich dennoch in seiner Haltung zu den antisemitischen Maßnahmen stets an der NS-Führung orientiert. So vertrat er zwar den Standpunkt, die wirtschaftliche Tätigkeit von Juden nicht einschneidend zu beschränken, erklärte sich aber jederzeit mit deren Abwertung zu Bürgern minderen Rechts einverstanden. Vgl. Albert Fischer, Hjalmar Schacht und Deutschlands „Judenfrage“. Der „Wirtschaftsdiktator“ und die Vertreibung der Juden aus der deutschen Wirtschaft, Köln 1995.

² Schacht hatte im August 1937 wegen Differenzen mit Göring um seine Demission gebeten, wurde Anfang September beurlaubt und schließlich am 27. November offiziell als Wirtschaftsminister entlassen. Er blieb allerdings bis 1939 weiterhin Reichsbankpräsident.

Der drohende Sturm

In den ersten Septembertagen erlebten wir den Parteitag am Rundfunk mit. Es gab die üblichen antisemitischen Ausfälle des Herrn Rosenberg³, die uralte Gleichsetzung von Bolschewismus und Judentum und eine entsprechende Rede Goebbels'. Dann aber kam zu unserer Bestürzung eine ungewöhnlich grelle antisemitische Fanfare Hitlers⁴. Ich spüre noch jetzt die Stimmung jedes späten September-Nachmittags, als Kurt Friedländer⁵ und ich, nichts Schlimmes ahnend, in unsere Wohnung kamen, wo Eva schon die Rundfunkübertragung aus Nürnberg hörte. Sie stürzte uns tief erregt entgegen, so habe Hitler schon lange nicht gesprochen, die Rede sei ein politisch-antisemitisches Ereignis, ein Signal. Ich wollte das damals noch nicht wahr haben, der Tenor des Parteitages schien mir auf eine Kursänderung in der Judenfrage nicht hinzudeuten. Noch immer hielt Schacht seine Linie, die Juden nicht *grundsätzlich* von der Betätigung in der Wirtschaft auszuschließen, so sehr diese Linie auch von den Parteiradikalen verbogen wurde.

Die Hitler-Rede hatte die Juden aufhorchen lassen. Bedrückt und sorgenvoll gingen sie in den Gottesdienst der hohen Feiertage. Ich erlebte Jom Kippur⁶ in der Synagoge Lützowstraße, wo Baeck⁷ in einer meisterhaften Predigt auf die Anwürfe Hitlers antwortete: „Wir hören Worte, beleidigend, quälend, peinigend. Aber in uns tönt laut die Stimme des Schweigens.“ Selbst Kinder verstanden diese Antwort, wie mir Hilde Grünfeld nach einem Gespräch mit ihrem elf-

³ Alfred Rosenberg (1893–1946), seit 1919 Mitglied der NSDAP, Leiter des Außenpolitischen Amtes und Ideologe der Partei, 1941 Reichsminister für die besetzten Ostgebiete, 1946 im Nürnberger Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher zum Tode verurteilt und gehängt.

⁴ Auf dem „Parteitag der Arbeit“ im September 1937 wandte sich Hitler scharf gegen die Juden. In Rußland sei es dem Judentum gelungen, die Macht an sich zu reißen, von Moskau aus bedrohe der „jüdische Weltbolschewismus“ die ganze Welt. Die Juden seien eine „durch und durch unbegabte Rasse“, die, „wenn sie jemals irgendwo dauern herrschen will, zur baldigen Ausrottung der bisherigen intellektuellen Oberschichten der anderen Völker schreiten“ müsse. Max Domarus (Hg.), Hitler. Reden und Proklamationen 1932–1945, Band 1, München 1965, S. 729.

⁵ Kurt Friedländer (1888–1968), Regierungsdirektor in Stettin, nach seiner Entlassung 1933 für die Reichsvertretung der deutschen Juden tätig, 1939 Emigration nach England.

⁶ Jom Kippur (Versöhnungstag) stellt innerhalb des jüdischen Kalenders einen der heiligsten Tage dar, der mit strengem Fasten und Gebet begangen wird.

⁷ Leo Baeck (1873–1956), seit 1912 Rabbiner in Berlin, Vorsitzender des Allgemeinen Rabbinerverbandes und ab 1924 Präsident der jüdischen Logen B'nai B'rith, war einer der geachtetsten Repräsentanten des deutschen Judentums. Ab 1933 war Leo Baeck führendes Mitglied der Reichsvertretung der deutschen Juden, ab 1939 Vorsitzender der durch die Gestapo kontrollierten Reichsvereinigung der Juden in Deutschland. 1943 wurde er in das Ghetto Theresienstadt deportiert, überlebte und wanderte 1945 nach England aus.

jährigen Jungen erzählte. Fünfhundert Menschen verließen die Synagoge aufgewühlt und doch ermutigt. Sie antworteten mit ihrer ungebeugten Haltung, schweigend und doch sehr vernehmlich, auf die töricht-verruchten Vorwürfe, die der tückische Fanatiker wieder einmal seinem Chorus zugebrüllt hatte.

In den letzten Septembertagen fuhren Eva und ich nach Bellagio am Comer See. Wir lasen dort zarte Essays des eben sechzigjährigen Hermann Hesse, dessen „Peter Camenzind“ vor zwanzig Jahren für uns das ausgesprochen hatte, was wir in diesen Entwicklungsjahren erlebten. Und wie er formt der Dichter, stark und schön, die Stimmung jenes italienischen Frühherbstes. Er spricht vom Tessin, der dieser Landschaft um den Comer See gleichen mag. Luft und See, der Blick auf die Berge, Vegetation und Landstraßen, Farben und Duft jenes Herbstes – wir atmeten und genossen das alles, als ob es die letzten ruhigen Stunden wären, bevor unser gehetztes Leben uns weiterriß. Nach vierzehn Tagen trennten wir uns. Eva ging mit Erna Lustig nach Palästina, voller Spannung und Erlebnisfreude. Ich fuhr nach Florenz, wo mich leider drei Tage ruhrähnliche Anfälle schüttelten. So habe ich mich dem Eindruck der grandiosen Stadt nicht ganz hingeben können. Ich schrieb Euch damals, trotz allem dankbar für das große Erlebnis.

Schon in Deutschland hatte ich von einem Film gehört, der auf der Biennale in Venedig preisgekrönt wurde „La grande illusion“⁸. In Deutschland war er natürlich verboten. Ich las in Florenz, daß er gerade in Zürich gespielt wurde; ich mußte ihn sehen, und zählte immer wieder meine letzten Lire zusammen. Würde ich eine Übernachtung sparen und ununterbrochen 3. Klasse von Florenz bis Zürich fahren, so konnte ich den Umweg gerade noch finanzieren. Im Zuge saßen junge italienische Soldaten, die sich mit einem „a rivedere in Spagna“ [Auf Wiedersehen in Spanien⁹] auf dem Bahnhof von ihren Freunden verabschiedeten. An einem Sonntagmorgen kam ich ziemlich zerschlagen in Zürich an. Am Nachmittag saß ich im Kino und sah „La grande illusion“. Äußerlich ein Film, der von französischen Offizieren in deutscher Kriegsgefangenschaft und ihrer abenteuerlichen Flucht zurück in den Krieg berichtet. Nach dem Willen des großen Regisseurs Renoir, der ein Sohn des Malers ist, ein Dokument der Menschlichkeit und der Einsicht in die übernationalen Zusammenhänge der Gesellschaft. Ein französischer adliger Fliegeroffizier begegnet ei-

⁸ Der von Jean Renoir 1937 mit Erich von Stroheim, Jean Gabin, Pierre Fresnay und Dita Parlo gedrehte Film gehört zu den Klassikern des französischen Vorkriegskinos. Der Film löste heftige Kontroversen aus und wurde bezeichnenderweise 1937 in Italien und Deutschland wegen pazifistisch deutschfeindlicher, nach Kriegsausbruch in Frankreich wegen pazifistisch deutschfreundlicher Tendenz verboten.

⁹ Seit dem Putsch einiger Generäle unter Franco gegen die rechtmäßige Regierung 1936 herrschte in Spanien Bürgerkrieg. Obwohl die europäischen Mächte das Prinzip der Nichteinmischung proklamierten, unterstützten Deutschland und Italien mit massiver Hilfe, u. a. auch mit italienischen Soldaten, die francistische Seite. Die Republikaner erhielten in weit geringerem Maße Hilfe aus der Sowjetunion und durch den Einsatz der Internationalen Brigaden.

nem deutschen adligen Flieger; Feinde, die sich eben noch heruntergeschossen haben, werden Freunde. Sie haben die gleiche Erziehung, die gleiche Auffassung von Beruf und Leben, die gleiche kühle Nichtachtung des bürgerlichen Elements, das dieser Krieg hat emporkommen lassen. Sie wissen, daß die Rolle des Adels ausgespielt ist in beiden Ländern, wie der Krieg auch immer ausgehen möge. Schultz und Cohn, wie wir sagen würden, beherrschen das Feld. Hier sind die beiden Bürger französische Reserveoffiziere, der kleine jüdische Bankier Rosendal und ein ungeschliffener Naturbursche, dargestellt von dem prächtigen Jean Gabin. Die halten es im Lager nicht mehr aus. Sie hören von Douaumont, von seinem Fall und seiner Wiedereroberung, sie sehen durchs Lagergitter das deutsche Elend, das der Krieg heraufbeschwört; sie kennen die Gefahr der Flucht, aber sie fliehen, und ihr adliger Kamerad opfert dieser Flucht in müder, morbider Gelassenheit sein Leben. Frierend stapfen sie krank und gehetzt durch den badischen Schnee; der kleine Jude bricht verzweifelt zusammen. Als sie endlich Schweizer Boden erreichen, umarmt der grob-knochige Jean Gabin den „sale Juif“ [„dreckigen Juden“]:

„Warum gehen wir eigentlich in diesen Krieg zurück?“

„Weil ich hoffe, daß es der letzte ist.“

„Ich glaube, das ist eine große Illusion.“

Niemals, vorher und nachher, hat mich ein Film so gepackt wie dieser. Es war nicht die Darstellungskunst und nicht die Atmosphäre von 1917, die der Künstler Renoir in lebendiger Wirklichkeit nachgeschaffen hat, nicht die Tendenz des Films, die mich so aufwühlte. Hundert Erinnerungen jagten einander: Dein und mein Leben im Krieg, unser langsames Zueinanderkommen, die Trennung, Oels, Kaboth, der Sommer 1918, die Offensive und Kaboths Tod, der triste Oktober, der regnerische November und seine schwunglose Revolution, Rostock und alles, was nachher kam: mein bescheidener Kampf gegen die inneren Friedensstörer und die frühe Erkenntnis, daß hinter der deutschen Reaktion wieder der Krieg marschiert.

Ich ging durch die Züricher Straßen, die ich wie durch einen Schleier sah. Am Quai lag noch immer, schmutzig und ärmlich wie vor dreizehn Jahren, das „Hotel de la Couronne“, in dem wir damals übernachtet haben. Erinnerst Du dich noch an unseren Weg von Sohrau nach Orzesche? Ich habe Dir damals klar gesagt, daß das letzte Motiv meines Kampfes gegen die antisemitischen Horden der Wunsch war, den Krieg gegen den Krieg auf meine Art zu führen. Das war 1924. Hitler saß in Festungshaft. Wer damals von einer schwelenden Gefahr gesprochen hätte, wäre als naiv oder als politischer Phantast verlacht worden. Und ich hatte doch recht. Jetzt, 1937, tobte der Krieg in Spanien. Der Mann aus der Festung Landsberg hält die Welt in Atem und die große Illusion, daß dieser Krieg der letzte war, ist zerstoßen.

Am nächsten Tag besuchte ich den früheren Staatssekretär des Preußischen Innenministeriums, Dr. Wilhelm Abegg, der in einem Züricher Anwaltsbüro einen bescheidenen Platz hatte. Von 1930 bis 1932 habe ich als Mitglied eines Ausschusses der Preußischen Regierung gemeinsam mit ihm vergeblich versucht,

die nationalsozialistische Gefahr niederzukämpfen. Wie oft haben wir getagt, Regierung, Parteien, Gewerkschaften und verfassungstreue Verbände. Aber diese Republik hatte nicht den Mut zu ihrer Verteidigung. Noch klingt mir Abeggs Bericht in den Ohren: Der preußische Finanzminister Höpker Aschoff habe es abgelehnt, Etatmittel für den Kampf gegen den Nationalsozialismus bereitzustellen. Er habe keine Lust, vor den Staatsgerichtshof des Dritten Reiches zu kommen. Nach dem Reichstagsbrand war Abegg mit gutem Grund in die Schweiz geflüchtet. Göring versuchte ihm den Prozeß zu machen, weil er Mittel des Polizeietats zur geistigen Auseinandersetzung mit Hitler verwendet hatte. Müde und angeekelt lebte der Staatssekretär in Zürich. „Vielleicht kommt der Umschwung in diesem Deutschland einmal über Nacht. Aber ich gehe nicht mehr zurück, ich will unter anständigen Menschen begraben sein.“

Am Abend kam ich nach Freiburg, unserem geliebten Freiburg, in dem wir vor mehr als anderthalb Jahrzehnten zum ersten Mal den Hauch des deutschen Südens gefühlt haben. Diesem alten Freiburg wollte ich nachspüren, unser Jungsein wiederfinden. Dort in den Straßen, wo die offenen Kanäle an die Bürgersteige plätschern, am Münsterplatz und am Theater, an der Universität und in der Kneipe oder draußen auf dem „Schauinsland“, da müßte ich es ja noch greifen können, jenes Stück Leben, das wir dort so stark und bewußt gelebt haben. Am Bahnhofplatz vermeldet ein Transparent, das Alfred Rosenberg tags zuvor auf dem Münsterplatz gesprochen hat. Da war sie wieder – die Wirklichkeit von 1937! Ich schlich bedrückt an den Hoteleingängen vorüber, nach dem Schild ausschauend, das Juden den Zutritt verbietet. In einem kleinen Gasthaus „Zum Salmen“ kam ich unbehelligt unter. In den abendlichen Straßen suchte ich die alten Läden. Die meisten legten Wert darauf, als „deutsches“ und „arisches“ Unternehmen zu gelten, und die schönen jüdischen Geschäfte zeigten völlig ungewohnte Namen. Im Café „Kopf“, dessen Gobelins Ernst Goldschmidt damals in einem Bierdrama hatte lebendig werden lassen, verbot mir ein Schild den Eintritt.

Der Münsterplatz ist stockdunkel. Gestern, so hatte ich im Gasthaus gelesen, hatten die Bürgerhäuser rundum alle Fenster spontan mit Kerzen erleuchtet. Nur ein Haus sei symbolhaft finster geblieben: das bischöfliche Palais. Wird es der Münster-Weltanschauung etwas anhaben, wenn ein Rosenberg mit seiner Pseudo-Nietzsche-Haltung gegen sie anrennt? Ich glaube nicht, daß sich das „germanische Weltbild“ tief in die Köpfe der deutschen Menschen gesenkt hat. „Der Mythos“ wird nachgesprochen, nicht erlebt, und doch scheint es im Augenblick so, als ob vor der mythisch verkleideten Knüppelherrschaft der wahrhaft katholische Geist verstummt sei. Ich lese den Lebenslauf des neuen Freiburger Oberbürgermeisters: Ein Hergelaufener wurde von Hergelaufenen auf den Magistratssessel erhoben, und der Bischof, die Universität und die urkatholische Bevölkerung haben geschwiegen. Trotz des Dunkels glaube ich, die Teufelsfratzen der Wasserspeier grinsen zu sehen: sie spotten höhnisch über diese Zeit und ihre Menschen.

Als ich im Meyerhof Freiburger Erinnerungen aufdämmern lassen will, finde ich dort statt der Studenten eine Horde SA-Leute. Ich habe in diesem Freiburg kaum noch etwas zu suchen. Vielleicht finde ich es draußen auf dem „Schauinsland“ wieder, auf dessen Gipfel jetzt eine Schwebebahn führt. Am dunstigen ersten Januar 1920 sind wir mit Emils Vater dort hinaufgezogen, und als wir aus dem Gehölz auf ein Bergplateau kamen, lag plötzlich eine merkwürdig ferne Wolkenkette vor uns. Eine eiserne Schautafel sagte, daß diese Wolkenkette das Alpenpanorama war. Da standen wir, unserer ersten Begegnung mit den so oft erträumten Alpen bewußt, standen still und erlebten einen Augenblick der Weihe, fast die Scene, die unser Schullesebuch im „Hans Euler“ schildert. Das alles wollte ich wieder suchen: den Alpenblick und die reine Stimmung des ersten Januar 1920.

Am Ausgang der Schwebebahn fällt mein Blick auf einen Zeitungsstand. Ein ungewöhnlich dicker Ballen, wohl 200 Stück des „Schwarzen Korps“¹⁰ vom 14. Oktober 1937 drängt seine Schlagzeile auf: „Den Juden wird geholfen.“ Ich setze mich gespannt, voll böser Ahnung auf eine Bank und überfliege den Aufsatz. In frechem Zynismus wird die wirtschaftliche Lage der Juden gezeichnet. Der deutsche Kaufmann arbeite als Glied des Volksganzen zum Nutzen des Volkes, der Jude aber schöpfe die Sahne der nationalsozialistischen Konjunktur ab, ohne Verpflichtung gegen das deutsche Volk, nur zu seinem persönlichen Vorteil. Das können so nicht weitergehen. Und nun folgte ein Programm systematischer Eingriffe in die wirtschaftliche Betätigung der Juden: Keine Gewerbefreiheit mehr, keine gleiche Behandlung bei Zuteilung staatlich kontingentierter Rohstoffe oder Waren und selbstverständlich Boykott auf der ganzen Linie. Ich merke auf: das sind keine Wunschvorstellungen, das ist ein fürchterliches Programm. Das also war der Sinn jener scharfen Führerrede! Jetzt soll es ans Mark der jüdischen Existenz gehen, an den Wirtschaftstorso, der uns nach 4½ Jahren Nationalsozialismus noch geblieben ist. Das Abendläuten hat begonnen.

Auf dem Plateau ist gute Sicht, aber die Alpenkette ist verhangen. Auch bei klarem Wetter hätte ich sie heute nur wie durch einen grauen Schleier gesehen. „Den Juden wird geholfen“, hat das „Schwarze Korps“ gehöhnt. „Den Juden wird geholfen...“ Plötzlich knattert es auf den Bergen unter mir: Maschinengewehrübung! Es kracht und hämmert von allen Seiten – Sinnbild meiner, unserer Lage. Vor 18 Jahren haben wir hier um pazifistische Probleme gestritten, Kants „Vom ewigen Frieden“ nachgeträumt und gehofft, daß Demokratie „Nie wieder Krieg“ bedeutet. Es war eine große Illusion.

Hier hält mich nichts mehr. Ich weiß, daß ich dieses Freiburg nicht mehr wiedersehen werde, so lange die Maschinengewehre in den Händen derer sind, die nach dem billigen Sieg über wehrlose Juden gegen die Welt anstürmen werden. Ich will später unten in der Stadt noch eine Tasse Kaffee in unserem alten „Bir-

¹⁰ Das „Schwarze Korps“ war die Zeitung der SS.

linger“ trinken; aber wieder pralle ich zurück: An einer spanischen Wand hängt das ominöse Schild. Man bringt es nicht draußen am Schaufenster an, Juden sollen ruhig den Laden betreten und am Kuchentisch ihre Einkäufe machen; aber daß sie sich setzen und mit den anderen gemeinsam ein Stück Torte verzehren, das verbietet „die Weltanschauung“. Noch einmal zur Katharinenstraße 18, in unserer alten Kneipe mit ihren Konventen, wo die heißen Köpfe gegeneinander tobten und meine Biermimik belacht wurde. Nichts erinnert mehr an die 30 Jahre, in denen unsere „Innung“ da gelebt hatte.

Am nächsten Morgen bin ich wieder in Berlin. Die Kollegen bestätigen meinen Eindruck: Eine neue Welle mit dem Ziel, uns aus der Wirtschaft herauszuschwemmen, ist abgesehen worden; sie wird uns überfluten. Der Einfluß Schachts ist gebrochen, Göring und sein Vierjahresplan-Büro sind Diktatoren der deutschen Wirtschaft. Ihm mögen die Juden ziemlich gleichgültig sein, aber er macht seine Verbeugung vor den Radikalen, und gerade er dringt besonders auf die Entfernung aller jüdischen Handelsvertreter aus Auslandspositionen. Vorstellungen, daß der Export darunter leiden muß, sind zwecklos. Selbst Krupp entläßt seine bewährten jüdischen Agenten im Ausland.

Unsere Eingaben an das Wirtschaftsministerium werden nun nicht mehr beantwortet. Die halbstaatlichen Wirtschaftsverbände beginnen, die Kontingente der jüdischen Firmen zu kürzen. Noch sind die Beschränkungen maßvoll; ein offizieller Erlaß des Wirtschaftsministeriums empfiehlt Kürzung um zehn Prozent¹¹. Aber der Anfang ist getan; das gleiche Wirtschaftsministerium, das bisher die Juden in der Wirtschaft belassen wollte, trifft nun die ersten offiziellen Maßnahmen für ihre Ausschaltung. Die Partei rührt sich. Aus dem ganzen Land kommen Klagen über verstärkte Boykottaktionen. Dabei ist 1937 auch für die Juden ein wirtschaftliches Erfolgjahr, besonders in dem Restteil der jüdischen Textilindustrie ist der Umsatz gewachsen. ein bekannter Fabrikant sagte mir, daß er jetzt an die Erweiterung seiner Fabrik denken könnte, wenn nicht. . .

Ich höre das Abendläuten. In unserer Wohnung trifft sich unser Präsidium, und ich gebe ein Bild der kommenden Entwicklung. In einem Jahr, so meine ich, wird, nachdem die Ausschaltung kommandiert ist, dem jüdischen Einzelhandel „geholfen“ sein; er wird bis auf Ghettogeschäfte nicht mehr existieren. In zwei Jahren spätestens wird der jüdische Großhandel, werden die wenigen jüdischen Industriebetriebe verschwunden sein. Ich bin skeptisch, ob Abhilfe noch möglich ist, nachdem der „Führer“ selbst die Parole auf dem Parteitag gegeben hat.

¹¹ Der nicht veröffentlichte Erlaß des Reichswirtschaftsministeriums über die Kürzung der Rohstoffzuteilungen an jüdische Unternehmen um 10% stammt von Anfang 1938. Joseph Walk (Hg.), Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Eine Sammlung der gesetzlichen Maßnahmen und Richtlinien – Inhalt und Bedeutung, Karlsruhe 1981, II 397.

Hirschberg¹² und ich entwickeln, von unseren Vorschlägen selbst nicht recht überzeugt, Anregungen zur Abwehr. Ich gestehe offen, daß ich „ausgebrannt“ bin und wirkungsvolle Mittel nicht mehr kenne. O. H.¹³ beurteilt die Lage so wie ich. Niemand ist mehr optimistisch.

Eva kehrt aus Palästina zurück und schon nach zwei Tagen hat sie den Eindruck, daß es mit den Juden in Deutschland zu Ende geht. Noch widerspreche ich ihr. Hinter diesem Widerspruch steht die furchtbare Erkenntnis, daß 350 000 Menschen jetzt noch auf den Trümmern der alten, ehemals so festen Wirtschaftssubstanz leben, aber nicht mehr leben können, wenn diese Trümmer beseitigt sind. Auswanderung, die ja nur tropfenweise möglich ist, schafft keine Lösung, Palästina kann die Rettung auch nicht bringen; das sieht auch Eva, die trotz ihrer starken menschlichen, landschaftlichen und Stimmungseindrücke um die begrenzte wirtschaftliche Entwicklungsmöglichkeit und krisenbelastete Zukunft des kleinen Landes weiß. Alles in mir bäumt sich gegen die Erkenntnis auf, daß es zu Ende geht, und sie wird mit jeder Woche doch stärker. Zu Ende mit dem deutschen Judentum! Generationen hatten mit Fleiß und Umsicht den wirtschaftlichen Unterbau geschaffen, der das stolze Haus des Geistes und der wirkenden Menschenliebe trug, das für uns deutsches Judentum bedeutet. Mit jedem Stein, der aus dem tragenden Grund herausgebrochen wurde, sinkt eine Stütze. Wie lange noch, und der stolze Bau muß zusammenbrechen!

Kassandros erscheint im Büro. Ich habe diesen Spitznamen einem höheren jüdischen Beamten außer Diensten gegeben, weil er die Welt durch die Brille seiner nationalsozialistischen Freunde sieht. Deshalb erscheint ihm die Vernichtung der Juden von jeher so unaufhaltsam wie der fortgesetzte Machtzuwachs Hitlers. Er berichtet von Beschlüssen der Partei, die den Endkampf gegen die deutschen Juden bestätigen. Um die Weihnachtszeit werde es Ruhe geben, dann aber werde man mit doppelter Energie losschlagen.

Schacht resigniert. Seine Abdankung als Reichswirtschaftsminister bestätigt nur die Praxis der Entsagung, die er in der Führung der Ministerialgeschäfte seit August geübt hat. Das Ministerium wird unter Göring neu besetzt, die Leitung der sogenannte Störungsstelle dem Ministerialrat Dr. Hoppe entzogen. Der schwächliche Mann ist für uns niemals eine wirksame Stütze gewesen; jetzt aber bricht selbst dieser schwache Stecken. Unsere Freunde aus dem Rheinland, sämtlich in Zentren jüdischer Textilindustrie tätig, regen eine Wirtschaftsen-

¹² Dr. Alfred Hirschberg (1901–1971) war seit 1920 in der Leitung des Berliner C.V. tätig, wurde 1933 gemeinsam mit Hans Reichmann geschäftsführender Syndikus des C.V. und war Chefredakteur der C.V.-Zeitung. Auch er wurde im November 1938 verhaftet und ins KZ Sachsenhausen verschleppt. Hirschberg emigrierte 1939 über Frankreich nach England und wanderte ein Jahr später nach Brasilien aus.

¹³ Dr. Otto Hirsch (1885–1941), Rechtsanwalt und Ministerialrat im württembergischen Innenministerium, wurde nach seiner Entlassung 1933 geschäftsführender Vorsitzender der Reichsvertretung der deutschen Juden (später: Reichsvertretung der Juden in Deutschland) und bildete gemeinsam mit Leo Baeck deren Führung. 1941 wurde Otto Hirsch in das KZ Mauthausen deportiert und dort ermordet.

quete an. Sie soll erweisen, daß die Fortexistenz des jüdischen Wirtschaftssektors allgemein-wirtschaftlich notwendig ist. Ich widerspreche, weil die Umfrage mir zwecklos erscheint. Im Januar begibt sich mein Kollege Plaut gleichwohl auf die Reise. Er findet im Rheinland, in Westfalen, in Sachsen, Hamburg und Schlesien noch intakte jüdische Unternehmen vor. Die Kontingent-Kürzung hat bisher noch nicht wesentlich geschadet; aber jedermann fragt, ob der 10 % nicht bald eine 20- oder 50-%-Kürzung folgen würde – dann seien die Betriebe nicht mehr zu halten. „Gute Freunde“ melden sich bei den Juden. Es sei doch besser, das Unternehmen rechtzeitig an wohlwollende Freunde, als geschwächt und unter Druck an Fremde abzugeben.

Die jüdischen Privatbanken haben einen Wink bekommen, sich gleichzuschalten. Sie alle stehen in Verkaufsverhandlungen, eine nach der anderen wird „arisiert“, und die glanzvollen Namen verschwinden. An ihrer Spitze Warburg, der Name, der für jüdisches Wirtschaftsführertum in Deutschland geradezu symbolhaft war. Vor ein paar Jahren hatte ein deutscher Reichskanzler dem hervorragenden Mitglied des Hauses Warburg, Dr. Karl Melchior, von der Reichstagstribüne dafür gedankt, daß er in Deutschland in allen Reparationsverhandlungen würdig und erfolgreich vertreten hatte. Entscheidende Entwicklungsphasen der deutschen Schifffahrt und Schwerindustrie sind mit dem Namen Warburg verbunden.

Aber nun sind Juden im deutschen Bankwesen nicht länger „tragbar“. Warum? Die Treiber werden um eine vernünftige Antwort verlegen sein. Aber die deutsche Schifffahrt und Schwerindustrie lassen sie gleichwohl gewähren. Hirschland-Essen, Aufhäuser-München und die alten Berliner Banken Mendelssohn, Arnold (Bleichröder), Dreyfuss, Jacquier & Securius werden „arisiert“. Ihre Inhaber führen die Häuser in zweiter, dritter, fünfter Generation, und jeder Name spricht zugleich von gemeinnützigen Stiftungen, Kunstpflege und persönlichem Dienst für Stadt und Volk. Den verstorbenen Bankier Eugen Panofsky, Mitinhaber von Jacquier & Securius, hatte die Stadt Berlin zum Dank für langen Ehrendienst mit dem Titel „Stadtältester“ ausgezeichnet. Neben seinem Grab in Weissensee gedenkt eine Tafel eines gefallenen Sohnes. Ihre Inschrift zeugt von der Gesinnung, in der die Familie den Verlust trug: „Das Vaterland darf jedes Opfer fordern“.

Den zweiten Sohn des Stadtältesten, Alfred Panofsky, den letzten Mitinhaber der Bank, läßt die Gestapo vor. Hatte irgendein Spitzel seine Tätigkeit als Schatzmeister des Centralvereins verdächtigt, wollte die Polizei die schwebenden Verhandlungen über den Verkauf der Bank einschüchternd beeinflussen. Ohne ein Wort der Begründung verlangte sie die Herausgabe des Passes. Dann nahm der junge Beamte den Lebenslauf Panofskys auf und fragte unvermittelt: „Was machen Sie eigentlich in Deutschland?“ – „Was ich mache?“ – Die dummfreche Frage verschlägt dem Vorgeladenen fast die Sprache „Ich bin Bankier...“ – Jedesmal, wenn ich jetzt an dem Familiengrab vorbeigehe, buchstabiere ich die Worte der Gedenktafel: „Das Vaterland darf jedes Opfer fordern.“ Aber die Buchstaben tanzen mir höhnend davon und wollen sich zu keinem an-

deren Wortsinn mehr zusammenfügen als zu der zynischen Frage: „Was machen Sie eigentlich in Deutschland?“.

Versuche, an die neuen Herren des Wirtschaftsministeriums, die wehrwirtschaftlich geschulten Offiziere, heranzukommen, scheitern. Wenn sie hier und da gelingen, hören wir nichts Tröstliches. Der Umfang der jüdischen Wirtschaft ist nicht mehr interessant genug, um unter Risiken verfochten zu werden. So beherrschen die Parteiradikalen das Feld.

In den ersten Februartagen 1938 bin ich in Essen und Aachen. Es kriselt um Blomberg. In Aachen, wo ich mit den jüdischen Tuchfabrikanten zusammenkomme, erreicht mich die Meldung von seiner und Fritschs Absetzung¹⁴. War das eine Militärrevolte? Gewiß nicht. Nur eine leichte Spannung zwischen Herrn Hitler und einigen ruhig urteilenden Generalen, die vor den Unternehmungen des Jahres 1938 gewarnt hatten. Mit einem Federstrich waren sie abgesetzt, und schon standen an ihrer Stelle, stolz auf die vergoldeten Achselstücke und die neuen Sterne, andere Männer, die für ihre wandlungsfähige Haltung die nötige Ideologie rasch bereit hatten. Der trotzen General Yorck ist lange tot, und der unbedingte militärische Gehorsam gilt auch dann noch als hohe Soldatentugend, wenn der Befehl eines manischen Emporkömmlings das Volk in Abenteuer und das Land vielleicht in die Vernichtung stürzt.

Auf der Gasse ist man glücklich, daß man einmal ohne Angst vor dem „KZ“ einen „von ganz oben“ bereden darf. Die Gestapo und die Propagandastellen des Staates haben Schlammfluten in die Kanäle der Flüsterpropaganda geschleust, und vorschriftsmäßig empören sich der deutsche Familienvater und die tugendsame deutsche Hausfrau über die schlüpfrigen Geschichten aus dem Vorleben der „Frau Generalfeldmarschall“ – nicht ohne sie sich vorher mit Behagen zugerant zu haben. Darüber vergaß das deutsche Volk, das gleichzeitig – ganz nebenbei – mehr als ein Dutzend andere Generale „gegangen“ worden waren.

Schacht ist fort, die ruhiger denkenden Generale hemmen nicht mehr, die Bahn für alle Abenteuer ist frei. Gauleiter und Gauwirtschaftsbeauftragte, Kreisleiter und Kreiswirtschaftsbeauftragte und die Obleute der deutschen Ar-

¹⁴ Da maßgebliche Teile der nationalkonservativen Militärelite Hitlers Kriegsplänen skeptisch bis ablehnend gegenüberstanden, nahm dieser die von Himmler und Göring gezielt gestreuten Gerüchte über die Vermählung des verwitweten Reichskriegsministers und Oberbefehlhabers der Wehrmacht, Generalfeldmarschall Werner von Blomberg, mit einer jungen Frau mit angeblich anrühiger Vergangenheit zum Anlaß, um Blomberg im Januar 1938 zum Rücktritt zu zwingen. Gefälschte Dokumente über homosexuellen Umgang führten gleichfalls zum Sturz von Generaloberst und Oberbefehlshaber des Heeres Werner von Fritsch. Hitler übernahm anschließend selbst den Oberbefehl über die Wehrmacht, löste das Reichskriegsministerium auf und ernannte General Wilhelm Keitel zum Chef des neu geschaffenen Oberkommandos der Wehrmacht. Trotz der erkennbar falschen Beschuldigungen und entwürdigenden Ermittlungen hatte sich kein Widerstand innerhalb der Generalität gegen die Absetzung der beiden Offiziere gerührt.

beitsfront wissen, daß die jüdischen Unternehmer nun Freiwild sind. Niemand mehr würde sie hindern, die jüdischen Wirtschaftler zu Tode zu hetzen. In Breslau zum Beispiel wütete der Gaubeauftragte für Handel und Handwerk, Herr von Streitschwert. Jeder jüdische Fabrikant, jeder Inhaber eines wertvollen Geschäftes zitterte, vor ihm zitiert zu werden. Dann wurden rasch Käufer präsentiert oder „im Interesse der Belegschaft“ ein Treuhänder eingesetzt, für den ein Gehalt von tausend Mark monatlich erpreßt wurde. Es handelte sich immer um die gleichen Kumpane des von Streitschwert, die er als Treuhänder anbot; darunter war ein Königshütter Bursche namens Nowack. Gelegentlich ließ von Streitschwert seine Opfer durch die Breslauer Gestapo einsperren, um sie weich zu machen. Unter dem Druck der Haft war jeder Preis herauszuschlagen. Wie Schlachttiere in ihrem Stall saßen die Breslauer jüdischen Kaufleute verängstigt in ihren Büros, immer nur von der gleichen Frage gequält: „Wann werde ich gepackt und vernichtet?“

Der Inhaber eines bedeutenden Textilunternehmens Michaelis, der auch zum Zweck der Gleichschaltung verhaftet worden war, stürzte sich im Breslauer Polizeipräsidium aus dem Fenster. Zwei Stunden später läutete von Streitschwert den Anwalt des Hauses, Dr. Lion-Levy an und forderte die Einsetzung eines Treuhänders. Der Rechtsanwalt appellierte an das menschliche Empfinden des von Streitschwert: er könne doch der alten Mutter und Erbin des eben Verstorbenen in diesem Augenblick nicht mit geschäftlichen Vorschlägen kommen. Aber der Freibeuter bestand auf einer Frist von zwei Stunden. Auf dem Weg über H. brachte ich diese Ungeheuerlichkeit zur Kenntnis des Stabes Heß¹⁵, der dem von Streitschwert durch das Reichswirtschaftsministerium einen leisen Dämpfer versetzen ließ. Der Erfolg: der Treuhänder Nowack erschien kurz darauf bei den jüdischen Erben, erzählte offen vom Eingreifen des Ministeriums, das andere Methoden wünsche, und offenbarte dann die lautere Wirtschaftsgesinnung des echten Nationalsozialisten: „Wenn die da oben es jetzt anders wollen –meinewegen. Aber nach meinem Vertrag mit Ihrer Firma habe ich einen Anspruch auf tausend Mark monatlich. Das ist eine privatrechtliche Forderung, die kann mir keiner nehmen, nicht wahr?“ Seit jenen Februartagen riet ich jedem jüdischen Unternehmer zum Verkauf.

Die Stimmung aller Sehenden und die des breiten jüdischen Publikums sank täglich. Tief niederdrückend war der Kampf jüdischer Kaufleute und Fabrikanten, denen Partei und Arbeitsfront ihre blühenden Unternehmen zu einem

¹⁵ Rudolf Heß, einer von Hitlers frühesten und ergebensten Mitarbeitern, wurde im April 1933 zum „Stellvertreter des Führers“ ernannt, um Hitler von den Parteiaufgaben zu entlasten. Der Stab Stellvertreter des Führers bildete die Zentrale der NSDAP, aus der sich später die von Martin Bormann geleitete Parteikanzlei entwickelte. Rudolf Heß flog im Mai 1941 nach England, um in einer „heroischen Einzeltat“ England vergeblich zu einem Bündnis mit dem Deutschen Reich zu bewegen. Heß wurde 1946 vom Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg zu lebenslanger Haft verurteilt und starb 1987 im Spandauer Gefängnis.

Schleuderpreis abpreßten. Sie rangen mit sich, ob sie Bettelsummen für alte, erfolgreiche und noch immer nicht geschwächte Geschäfte und Fabriken nehmen sollten. Mit dem Erlös sollten sie Deutschland verlassen; aber der Sperrmarkkurs wurde gleichzeitig auf einen lächerlichen Betrag manipuliert, – wenn ich nicht irre, auf etwa 12 %, – immer noch das Doppelte dessen, was das generöse Reich den ausgeplünderten Juden jetzt gibt¹⁶.

Da um diese Zeit mein Paß abließ, entschloß ich mich, ihn noch einmal für eine Auslandsreise auszunutzen. Pässe wurden an Juden nur noch in wenigen Ausnahmefällen erteilt¹⁷. Selbst Kinder, die im Ausland erzogen wurden, weil Deutschland ihnen den Schulbesuch verwehrte oder zur Qual machte, durften nur mit Genehmigung der Gestapo nach Deutschland zum Ferienbesuch zurückkehren. Ihre Eltern aber erhielten keinen Besuchspaß für eine Reise ins Ausland. Eingaben der Reichsvertretung, diesen Schulkindern wenigstens die Rückkehr für die Ferienzeit zu gestatten, führten zu haarspalterischen Erörterungen. Aus den Vorschlägen der Reichsvertretung wurden bedeutungslose Zugeständnisse und der Kinderbesuch, der ursprünglich für die Schüler unter 16 Jahren großmütig erlaubt werden sollte, ist niemals expressis verbis eingeräumt worden.

Die Einziehung von Pässen, die in Süddeutschland längst durchgeführt war, wurde schließlich systematisch auf ganz Deutschland ausgedehnt. Das war ein Druckmittel an der verwundbarsten Stelle der Juden angesetzt. Eltern durften ihre Kinder nicht wiedersehen, es sei denn, sie entschlossen sich, ihnen nachzuwandern. Das war der Sinn jener teuflisch ersonnenen Paß-Verweigerung. Sterbende Eltern riefen ihre Kinder aus dem Ausland zu sich; aber die Grenzpolizei verweigerte ihnen, weil sie ausgewandert waren, den Eintritt nach Deutschland in das Sterbezimmer des Vaters. Jedesmal, wenn ich Kinder in eine unbekannte

¹⁶ Wollten deutsche Juden auswandern, hatten sie eine Vielzahl von Abgaben und Sondersteuern zu entrichten. Die Summe, die dann doch übrig blieb, durfte nur zu einem extrem niedrigen, sich nahezu täglich zuungunsten der jüdischen Auswanderer verändernden Sperrmarkkurs in Devisen umgetauscht werden, der im September 1939 nur noch bei 4 % lag. Der übrige Löwenanteil mußte auf ein Konto der reichseigenen Golddiskontbank eingezahlt werden, weshalb dieser Tribut häufig auch „Golddiskontabgabe“ genannt wurde; vgl. dazu das Kapitel „Die finanzielle Ausplünderung der jüdischen Eigentümer“ in: Frank Bajohr, „Arisierung“ in Hamburg. Die Verdrängung der jüdischer Unternehmer 1933 – 1945, Hamburg 1997, S. 297–305.

¹⁷ Am 16. November 1937 hatte das Reichsinnenministerium einen von Reinhard Heydrich gezeichneten Erlaß herausgegeben, daß Juden in Zukunft keine Reisepässe mehr ausgestellt werden sollen, es sei denn, sie benützten sie zur Emigration, für Reisen in volkswirtschaftlichem Interesse, in Krankheits- und Todesfällen oder in dem Fall, daß Eltern ihre Kinder in ausländischen Internaten besuchen wollten. Vgl. Walk, Sonderrecht, II 377. Die tatsächliche Praxis der Behörden überbot, wie aus Reichmanns Schilderungen hervorgeht, selbst diese restriktiven Bestimmungen. Ein Jahr später, am 5. Oktober 1938, verfügte das Reichsinnenministerium, daß alle deutschen Reisepässe von Juden ungültig werden und abzuliefern seien. Die in Ausnahmefällen neu ausgegebenen Auslandspässe wurden mit einem „J“ gestempelt. Walk, Sonderrecht, II 556.

Zukunft hinausfahren sah und weinende Eltern dem Zug oder Schiff nachschauten, drängte sich mir ein merkwürdiges Bild auf: Es schien mir, als ob die Kinder ihre Eltern lebend ins Grab steigen sähen.

Ich wußte, daß ich einen neuen Paß nur noch für die Auswanderung bekommen würde; an sie aber dachte ich damals noch keinen Augenblick. Ich fuhr also nach Polnisch-Oberschlesien, besuchte den Sohrauer Friedhof und fand mit Hilfe eines kleinen jüdischen Kantors die Gräber aller meiner Vorfahren von mütterlicher Seite. Da lagen sie, die Sachs und Knopf, fünf Generationen in ununterbrochener Folge, sich immer wieder beegnend, weil in der kleinen Gemeinde der Vetter die Cousine heiratete, und ich beneidete sie, die da wirklich zu ihren Vätern versammelt waren; denn war einmal einer in der „großen Welt“, vielleicht in Breslau oder Berlin gestorben, so brachte man ihn hierher zurück, damit er im Frieden der Familie, von guten Menschen umgeben, ausruhen sollte. Das Städtchen, in dem früher eine stattliche Judengemeinde lebte, hat heute keine deutsch-jüdische Familie mehr. Polnische Juden sind kaum zugezogen. Die Synagoge ist verlassen. Ein schöner alter Chanukkaleuchter¹⁸ erzählt von entschwundenem Wohlstand. 1922, als Oberschlesien an Polen fiel, gab es hier noch eine kleine deutsch-jüdische Gemeinde. Jetzt, nach 16 Jahren, berichten nur noch die verlassenen Friedhofsteine, daß hier einmal jüdisches Leben war. Wird man so auch 16 nach dem Unglückstag, an dem Deutschland an Hitler fiel, Kaddisch¹⁹ nach dem deutschen Judentum sagen müssen?

In der Nacht fuhr ich nach Inowrazlaw. Auch dort das gleiche Bild. Von den 14000 Deutschen des Jahres 1914 sind nur noch 500 dort. Wo einst eine jüdische Gemeinde in Ansehen und bürgerlicher Behaglichkeit lebte, ist von 1000 Juden nicht ein Dutzend zurückgeblieben. Eine Handvoll polnischer Juden ist dazugekommen, im Ganzen 30 bis 40 – statt 1000! Ich stehe vor der Apotheke, die einst meinem Vater gehörte; der polnische Apotheker bewohnt jetzt das ganze Haus und gilt als einer der reichsten Leute der ganzen Stadt. Durch die Straßen des Landstädtchens schleicht müdes Leben. Der polnische Agrarstaat leidet unter der Wirtschaftskrise, wohl auch unter der Last der erzwungenen Aufrüstung. Bettelnde Kinder wollen mir den Handkoffer entreißen. Die Straßen sind schmutzig und schlecht. Sie sprechen nur noch sehr leise von einer fernen Zeit, und es ist mir, als ob es das Leben eines anderen wäre oder eine Epoche vor meinem eigenen bewußten Leben, aus der diese und jene Gestalt, dieses und jenes Bild mich grüßen.

Die Gegenwart ruft vernehmlicher. In Thorn, wo ich drei Stunden durch die Straßen schlendere, wird „Der Stürmer“ verkauft. Die schlecht beleuchtete deutsche Buchhandlung führt Hitlers „Klassiker“. Im Zuge nach Berlin sitzt mir gegenüber ein Mann, dessen Gesicht aus Fleischfetzen zusammengeflickt ist. Er

¹⁸ Zum achttägigen Lichtfest Chanukka wird an jedem Tag ein Licht am achtflämmigen Chanukkaleuchter entzündet.

¹⁹ Kaddisch ist das jüdische Totengebet.

hat keine Lippen, seine Frau muß ihn füttern, er ist hundert Prozent kriegsbeschädigt. Er erzählt von polnischen Gerüchten, daß im Mai der Krieg ausbrechen werde. An der Grenze in Bentschen sind junge SS-Burschen in den Grenzdienst eingestellt. Deutsche Polizei geleitet einen Transport ausgewiesener Polen oder Russen zur Grenze. Wann werden wir deutsche Juden so „per Schub“ hinausgestoßen werden?

Es sollte nicht lange dauern. Wenige Tage nach meiner Rückkehr fuhr ich mit Eva nach Prag, um meinen Geburtstag in der Stadt zu verleben, die wir beide lieben. Aus Österreich kommen Meldungen, die sich überschlagen. Wir hatten das Berchtesgadener Spiel, das vorangegangen war, nicht recht verstanden²⁰. Ich wußte zwar schon lange, daß der Anfall Österreichs an das Reich der deutschen Führung unproblematisch erschien. „Österreich bekommen wir sowieso“, hieß das Schlagwort. Trotzdem glaubte ich an unabdingbare Interessen Italiens und konnte mir einen deutschen Einmarsch nicht vorstellen. Wir alle hatten die Schuschnigg-Rede gehört, die der deutsche Rundfunk als Gegenleistung für die Übertragung der Hitlerschen Reichstagsrede gesendet hatte. Da hatte zwar auch ein Faschist gesprochen, aber einer, den außenpolitische Rücksichten und die unglückseligen Parteischichtungen in Österreich dazu gemacht hatten, ein kultivierter Mann und ein deutscher Mann. Fünf Jahre war uns und dem deutschen Volk Geschichte im Haß-Jargon zugekreischt worden. Hier endlich klangen wieder einmal freudenvollere Töne auf, milde und ernste, tiefe und herzliche, Töne, in denen die Musik dieser Landschaft, dieser Architektur und die Harmonie mitschwangen, die von Haydn, Mozart und Schubert kommt. Werfel soll an dem Manuskript mitgearbeitet haben.

Und jetzt also wollte sich der Bundeskanzler aus der Umschlingung der großen Natter lösen: mit einem waghalsigen Streich lösen, der Volksabstimmung über Österreichs Unabhängigkeit! Was ging da vor? In Berlin empfängt uns am Freitag, den 11. März 1938, unsere besorgte Kollegenschaft. „Ihr kommt von draußen – wann gibt es Krieg? Heut‘ Abend oder morgen?“ In der Nacht erleben wir am Rundfunk den österreichischen Umsturz. Der Wiener Sender spielt auf vorsorglich importierten Schallplatten die Kampflieder der Nazis, Seyß-Inquart stammelt eine Anweisung an die österreichische Bevölkerung, eine gar nicht hinreißende Minister-Proklamation wird von dem österreichischen Natio-

²⁰ Beim Besuch des österreichischen Bundeskanzlers Kurt von Schuschnigg in Berchtesgarden im Februar 1938 konfrontierte ihn Hitler mit weitreichenden Forderungen nach einer Amnestie und freier Betätigung für die wegen umstürzlerischen Aktivitäten verbotenen österreichischen Nationalsozialisten sowie nach Einsetzung des Nationalsozialisten Arthur Seyß-Inquart als „Sicherheitsminister“; andernfalls werde die Wehrmacht einmarschieren. Schuschnigg akzeptierte die Forderungen in der Hoffnung, damit die staatliche Integrität Österreichs wahren zu können. Nach Wien zurückgekehrt, rief er am 9. März in einer Rundfunkrede zu einer Volksabstimmung für ein unabhängiges Österreich vier Tage später auf. Bevor die Abstimmung stattfinden konnte, erzwang Hitler ultimativ den Rücktritt Schuschniggs, der keine Unterstützung bei den übrigen europäischen Mächten fand, und befahl den Einmarsch der Wehrmacht am 12. März.

nalsozialisten kärglich bejubelt. Auch am nächsten Tag höre ich alle Berichte vom Truppeneinmarsch, höre Kinder kreischen und den österreichischen BDM in Linz „Heil“ rufen, bis in den Abendstunden endlich der Führer auf den Balkon des Linzer Rathauses tritt. Zugleich sehe ich im Geist Scharen fluchsender Menschen und denke an deutsche Juden, denen Wien sich eben noch als neues Asyl geöffnet hat. Welche schreckliche Untaten aber dieser Einmarsch heraufbeschwören sollte, wute ich damals noch nicht²¹.

Ungeduldig warten die Reichsvertretung und wir auf Nachrichten aus Wien. Es vergehen wohl zwei oder drei Wochen, bis die ersten inoffiziellen Abgesandten der Wiener Kultusgemeinde in Berlin erscheinen. Was wir da hören, ist grauenvoll. Es übertrifft alle Erfahrungen des März und April 1933. Wieder etwas später kommt ein Vertreter der Wiener jüdischen Anwaltschaft zu mir. Noch nimmt er die Entwicklung leicht, glaubt an das Abebben der Straenherrschaft, an eine Stabilisierung der Verhältnisse auf dem Boden der deutschen Judengesetze. Die deutsche Bürokratie ist anscheinend der gleichen Meinung: das Justizministerium überträgt die Grundsätze für das Verbleiben von Juden in der Anwaltschaft, die für Deutschland galten, auf Österreich. Plötzlich aber kommen Meldungen und Massenverhaftungen, wie wir sie bis dahin in Deutschland noch nicht erlebt haben. Die Selbstmorde türmen sich, ein nicht zu schilderndes Elend frit um sich, und das „Schwarze Korps“ höhnt, da die Juden, die sich in eine bessere Welt empfehlen, noch mit diesem letzten Akt ihrer Selbstausloschung die Gaswerke um die Gebühr für das tötende Gas betrügen.

Es kommt der Plan bei uns auf, in Wien eine Beratungsstelle des C.V. einzurichten. Aber die Gestapo verbietet jede Tätigkeit jüdischer Organisationen aus Deutschland. Die SS-Juden-Spezialisten sind in Wien und ordnen die jüdischen Angelegenheiten auf ihre Weise. Noch glauben wir, da die Judenaustreibung aus Deutschland für kurze Zeit gehemmt würde, weil man in Wien zu viel zu tun hat. Aber Wien beschleunigt nur unseren Sturz. 200 000 Juden in Wien gelten als untragbar; „Wien ist keine deutsche Stadt“, sagt Göring. Man mu ein Meisterstück der raschen Austreibung vollbringen. Wirtschaftliche Enteignung, Einsetzung von Kommissaren, Zwang zum Verkauf der Unternehmen, Plünderungen, Diebstahl von Automobilen, Massenverhaftungen, die sich immer wiederholen – das sind die Marksteine des Weges zur Vernichtung. Die Wiener Wachleute erhalten den Befehl, bis zum Abend eine bestimmte Anzahl Juden „einzufangen“, eine bestimmte Anzahl, nicht bestimmte Juden. „Gehen Sie mir aus dem Weg, Herr Löbel“ ruft ein freundlicher Wachmann seinem Bekannten zu, „Ich mu bis heut‘ Abend 90 Juden zur Wache bringen.“ Wer ihnen gerade in die Arme läuft, wird mitgenommen. Wer Glück hat, bleibt im Wiener Gefängnis, die anderen kommen nach Dachau. Es gibt keine Achtung vor dem Privateigentum

²¹ Vgl. dazu Einleitung, S. 16–17.

mehr. Diese „heilige Scheu“, um deretwillen Hugenberg, Schröder, Kirdorf²² und Genossen Herrn Hitler zum Bollwerk gegen den zahmen deutschen Marxismus ausersehen hatten, ist zerstoßen.

„Es geht ausgezeichnet vorwärts“, meint die Gestapo in Wien unter Führung des Kommissars Eichmann vom Sicherheitsdienst der SS (SD). Zu Hunderten flüchten Juden nach Jugoslawien, nach der Tschechoslowakei, nach Ungarn und der Schweiz. Sie schwimmen durch Grenzflüsse, sie klettern über die Berge. Alle südamerikanischen Visa sind ausverkauft, das amerikanische Konsulat wird bestürmt. Im Flugzeug rasen sie nach England und Holland, auf Donaudampfern suchen sie nach Rumänien zu entkommen und Hunderte fliehen nach – Deutschland, wo sie sich verborgen halten oder von wo sie sich nach Finnland zu retten hoffen. Im „Niemandland“, zwischen den Grenzen, auf einer Donauinsel hocken sie. Prag und Budapest verwehren ihnen den Eintritt. Ohne Nahrung, ohne Decken liegen sie da, die SS sieht ihrem Sterben zu, und die Grenzwächter der anderen müssen aus Staatsraison ihr Mitleid niederkämpfen. Dieses grauenhafte Spiel mit jüdischen Menschen im „Niemandland“ hat sich nach dem Einmarsch in die Tschechoslowakei wiederholt.

„Es geht ausgezeichnet vorwärts“ – und die Parteibonzen schütteln den Kopf über ihre eigene Langmut, die nach sechs Jahren Nationalsozialismus noch so viele Juden im Altreich duldet. Im Wirtschaftsministerium leitet das Referat ‚Judenfrage‘ ein Schlosser Schmeer aus Aachen. In der Schlosserei hat er nicht viel geleistet, was ihn offenbar befähigte, als Vertrauensmann des Dr. Ley und „Alter Kämpfer“ zum Ministerialdirektor emporzuschnelles²³. Regierungsrat Gotthart, der bis dahin die Judenreferenten Schachts im Auftrag der Gestapo überwacht hatte, ist Oberregierungsrat geworden. Jahrelang waren wir ihm als „jungem Mann“ von Ministerialrat Hoppe, der ihn zu seiner Deckung hinzuzuziehen pflegte, mit eisiger Distanz begegnet wie jedem Beamten der Gestapo. Wir wußten, welchen Auftrag er hatte und verstanden nicht, daß ein Reichsminister einen offiziellen Spitzel in seinem Haus duldet oder dulden mußte.

Jetzt war die große Stunde des Herrn Gotthart gekommen. Er war Jurist und Schmeer Analphabet. Gotthart hatte im Abwehr-Dezernat gegen Störungen der Wirtschaft Erfahrungen über die wirtschaftliche Bedeutung der deutschen Juden gesammelt. Jetzt durfte er sie zu ihrer Ausschaltung nutzen und gesetzli-

²² Der Verleger und Vorsitzende der Deutschnationalen Volkspartei Alfred Hugenberg, der Bankier Kurt Freiherr von Schröder und der Industrielle Emil Kirdorf galten als frühe Förderer Hitlers und der NSDAP.

²³ Rudolf Schmeer war gelernter Elektromonteur, der in der NSDAP Aachen und im Apparat der DAF unter Führung von Robert Ley Karriere machte und später Ministerialdirektor und Hauptabteilungsleiter im Reichswirtschaftsministerium wurde. Das im Januar 1938 neu geschaffene Referat „Judenfragen“ wurde zwar in Schmeers Hauptabteilung geführt, jedoch von dem SA-Führer Alf Krüger geleitet, der sich selbst mit einem Buch „Die Lösung der Judenfrage in der deutschen Wirtschaft“, Berlin 1940, hervortat. Vgl. Willi A. Boelcke, Die deutsche Wirtschaft 1930–1945. Interna des Reichswirtschaftsministeriums, Düsseldorf 1983, S. 210.

che Bestimmungen zur Verdrängung der Juden aus den letzten Positionen formulieren. Er rühmte sich auch, Vater des „Tarnungsgesetzes“ zu sein. Nach diesem geistvollen Gesetz, das exakt nicht zu verwirklichen war, hatten jüdische Geschäfte ihren jüdischen Charakter hervorzukehren, und Arier, die Juden „tarnen“ halfen, wurden mit höchsten Strafen bedroht²⁴. Von jetzt an hätte etwa die in ganz Deutschland bekannte Firma F.V. Grünfeld²⁵ einen Angestellten vor die Tür stellen müssen, um jedem Käufer ins Gesicht zu schreien: „Sie sind in einem jüdischen Geschäft!“ (In Hamburg hat das übrigens ein bekanntes Kaufhaus getan) Der jüdische Handelsvertreter Isaac Cohn, der vierzig Jahre lang den gleichen Kunden in Pillkallen besucht hatte, sollte ihm nun im einundvierzigsten Jahr ins Ohr brüllen: „Ich bin Jude!“ Gelegentlich ließen wir die mit solchen Sorgen kämpfenden jüdischen Kaufleute selbst den Weg zum Reichswirtschaftsministerium gehen. Wenn Herr Gotthart sie ausnahmsweise empfing, lachte er jovial über solche nicht bedachten Konsequenzen und verzichtete großmütig auf diese oder jene groteske Folgerung.

Die Gesetzgebungsmaschine verarbeitete den Ausschaltungswillen der Partei im Heißblauftempo zu täglich neuen Menschen und Existenz vernichtenden Verordnungen. Die Wandergewerbe-Treibenden, die Ärmsten der Armen, wurden mit einer Frist von wenigen Wochen um ihre Arbeitsmöglichkeit gebracht. Noch immer zogen sie, sich rechtschaffend und bescheiden ernährend, durch das Land. Man hatte uns seit Monaten ihre Ausschaltung angedeutet und sie damit begründet, daß diese Menschen als Greuelberichterstatter und zersetzende Elemente mit dem deutschen Volk in allzu nahe Berührung kämen. Für die Handelsvertreter sollten diese Besorgnisse nicht gelten. Jetzt aber wurden auch die Handelsvertreter „angefafßt“ und mit einem Schlag zum 30. September 1938 aus ihrem Beruf entfernt²⁶.

In diesen Wochen suchte ich jeden mir nur irgend zugänglichen Menschen auf, der Beziehungen zu einsichtigen Kreisen der Wirtschaft oder des Heeres hatte oder herstellen konnte. Eine Eingabe der Reichsvertretung an Göring wurde nicht beantwortet. Niemand schien das rasende Schwungrad mehr anhalten zu können oder zu wollen. Ich sprach die Stettiner Herren-Konfektionsfa-

²⁴ Die „Verordnung gegen die Unterstützung der Tarnung jüdischer Gewerbetreibende“ vom 22. 4. 1938 (RGBl I, S. 404) sah Freiheits- und Geldstrafen für deutsche Staatsangehörige vor, die aus eigennützigen Beweggründen den jüdischen Charakter eines Gewerbebetriebes verschleiern.

²⁵ Die traditionsreiche, familieneigene Firma F. V. Grünfeld besaß in mehreren deutschen Städten angesehenen Leinen- und Wäschegegeschäfte.

²⁶ Das „Gesetz zur Änderung der Gewerbeordnung für das Deutsche Reich“ vom 6. 7. 1938 (RGBl I, S. 823 f.) untersagte den Juden zahlreiche Gewerbemöglichkeiten und stieß sie damit mit Absicht in die Armut. 1933 waren 48% aller deutschen Juden beruflich tätig gewesen, 1939 nur noch 16%. Dagegen wurden 71% aller Juden über 14 Jahre als „berufslose Selbständige“ in den Listen der Volkszählung aufgeführt, das heißt, sie lebten von ihren Ersparnissen oder von kümmerlichen Renten und Pensionen.

brikanten und erlebte, wie sie zum direkten oder indirekten Nutzen oder Parteifunktionäre schamlos erpreßt und enteignet wurden. Es mag am 27. April gewesen sein, als ich den Mitinhaber eines der angesehensten deutschen Privatbankhäuser um seinen Rat fragte. „Lassen Sie alle Hoffnung fahren. Wien hat unser Schicksal besiegelt“, sagte er. Diesen Grad von Hoffnungslosigkeit hatte selbst ich nicht erwartet. Niedergedrückt fuhr ich ins Büro zurück. Dort kamen mir Braun²⁷ und Friedländer aufgeregt entgegen, das neueste Reichsgesetzblatt in der Hand. Es enthielt einschneidende Verordnungen: die eine sah die Anmeldepflicht der jüdischen Vermögen vor, eine zweite die staatliche Mitwirkung beim Verkauf jüdischer Unternehmen, den Genehmigungszwang²⁸. Daß die Vermögensanmeldung nur die Vorstufe zu einem Vermögensseingriff war, darüber bestand vom ersten Augenblick an kein Zweifel.

Am Abend sah ich im „Marmorhaus“ „Broadway-Melody 1938“²⁹. Neben mir ein mächtiger Arier, der seine Frau „blöde Gans“ titulierte und ihr dann behaglich erklärte: „Also sie haben kein Recht mehr, über ihr Vermögen zu verfügen. Und das ist gut so. Paß’ auf, in vier Jahren sind wir die Schweine los. Dann brauchen wir uns mit dem Pack nicht mehr rumzuärgern.“ In meiner Brusttasche trug ich eine Aufzeichnung von vielen Seiten: die jüdischen Totenopfer seit 1933. Am gleichen Morgen hatte sie mir der Freund, der meine Arbeit bis dahin aufbewahrt hatte, zurückgegeben. Er konnte sie nicht länger in seinem Bootshaus verbergen, weil die Polizei wieder einmal Razzien in den Bootshäusern an der Havel veranstaltete. Jetzt mußte ich schon wegen dieses Dokuments in meiner Tasche schweigen. Aber die Zeit, in der ich auf solche Unverschämtheiten die entsprechende Antwort geben konnte, war ohnehin vorüber. Das war eines der am schwersten belastenden Momente dieser Zeit: daß man gegen die frechsten Herausforderungen nicht aufbegehren durfte. So sehr man sich auch über die Insulte der minderwertigen Feiglinge erhaben fühlte. Schweigen war doch nicht die rechte Antwort. Aus diesem Zwang zu schweigen, wenn das Blut kochte, mag sich bei manchem Menschen eine gefährliche Rückgratsverkrümmung entwickeln. So sind die Ghetto-Eigenschaften entstanden, die Männer unserer Richtung im Jahrhundert der Emanzipation aus den deutschen Juden mühsam herausgeklopft haben. Während ich in ohnmächtiger Wut den dicken

²⁷ Kurt Braun, 1899 in Berlin geboren, war Rechtsanwalt, Berater für die Industrie in Berlin und als 2. Vorsitzender des Großberliner Verbandsausschusses des C.V. tätig. Braun emigrierte 1939 nach England und wanderte ein Jahr später in die USA aus, wo er Abteilungsleiter im US-Außen- und Arbeitsministerium wurde.

²⁸ Görings „Verordnung über die Anmeldung des Vermögens von Juden“ vom 26. 4. 1938 (RGBl I, S. 414 f.) sowie die am selben Tag erlassene Genehmigungspflicht von Verkauf jüdischer Unternehmen (RGBl I, S. 415 f.) stellten die administrative Voraussetzung her, das jüdische Eigentum umfassend rauben zu können.

²⁹ Der 1935 gedrehte US-Musicalfilm mit dem damaligen Star Eleanor Powell, einst Weltmeisterin im Steptanz, hieß richtig: „Broadway Melody of 1936“. Er errang 1935 einen Oscar für die beste Choreographie. Das „Marmorhaus“ war eines der größten und bekanntesten Kinos Berlins.

Burschen maß, erschien sein Bild plötzlich auf der Leinwand. In der Uniform des nationalsozialistischen Fliegerkorps stand er als prominenter Gast nicht weit von seinem Führer auf der Tribüne, an der zu Ehren von Hitlers Geburtstag das Reichsheer vorbeiparadierte.

In der Nacht vernichtete ich das nur einmal vorhandene Totendokument, für das ich keinen sicheren Aufbewahrungsort mehr wußte. Ein Koffer wertvoller politischer Bücher und die kaum ersetzbare Literatur, die Eva sich für ihre Doktorarbeit über den Syndikalismus angeschafft hatte, waren gerade in zwei Zentralheizungsöfen geflogen. Dieser große Bücherkoffer hatte seine Geschichte: Er war seit 1933 aus unserem Haus in manches andere gewandert, und schließlich glaubte ich ihn in einem kleinen abgelegenen Landhaus im Grunewald geborgen. Ein völlig unpolitischer Kaufmann wollte ihn in seinem Keller aufbewahren. Im März 1938 läutete seine Frau bedenklich früh bei uns an. Soeben hätten zwei Herren ihren Mann abgeholt. Er hat dann fünf Wochen unter dem Verdacht des Hochverrats gesessen. Der Charakter unserer Bücher hätte seine Behauptung, er sei politisch völlig interesselos, widerlegt. Er war Nachbar zweier arischer Journalisten, die mutig, ja verwegen in unterirdischem Kampf gegen Hitler standen. Man hatte sie festgenommen. Und die Nachbarschaft genügte, um den harmlosen Mann in ein Hochverratsverfahren zu verwickeln. Mit Hilfe eines „Zauberers“ ist er entlassen worden. Der Zauberer telefonierte „mit seiner Beziehung“ bei der Gestapo, und das Telefonat genügte, um endlich eine Vernehmung des völlig schuldlosen Mannes zu erreichen. Dafür ließ sich der „Zauberer“, ein junger absolut unseriöser Anwalt, 5000 Mark bezahlen.

Dieses kleine Zwischenspiel steht absichtlich hier. Es spiegelt die Ausstrahlungen der Diktatur bis in die unpolitischste Familie. Es zeigt die Unsicherheit des Privatlebens, und es gibt mit dem Blick auf jenen ehrenwerten Anwalt ein Dokument der Korruption und der unverfrorenen Ausbeutung jüdischer Menschen. Solche „Zauberer“ sind Legion. Es sind Ausländer, deutsche Wirtschaftsberater, zumeist aber nationalsozialistische Anwälte mit geheimnisvollen Beziehungen. Einer handelt mit gefälschten Pässen, Visen und fordert 30000 RM Honorar für einen völlig wertlosen Haftentlassungsantrag an die Gestapo. In diesen sechs Jahren haben jüdische Menschen in ihrer Not viele Millionen Reichsmark an solche „Zauberer“ – meist ohne irgendeinen Erfolg zu erreichen – verschleudert. Edle Gesellen, jene Leute, die gekommen waren, den „jüdisch-materialistischen“ Geist aus der deutschen Anwaltschaft auszumerzen.

Die Veröffentlichung der beiden einschneidenden Verordnungen (keine freie Verkaufsmöglichkeit mehr und Vermögensanmeldung) hatte selbst dem letzten Ortsgruppenleiter und Gestapo-Assessor die neue Tendenz klar gemacht: Erbarmungslose Ausmerzungen der Juden aus der Wirtschaft. Nun begann das übliche Spiel. Mochte die Gesetzgebungsmaschine auf noch so hohen Touren laufen, die Partei und ihre Radikalen trieben sie zu immer rasenderem Tempo an. Ausmerzungen der Juden aus der Wirtschaft! Warum nur aus der Wirtschaft? Ausmerzungen überhaupt! Die Höllenhunde sind losgelassen! Aus jedem Gatter des

Staates und der Partei brechen sie los und stürzen sich auf wehrlose Juden. Jedes Ressort setzt seinen Stolz daran, neue Schikanen gegen die Juden oder wenigstens gegen einen Juden zu ersinnen.

In Gleiwitz steht hinter den Schranken des Gerichts, vor dem er 45 Jahre als Anwalt gewirkt hat, der 72jährige Justizrat Arthur Kochmann, Vorkämpfer für ein deutsches Oberschlesien, Stadtverordnetenvorsteher und Ehrenbürger der Stadt Gleiwitz. Er hat sein ganzes Leben den Vornamen „Arthur“ geführt, bis man zu seiner eigenen Überraschung entdeckte, daß seine Geburtsurkunde den Vornamen „Adolf“ enthielt. Für dieses „Verbrechen“ wird er nun wegen Führung eines falschen Namens verurteilt³⁰.

Die Stadt Berlin schafft Juden-Reservate auf ihren Grünplätzen. Sie streicht Bänke gelb an und verkündet auf großen gelben Tafeln: Die mit einem „J“ versehenen Bänke sind Juden im Sinne des Reichsjudengesetzes vorbehalten³¹. Zuwiderhandlungen werden bestraft. Der deutsche heilige Bürokratius ist pedantisch. Auf dem Nikolsburger Platz in Berlin gibt es nur zwei Bänke. Sie stehen einander gegenüber, nicht drei Meter von einander entfernt. Die Wilmersdorfer Stadtverwaltung läßt großzügig eine gelb anstreichen. Auf anderen Plätzen aber gibt es keine einzige gelbe Bank. Trotzdem stehen auch dort Tafeln, die besagen, daß in diesem Stadtbezirk den Juden nur die gelben Bänke vorbehalten sind. Die alten, kränklichen Menschen, für die der Grünplatz die einzige Erholung ist, suchen und suchen vergebens. Wenn sie sich dann, weil sie an einen Irrtum glauben, auf eine der alten grauen Bänke setzen, erscheint ein Polizist und meldet sie zur Bestrafung.

Die Reichskulturkammer muß ihren Beitrag zur Lösung der Judenfrage liefern: alle jüdischen Grammophonplatten werden eingezogen. Was ist eine jüdische Grammophonplatte? Entscheidet der Komponist, der Dirigent, der Sänger oder gar ein jüdischer Liberettist? Es gibt erhebliche Definitionsschwierigkeiten, die der „Reichskulturwalter“ Hinkel³² salomonisch löst. Jede Schallplatte, an deren Entstehung Juden irgendwie mitgewirkt haben, ist zu vernichten. Wir verhandeln mit der Electrola-Gesellschaft, ob sie uns die herrlichen Bruno Walter-, Schnabel-, Tauber-, Menuhin-Platten nicht wenigstens zum Verkauf an Ju-

³⁰ Offensichtlich mit Rücksicht auf seine Tochter, die mit einem hohen italienischen Diplomaten verheiratet war, blieb Arthur Kochmann noch von der Deportation verschont, als 1942 sämtliche Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Gleiwitz nach Auschwitz verschleppt wurden. Als einer der letzten Juden Oberschlesiens wurde auch Kochmann am 28. Dezember 1943 nach Auschwitz in den Tod deportiert.

³¹ Reichmann meint hier die 1935 im „Reichsbürgergesetz“ getroffene Unterscheidung zwischen „arischen“ Reichsbürgern und „nichtarischen“ Staatsangehörigen. Vgl. Einleitung, S. 14.

³² Hans Hinkel, NSDAP-Mitglied seit 1921, in der Schriftleitung des „Völkischen Beobachters“ tätig, war 1935 von Goebbels zum Sonderbeauftragten der Reichskulturkammer in allen Fragen des jüdischen kulturellen Lebens bestimmt worden. Vgl. dazu Alan E. Steinweis, Hans Hinkel and German Jewry, 1933–1941, in: Leo Baeck Institute Yearbook 38 (1993), S. 209–219.

den überlassen will. Die Gesellschaft würde es gern tun, aber der „Reichskulturwalter“ verhindert den Vertrag. Dieses Dezernat „zur Überwachung der kulturell tätigen Juden“ ist ein groteskes Gebilde. Man hat es gegründet, um dem alten Kämpfer Hinkel eine Stellung zu geben. Er baute sich ein Amt mit einem halben Dutzend Mitarbeitern auf, das den „Kulturbund“, die jüdischen Zeitungen, die jüdischen Verleger und Buchhändler überwachte. An sich hatte er ein Interesse, alle diese jüdischen Institutionen am Leben zu erhalten; denn er lebte ja von ihrer Überwachung. Aber der Kurs der Judenpolitik zwang auch ihn, den Lebensfaden seiner „Schützlinge“ abzuschneiden. Die jüdischen Buchhandlungen, die eben erst auf rein jüdische Käuferschichten beschränkt worden waren, durften plötzlich nur „rein jüdische Literatur“ verkaufen. Und wieder begannen Definitions-Spielereien. Was ist jüdische Literatur? Das Werk eines jüdischen Autors über ein Thema, das mit Juden und Judentum keinerlei Zusammenhang hat? Oder das Werk eines christlichen Autors, das ein rein jüdisches Thema behandelt, wie Hebbels „Judith“ oder Otto Ludwigs „Makkabäer“? Jüdische Verleger und Buchhändler bewiesen, daß ihre Unternehmen zusammenbrechen mußten, wenn ihre Bücherauswahl auf Werke jüdischer Autoren mit jüdischem Inhalt beschränkt wurde. Sie baten um die Erlaubnis, wenigstens Sprachen-Literatur verkaufen zu dürfen. Die Entscheidung ließ viele Monate auf sich warten. Die engste Auslegung wurde verfügt und so jüdisches Verlagswesen und jüdische Buchhandlungen vernichtet. Herr Hinkel aber gab sein monatlich fälliges Interview über die Großzügigkeit, mit der das Dritte Reich ihr kulturelles Eigenleben sicherte.

Die Gerichte, die oft mit anerkanntem Mut die Tradition des deutschen Richterstandes gewahrt hatten, geben dem Druck des Radikalismus nach. Es war nicht selten, daß Anwälte beim Berliner Ermittlungsgericht im Polizeipräsidium die Verhaftung ihrer Mandanten beantragten. So entrissen sie den Beschuldigten den Klauen der Geheimen Staatspolizei und sicherten ihm ein ordentliches Verfahren nach den Regeln des Strafprozesses. „Ja, Herr Rechtsanwalt“, meinte der Ermittlungsrichter im Berliner Polizeipräsidium. „Das hat schon mancher hier gewollt. Aber ich kann Ihnen den Gefallen nicht tun; ich kann Ihren Mandanten nicht verhaften! Ich finde keinen Tatbestand.“ Aber jetzt, da die neue Sturzwelle ganz Deutschland überflutet, finden deutsche Richter Tatbestände, die der Rechtswissenschaft bisher unbekannt waren. Der Reichsgerichtsrat Dr. Georg Schwarz veröffentlicht einen Aufsatz, in dem er gegen alle Regeln des internationalen Strafrechts fordert, daß im Ausland begangene „Rassenschande“ nach den berüchtigten deutschen Bestimmungen zu bestrafen sei. Überhaupt wird die Rechtsprechung auf dem Gebiet der „Rassenschande“ zum Prüfstein für nationalsozialistische Linientreue des deutschen Richtertums. Gefängnis als Normalstrafe für Rassenschande? „Nein!“, kreischt Herr Streicher und verlangt Todesstrafe. So erreicht er wenigstens, daß der Ausnahmefall des Gesetzes zur Regel wird. Für „Rassenschande“ verhängen die willfährig gewordenen Richter jetzt nur noch Zuchthaus, obwohl nach dem Wortlaut des Gesetzes Zuchthaus nur in schweren Fällen vorbehalten ist.

Für uns alle war der Begriff „Rechtsstaat“ blutleer geworden. Wir waren gewohnt, den Rechtsstaat als selbstverständliche Voraussetzung des Gemeinschaftslebens zu betrachten; er war uns völlig unproblematisch, weil wir fünf Generationen lang in Rechtsstaats-Vorstellungen gelebt hatten. Uns war der Rechtsstaat eine Tatsache, nicht ein Ziel. Wir alle wußten ja nicht, was ein Unrecht-Staat ist. In diesen fünf Jahren waren einige tausend Fälle vergewaltigten Rechts in unseren Akten niedergelegt worden. Wir haben uns oft gefragt, wann der Gipfel der Vermessenheit oder auch der Groteske erreicht sein würde, zu dem die Quälgeister ihre täglich neu ersonnenen Schandtaten häuften. „Was wollen Sie“, hatte mir einmal ein sehr hoher Beamter gesagt, „Sie werden so lange keine Ruhe finden, wie Leute dafür bezahlt werden, daß sie jeden Tag eine neue Juden-Schikane erfinden. Die müssen täglich auf etwas Neues kommen, die leben davon!“ So hatte ich gelernt, mir das Wundern abzugewöhnen und hatte meine Superlative gespart. Als ich aber in folgendem Fall um mein ‚juristisches‘ Gutachten gebeten wurde, habe ich in meiner Arbeit innegehalten. Dieser Brocken schien mir den Sudelbrei von Niedertracht und Wahn zum Überkochen zu bringen.

In Nürnberg wohnt der 71jährige jüdische Kaufmann Arthur Leven bei einem arischen Arbeiterehepaar zur Untermiete. Morgens, wenn der Ehemann zur Arbeit geht und die Ehefrau ihre Wohnung verläßt, um einzukaufen, übergibt sie ihr einjähriges Kind dem jüdischen Untermieter, der es auf dem Balkon wiegt oder auf der Straße spazierenfährt. Eine Nachbarsfrau, Lehrerin in der Stadt Julius Streichers, zeigt diesen ungeheuerlichen Tatbestand an. Sie fühle sich in ihrem rassistischen Empfinden tief verletzt, wenn sie einen Juden mit einem deutschblütigen Kind spielen, ihn gar ein deutsches Kind lieblos sähe. Das Amtsgericht Nürnberg verhängt gegen Leven eine Gefängnisstrafe von mehreren Wochen, gegen die Arbeiterehefrau eine hohe Geldstrafe wegen Erregung öffentlichen Ärgernisses. Ein ‚landfremder‘ Assessor ist mutig genug, den Strafbefehl aufzuheben und so seine Karriere zu gefährden. ‚Landfremd‘, weil er aus Preußen stammt und nicht weiß, was es in der Stadt des Frankenführers bedeutet, Recht und Verstand auch bei der Urteilsfindung in Rassefragen mitsprechen zu lassen. Er führt aus, daß die Denunziantin kein anderes Motiv hatte, als der Arbeiterehefrau, mit der sie verfeindet war, zu schaden. Daß aber der Tatbestand selbst gar keinen Anlaß zum Ärgernis gäbe, wagt der junge Diplomat in der Richterrobe nun auch nicht auszusprechen.

Gegen dieses freisprechende Urteil legt die Nürnberger Staatsanwaltschaft Revision ein. Sie kann in solcher cause célèbre [hervorgehobener Rechtsstreit] nicht allein entscheiden, sondern bemüht den Generalstaatsanwalt in München, dem sie ausführlich Bericht erstattet. Auch der hat vor Julius Streicher Angst und ordnet an, die Revision durchzuführen. Es wird mit aller strafrechtlichen Gelehrsamkeit und Spitzfindigkeit eine Revisionsbegründungsschrift von etwa acht Seiten entworfen, in der die Verletzung des Rasse-Empfindens durch einen kinderhütenden Juden ernsthaft dargelegt wird. An diesem ‚Fall‘ haben wenigstens acht beamtete Juristen ‚mitgearbeitet‘. Nach seinem Studium war ich dar-

auf gefaßt, demnächst Verteidigungs-Argumente für die des Umgangs mit dem Teufel überführte jüdische Hexe Rosa Cohn suchen zu müssen. Ich konnte den interessanten Fall an einen Referenten des Reichsjustizministeriums leiten; die Staatsanwaltschaft wurde angewiesen, die Revision zurückzunehmen.

Zu solchen Verkrümmungen muß sich die deutsche Justiz verstehen, wenn sie sich vor Herrn Streicher verbeugt. Aber Streicher ist nur ein Symbol für die Macht der Partei. Die Partei steht über dem Gesetz, und die Juden stehen außerhalb des Gesetzes. Eben erst hatte die radikale Parteihierarchie den staatlichen Genehmigungszwang für den Verkauf jüdischer Unternehmen durchgesetzt; aber schon laden die Amtswalter der deutschen Arbeitsfront jüdische Betriebsführer mit einstündiger Frist vor und ersuchen sie drohend, ihr Unternehmen „zu dem und dem Preis an den und den“ zu verkaufen.

In Dortmund besorgt die Gestapo unter Leitung des Assessors Hasselberg ähnliche Geschäfte, bei denen es ein „Nein“ nicht gibt. Sie zitiert die Juden und ersucht sie dann ironisch-höflich „Platz zu nehmen – nebenan, im Wartezimmer“. Das ist ein kleiner vergitterter Raum ohne Sitzgelegenheit, von dessen Decke eine Zwiebel an einer langen Schnur herabhängt. In diesem stickigen Verlies müssen ehrenhafte jüdische Persönlichkeiten viele Stunden stehen, ehe sich der Amtsträger des Dritten Reiches zum Erpressungsverhör herbei läßt. Dann ersucht er unverblümt um „Abgabe“ des Unternehmens, da ein jüdisches Geschäft mit Rücksicht auf die Stimmung in X. nicht geduldet werden könne.

In Königsberg und Schneidemühl nimmt die Gestapo den jüdischen Händlern die Wandergewerbescheine fort, die der Regierungspräsident ihnen soeben erteilt hat. Dieses saubere Zusammenwirken vollzieht sich so, daß in Zimmer 15, also beim Regierungspräsidenten, der Wandergewerbeschein erteilt und der glückstrahlende Händler nach Zimmer 22 verwiesen wird. Dort nimmt man ihm den Schein ohne ein Wort der Begründung wieder ab. Der Regierungspräsident hat so dem Gesetz genügt, „die Maßnahmen der Geheimen Staatspolizei aber unterliegen nicht richterlicher Nachprüfung“. Mein Königsberger Kollege Angerthal hat etwa 40 Wandergewerbe-Treibenden, denen der Regierungspräsident den Schein willkürlich versagt hat, Beschwerden an das Reichswirtschaftsministerium entworfen. Die Gestapo bedroht ihn mit Schutzhaft, wenn er die Händler nicht zur Rücknahme ihrer Beschwerden veranlassen würde³³.

In Bolkenhain lebt Evas Vetter Werner Glaser. Sie führen ihr kleines Geschäft nun schon in der dritten Generation, die Großmutter, der Vater und Werner Glaser. Eines Tages werden Vater und Sohn verhaftet, angeblich, weil das Preisschild eines Wäschestücks im Schaufenster nicht korrekt ausgezeichnet ist. Merkwürdig, daß am gleichen Tag auch der Inhaber des zweiten jüdischen Geschäftes ins Gefängnis wandern muß. Man läßt sie wochenlang sitzen, ihre

³³ Von denselben Schikanen berichtete Kurt Sabatzky, Syndikus des C.V.-Landesverbandes Mitteldeutschland, auch aus Sachsen. Zeugnis Kurt Sabatzkys in: Monika Richarz (Hg.), Jüdisches Leben in Deutschland. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918–1945, Stuttgart 1982, S. 297.

Frauen dürfen sie nicht sehen, aber ein Makler hat täglich Zutritt zu ihnen; er malt ihnen zynisch aus, daß sie einen Weg in die Freiheit jeden Augenblick offen haben. Sie brauchten nur ihre Geschäfte und natürlich auch die Grundstücke für den Preis zu verkaufen, den er ihnen biete, dann könnten sie zu ihren Familien zurückkehren. Bürgermeister, Makler und Käufer sind eine saubere Kumpane. Werner Glasers Frau erwartet ein Kind, und deshalb versteht er sich zur Verschleuderung des Vermögens, das sich drei Generationen fleißig erarbeitet haben. Der Kaufpreis deckt kaum die Höhe der Strafe, die – wenn ich nicht irre – etwa 10 000 RM beträgt; dies für ein Preisschild, das „3 RM“ statt „3,50 RM“ notierte. (Daß auch der Kaufpreis für die Grundstücke unangemessen niedrig ist, versteht sich von selbst.)

In Halle lädt das Arbeitsamt Handelsvertreter und Markthändler vor. Es fordert von ihnen, daß sie ihren Beruf nicht mehr ausüben und Autobahnarbeiten annehmen. Etwa 30 Menschen, zum Teil alte, kränkliche Männer, verweisen darauf, daß das Gesetz ihnen die Berufsausübung noch gestattet. Sie messen der Vorladung keine weitere Bedeutung bei, bis sie sämtlich eines Sonnabends aus ihren Betten oder aus der Synagoge geholt und ohne Vernehmung in das Konzentrationslager Buchenwald gebracht werden.

Zum ersten Mal hören wir von diesem neuen Lager³⁴. Es liegt zwischen Erfurt und Weimar, mitten in hügeligem, wasserarmen Gelände, ein riesenhaftes Terrain. Bis dahin hatte man die Juden vornehmlich nach Dachau gebracht, nachdem die großen Lager in Esterwegen und Lichtenburg³⁵ von Juden geräumt worden waren. Dutzende alter Dachauer hatte ich gesprochen, gemeinsam mit meinen anwältlichen Freunden und den Familienangehörigen hatte ich an der Befreiung vieler Unglücklicher mitgewirkt. Ich wußte, wie es in Dachau zugeht. Die Münchener Chewra Kadischa³⁶ tat schweigend ihr Liebeswerk an den Toten, die ihr die Lagerverwaltung Woche um Woche auslieferte. Die ernstesten Männer hatten sich verpflichtet, über die Todesursachen nicht zu sprechen. Auch mein Münchener Kollege, Dr. Otto Weiler, der die fromme Bruderschaft

³⁴ Schon mit Blick auf den geplanten Krieg gingen Heinrich Himmler und sein Inspekteur der Konzentrationslager Theodor Eicke 1936 daran, nach Terrains für neue Konzentrationslager zu suchen. Neben dem KZ Sachsenhausen fiel die Wahl auf Thüringen, und im April 1937 schlug das thüringische Innenministerium das Gelände am Ettersberg nahe bei Weimar vor. Im Juli brachte die SS die ersten Häftlinge dorthin, die das neue Lager bauen sollten. Nachdem die NS-Kulturgemeinde Weimar Einspruch gegen die Benennung des KZ nach dem Ettersberg, der eng mit Goethe verbunden sei, erhoben hatte, wurde das Konzentrationslager Buchenwald genannt. Ende 1937 wurden dort knapp 3 000 Häftlinge, ein Jahr später über 20 000 Menschen gefangengehalten.

³⁵ In Dachau, Lichtenburg, Esterwegen und vielen anderen Orten befanden sich die ersten Gefangenenlager der NS-Herrschaft. 1936 wurden diese frühen Lager bis auf Dachau geschlossen und neue, erweiterte Konzentrationslager in Sachsenhausen und Buchenwald errichtet.

³⁶ Die Chewra Kaddischa ist ein in jeder jüdischen Gemeinde bestehende, meist ehrenamtliche Vereinigung zur Erweisung von Liebesdiensten in Krankheits- und Todesfällen, besonders bei Bestattungen.

von Amts wegen eindringlich befragte, erhielt keine Antwort. „Am Kindbettfieber sind sie nicht gestorben“ – mehr war nicht zu hören.

Wir wurden bei der Gestapo in Halle, beim Landesarbeitsamt in Erfurt vorgestellt. Einen Berliner arischen Anwalt, der für einen Häftling verhandeln wollte, fertigte die Hallenser Gestapo brüsk ab. Bereits drei Wochen nach der Verhaftung wurden der Gemeinde Halle ohne jede Erklärung zwei Urnen übergeben. Nach ein paar Wochen hörten wir, daß einer der Toten, Pfifferling, aus Verzweiflung gegen den elektrischen Draht gelaufen, und bevor er ihn erreichte, erschossen worden war³⁷. Der andere war „bei der Arbeit gestorben“. Was das bedeutete, habe ich später erfahren. Wir zermarterten uns den Kopf nach jeder Möglichkeit, wenigstens die anderen der Hölle zu entreißen. Es gelang mir, den aufopferungsvollen hohen jüdischen Beamten a. D. XY. zu interessieren. Während wir um das Leben von dreißig schuldlosen Menschen bangen, muß XY. in langen Beratungen mit uns ermitteln, auf welchem Weg er den Präsidenten der Reichsanstalt für Arbeitslosenversicherung und Arbeitsvermittlung am besten erreicht; denn der Besuch eines Juden bei einem seiner früheren Kollegen, vielleicht sogar Untergebenen ist zu einem Problem geworden. Peinliche Taktfragen sind vorher sorgfältig zu prüfen, obwohl man keine persönlichen Anliegen hat, sondern den Beamten in seiner amtlichen Eigenschaft aufsucht: Geht man zur Amtsstelle, so könnte der Amtsdienstler beobachten, daß der Präsident X. den Juden Y. empfangen hat. Das könnte dem Präsidenten schaden. Schreibt man aber in die Privatwohnung oder ruft dort an, dann könnte man als taktlos oder aufdringlich erscheinen, als Besucher, der der Amtsperson etwas zuflüstern möchte, was die Amtswände nicht hören sollen. Der Präsident aber ist mutig genug, seinen früheren jüdischen Kollegen im Amt zu empfangen, und er erfährt so, daß seine Arbeitsämter sich zu Schergendiensten für die Gestapo hergaben. Ob er wirklich gegen den modernen Sklavenfang eingeschritten ist, haben wir nie erfahren. Aber nach sechs oder acht Wochen kehrten die ersten „Buchenwalder“ zu ihren Familien zurück. Ihre Hände, Beine und Füße waren in einem entsetzlichen Zustand. Ich sprach mit dem Angehörigen eines Insassen. Selbst dieser Mann, den das Grauen nur mittelbar berührt hatte, war unfähig darüber zu sprechen. Er preßte immer nur das eine Wort heraus: „Furchtbar, furchtbar“. Der Entlassene selbst war sofort nach seiner Rückkehr mit unbekanntem Ziel aus Halle geflüchtet.

Aber die Hallenser Gestapo wütete weiter. Die Inhaber eines der größten Geschäfte wurden wegen Verstoßes gegen die ‚Tarnungsverordnung‘ verhaftet. Angesehene jüdische Kaufleute wurden telefonisch ersucht, Deutschland binnen zwei Wochen zu verlassen. Später bezeichnete die Gestapo selbst diese Aufforderung als Mystifikation – und wiederholte sie gleich darauf unter Andro-

³⁷ Julius Pfifferling war im Mai 1938 nach der Flucht von zwei Häftlingen von der SS als Vergeltung getötet worden. Vgl. Harry Stein, Juden in Buchenwald 1937–1942, hrsg. von der Gedenkstätte Buchenwald, Weimar 1992, S. 16.

hung von Schutzhaft. Der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde Halle nahm sich das Leben. Die Gestapo von Schneidemühl ahmte das Hallenser Beispiel nach. Auch sie bediente sich der Arbeitsämter, um Wandergewerbetreibende und arbeitslos gewordene Juden aus der Grenzmark nach Buchenwald zu bringen. Sie tat es, obwohl sich die meisten bereit erklärt hatten, schwere Straßenarbeit zu leisten. Wieder gab es schon nach wenigen Wochen zwei Tote. Einer wurde in Erfurt begraben, ohne vorher im Weimarer Krematorium verbrannt zu werden. Er hatte keine sichtbaren Verletzungen. Woran mögen wohl kräftige, gesunde Menschen plötzlich zugrunde gehen? Der Schrecken von Halle wurde langsam bekannt. Handelsvertreter und Markthändler zitterten, und Tag für Tag saßen verhärmte Männer in unserer Sprechstunde. Nach dem Gesetz durften sie bis zum 1. Oktober oder zum 1. Juli noch arbeiten; dann stand ohnehin vor den meisten die nackte Not. Tag für Tag mußten wir von ehrbaren Menschen, die viele Jahrzehnte das gleiche Haus vertreten hatten, das bittere Wort vom „Gashahn“ hören. Nun stand gar noch in den letzten Wochen ihrer Tätigkeit das Gespenst des Lagers vor ihnen auf!

Zur gleichen Zeit etwa deutete der Reichsjustizkommissar Dr. Frank³⁸ an, daß Juden in der deutschen Anwaltschaft nicht länger „tragbar“ seien. Es gab zwar ein Versprechen Hitlers an Hindenburg, ein Gesetz vom April 1933 mit Hitlers Unterschrift, das die Rechte der jüdischen Anwaltschaft festlegte. Aber dieses Gesetz war schon im Oktober 1935 durchbrochen worden. Man hatte den beiden Gruppen, die seit 1933 überhaupt noch im Beruf verblieben waren, den Frontkämpfern und Alt-Anwälten, damals das Notariat entzogen, und jetzt sollte ihnen auch die Anwaltschaft geraubt werden³⁹.

In dieser Untergangsstimmung forderten uns Kurt Alexander⁴⁰, Krefeld, der Vizepräsident des Centralvereins, und Richard Auerbach⁴¹ zu einem Pfingsttreffen in Harzburg auf. Wir sollten die wenigen freien Tage nutzen. Im Hotel „Ernst August“, einem jüdischen Haus, leben wir in Klausur. Das Bad und seine

³⁸ Hans Frank, ein früherer Mitkämpfer Hitlers und Teilnehmer am Putschversuch im November 1923 in München, vertrat vor 1933 die NSDAP als Anwalt in zahlreichen Prozessen. In der Partei leitete er das Rechtsamt, wurde nach 1933 Reichsjustizkommissar und Reichsminister ohne Geschäftsbereich. 1939 ernannte ihn Hitler zum Generalgouverneur des besetzten Polens. Im Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß 1946 wurde Frank zum Tode verurteilt und hingerichtet.

³⁹ Nach Verabschiedung der sogenannten Nürnberger Gesetze hatten Bewerber für ein Notariat ihre „arische“ Abstammung nachzuweisen, im Februar 1937 bestimmte das Reichsjustizministerium in der Reichsnotarordnung, daß, wer „den Anforderungen an die Reinheit des Blutes“ nicht entspreche, nicht zum Notar bestellt werden dürfe. Vgl. Walk, Sonderrecht, II, 260.

⁴⁰ Kurt Alexander (1892–1962), Rechtsanwalt in Krefeld und dort Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde, war 1937/38 Vizevorsitzender des C.V. und Mitglied des Präsidialrates der Reichsvertretung. 1938 wurde er in das KZ Dachau deportiert, emigrierte 1939 nach England und wanderte von dort 1949 in die USA aus.

⁴¹ Richard Auerbach, 1892 in Posen geboren, war Rechtsanwalt in Berlin und Vorstandsmitglied des Kartell-Convents der Verbindungen deutscher Studenten jüdischen Glau-

Kuranlagen sind für uns gesperrt, aber auf den Bergen und im Wald dürfen wir noch atmen. Unser Wirt, ein alter Freund und Vertrauensmann unserer Bewegung, freut sich mit so vielen „prominenten“ Juden. „Wir wollen versuchen, lieber Doktor, uns morgen am Pfingstsonntag ihrem Geschmack zu nähern. Zu nähern – ihn zu erreichen, schmeicheln wir uns nicht.“ Das Haus ist überfüllt. Jeder Jude lechzt nach Ausspannung, die er in seinem „Vaterland“ nur noch in solchen jüdischen Häusern finden kann. Aber wir finden keine rechte Erholung; wo immer Juden zusammentreffen, sind sie von den gleichen quälenden Fragen verfolgt: „Was ist in Ihrem Ort geschehen? Können Sie noch existieren? Wohin wandern Sie aus? Was wird aus Ihren Angehörigen?“ Ohrenstein, der Wirt, erzählt von widerwärtigen Schikanen, die das Judenhôtel aus Harzburg vertreiben sollen, obwohl es den höchsten Beitrag zu den Kurtaxen-Einnahmen des Bades leistet. „Im Vertrauen, Herr Doktor, glauben Sie, daß wir Alten in Deutschland werden sterben dürfen?“ Ich habe zögernd und ausweichend geantwortet. Der alte Mann ist in Deutschland gestorben. Fünf Monate später, am 10. November 1938, ist sein Haus bis zum letzten Bierglas zerschlagen worden. Er und sein Sohn wurden unmenschlich verprügelt. Auf dem Lastwagen, der beide nach Braunschweig brachte, wurden dem alten Mann die Haare rausgerissen. Er mußte das Blut seiner Kopfhaut im Hut auffangen: aus Gründen der Sauberkeit, damit das Auto keinen Schaden leide... Nach fünf Wochen Buchenwald hat ihn der Tod erlöst. Sein freundliches Gesicht geht mir nicht aus dem Sinn. In seinen jüngeren Jahren war er Direktor des Breslauer Liebig Theaters, ein Mann der leichten Bühne. Sein Leben wandelte sich im letzten Akt zur grausigen Tragödie.

Am Abend des 21. Mai saßen Ilse Jungmann und ihr Bruder, Dr. Ludwig Litten, nichts ahnend in unserer Wohnung. Ich wußte aus Radiomeldungen, daß die Tschechoslowakei ihre Verteidigungslinien besetzt hatte. „Was würdet Ihr meinen, wenn morgen Krieg ist?“ Die beiden Unpolitischen waren entsetzt. Sie wußten von nichts und waren ebenso überrascht wie das deutsche Volk, das zwar täglich von den „Leiden seiner sudetendeutschen Brüder“ hörte, aber nie an einen Gewaltstreik dachte. Als dann die Intervention der Westmächte Hitler den schon gezogenen Säbel aus der Hand schlug, wurde der politische Prestigeverlust offenbar. Eine gefährliche Stimmung! Solche Rückschläge pflegte man durch innenpolitische Ablenkungsmanöver wettzumachen. Die gefürchtete Reaktion blieb nicht aus. Aus dem Lande häuften sich Meldungen von umfassenden Boykottaktionen. Selbst in Großstädten wie Frankfurt am Main, in denen man sonst Rücksicht auf die Ausländer nimmt, gab es systematische Schmierereien an allen jüdischen Geschäften, Abriegelung der Eingänge, Kra-

bens (K.C.). Auerbach emigrierte im Januar 1939 nach England und von dort 1940 in die USA, wo er nach dem Krieg als Wirtschaftsprüfer arbeitete und in Wiedergutmachungsfällen tätig war.

walle und hier und da Verhaftungen. Die Schleusen waren weit geöffnet, und die Schlammflut spritzte über das ganze Land⁴².

Auch im Osten von Berlin fing man an, die Geschäfte zu bemalen. Ich kannte den Weg der „Schmierkolonnen“ von 1935 her, wo sie „kochende Volksseele“ zu markieren hatten. Damals wurde die „kochende Volksseele“ mit den „Nürnberger Gesetzen“ beschwichtigt. Es dauerte vier bis fünf Tage, bis die Kolonnen aus dem verunstalteten Neu-Kölln zum Alexanderplatz und von dort weiter nach dem Westen vordrangen. Auch diesmal wurden täglich neue Straßen „erobert“. Dabei gab es groteske Schauspiele: das Geschäft reichsdeutscher Juden beispielsweise wird besudelt, der Nachbarladen aber, der einem polnischen Juden gehört, wird schonungsvoll umgangen. Ein völlig verunstaltetes Geschäft wagt wieder zu öffnen. Sofort ist die Polizei zur Stelle und erzwingt die Schließung, weil ein offenes jüdisches Geschäft „provokatorisch“ wirke. In der Nacht vom Sonnabend, dem 11., zum Sonntag, dem 12. Juni, wird gründliche Arbeit getan. Jedes jüdische Geschäft, und auch einige nichtjüdische, deren Inhaber man irrtümlich für Juden hält, trägt in ungelassenen riesigen Buchstaben die Aufschrift „Jude“, „Itzig“ oder „Sara“. auf manchen Schaufenstern, bei denen sich die Malkolonnen der Hitlerjugend besonders angestrengt haben, prangen Galgen oder Judenfratzen, gezeichnet mit der Fertigkeit von Quartanern. Ich fahre auf dem Deck eines Autobusses den Kurfürstendamm entlang, um die Volkstimmung zu beobachten, gehe an den besudelten Schaufenstern vorbei und mische mich unter die Spaziergänger. Hin und wieder ein spöttisches Wort, manchmal eine leise Ablehnung, im allgemeinen aber Schweigen. Die Keule der Diktatur schwingt unsichtbar in der Luft, und man spürt in den „spontanen“ Aktionen nur zu deutlich den Befehl der Partei. Dr. Fritz Grünfeld⁴³ kommt zu mir; seine beiden Kaufhäuser, wohl die repräsentativsten jüdischen Geschäfte Berlins, sind natürlich auch betroffen. Wir beraten, ob die Malerei entfernt werden darf. Das Selbstverständliche ist im Dritten Reich ein Problem.

⁴² Vgl. Einleitung S. 17–19.

⁴³ Dr. Fritz Vincent Grünfeld, Mitinhaber der Firma F. V. Grünfeld, mußte 1938 die familieneigenen Leinenhäuser verkaufen und emigrierte nach Palästina.

Massenverhaftungen im Juni 1938

Am Montag, dem 13. Juni, läutet wenige Minuten nach Büroöffnung unsere Telefonistin zu mir herüber. Ich weiß, daß diese Morgenanrufe nie etwas Gutes bringen. Soeben hätten zwei Kriminalbeamte unseren technischen Angestellten Paul Munk, einen Mann von 45 Jahren, abgeholt. Im Laufe des Vormittags höre ich von drei weiteren Verhaftungen. Ich rufe die jüdische Gemeinde an. Auch dort sind eine Anzahl von Verhaftungen bekannt geworden. Rabbiner Maybaum⁴⁴ meldet sich telefonisch. Ob ich auch wirklich im Büro sei, ob Hirschberg da sei, ob er ins Büro kommen könne. Er erscheint unrasiert, in jämmerlichem Zustand; er hat die Nacht in einem Auto verbracht. Spät nachts hatte man ihn gewarnt: in den Morgenstunden des 13. Juni würden alle Juden verhaftet, die vorbestraft sind, die in Schutzhaft waren oder gegen die irgendeinmal ein Verfahren geschwebt hätte. (Maybaum fiel unter die Schutzhäftlinge; ein jüdischer Spitzel hatte ihn wegen einer Propheten-Auslegung denunziert, die Hitler beleidigte.) So hätte diesem jüdischen Warner sein Dienstmädchen, die Braut eines Polizeibeamten, berichtet. Unsere Spezialanwälte sind bereits von einigen Frauen beauftragt und begeben sich ins Polizeipräsidium. Von den Frauen der Verhafteten kann ich nichts erfahren, was auf den Grund hindeutet. Nur so viel steht fest, daß eine Massenverhaftung in Gang ist. Ich unterrichte die Reichsvertretung. Mittags gegen zwei Uhr endlich weiß ich, was vor sich geht. Unsere anwaltlichen Freunde haben zwar im Polizeipräsidium ebenso vergeblich um Auskunft gebeten wie die Angehörigen. Aber durch einen Zufall hatte ein Anwalt den Wortlaut der Polizei-Verfügung lesen können.

„In der am 13. Juni 1938 beginnenden Woche sind männliche Juden, die mit einer Gefängnisstrafe von mehr als einem Monat oder mit einer Geldstrafe bestraft sind, deren Ersatz Freiheitsstrafe mehr als 1 Monat beträgt, in Vorbeugungshaft zu nehmen. Sie sind ohne Vernehmung in das Konzentrationslager Buchenwald zu bringen. Mit der Durchführung der Aktion ist das Reichskriminal-Polizeiamt beauftragt. gez. Heydrich.“⁴⁵

⁴⁴ Dr. Ignaz Maybaum (1897–1976) war nach seinem Studium in Berlin Rabbiner in Bingen/Rhein und Frankfurt an der Oder, bis er 1936 zur Jüdischen Gemeinde nach Berlin kam. Maybaum emigrierte 1939 nach England und war nach dem Krieg als Rabbiner und als Dozent für Theologie am Leo Baeck College in London tätig.

⁴⁵ Am 1. Juni 1938 verschickte das Reichskriminalpolizeiamt einen von Heydrich unterzeichneten Erlaß, daß in der Woche zwischen dem 13. und 18. Juni jede Kriminalpolizeileitstelle „mindestens 200 männliche arbeitsfähige Personen (asoziale) in polizeiliche Vorbeugungshaft zu nehmen“ habe. In einem zweiten Punkt bestimmte Heydrich: „Ferner sind ebenfalls in der Woche vom 13. bis 18. Juni alle männlichen Juden des Kriminalpolizeileitstellenbezirks, die mit mindestens einer Gefängnisstrafe von mehr als einem Monat bestraft sind, in polizeiliche Vorbeugungshaft zu nehmen.“ Reichssicherheitshauptamt – Amt V (Hg.), Vorbeugende Verbrechensbekämpfung – Erlaßsammlung, o. O., o. J. (Berlin 1943), S. 81–82. Vgl. dazu Einleitung, S. 18.

Nach wenigen Tagen wissen wir, daß etwa 2200 Juden verhaftet sind⁴⁶. In das Lager Buchenwald sind 1200 bis 1300 eingeliefert, der Rest in das Konzentrationslager Sachsenhausen (unmittelbar bei Oranienburg). Buchenwald hatte anscheinend keinen Platz für den ganzen Massenfang. Wir warnen einige, die bisher noch nicht verhaftet sind. Evas unglücklicher Stiefvater, Walter B., der neun Monate wegen Rassenschande verbüßt, dann schon einmal wegen einer Vorladung zur Gestapo zu fliehen versucht hatte, von der holländischen Polizei aber nicht über die Grenze gelassen wurde, ist noch nicht gefaßt. Ich weiß, daß der schwächliche Mensch mit seinem auffallenden Äußeren nicht mehr lebend aus dem KZ zurück kommen würde. In monatelanger Arbeit hatte ich seine Auswanderung nach Argentinien vorbereitet. Die Fahrkarte liegt bereit, ein kleiner Devisenbetrag ist bewilligt, das alles müssen wir jetzt fahren lassen; es gilt, ein armes, gehetztes Leben, aber doch ein Leben, zu retten. Ich bestehe auf Flucht, sofort, ohne Geld, ohne Gepäck. Noch kann sich der arme Teufel nicht entschließen, auf sein bißchen Habe zu verzichten. Aber ich jage ihn aus seiner Wohnung. In den frühen Morgenstunden fragen zwei Kriminalbeamte nach ihm; sie kommen am Vormittag wieder, sie wiederholen den Besuch am Nachmittag. Abends keucht das gehetzte Wild fort aus Berlin und ist am nächsten Morgen in Reichenberg (Böhmen). Gerettet! Heute sitzt der brave Mann in Argentinien. Es geht ihm wahrscheinlich besser als vielen seiner Verwandten, die vor einem halben Jahr noch wohlhabende Bürger, heute auf einem der Cuba-Schiffe umherirren und nicht wissen, wo das Meer sie anspülen wird.

Zur gleichen Zeit, zu der die Massenverhaftung die Juden aufwühlte, überstürzten sich die Gerüchte. Ob sie bewußt ins jüdische Publikum filtriert wurden, um die Verzweiflung zu steigern, oder ob solche Pläne wirklich bestanden, ließ sich nicht feststellen. Hartnäckig hielt sich die Behauptung, daß in den nächsten Tagen alle jüdischen Wohnungen durchsucht würden. 100 000 SA-Leute seien dafür aufgeboten; in einer der nächsten Nächte aufgeboten. Dr. J. aus G. kommt zu mir, um mich zu warnen. Der wackere Mann hatte sich im Kampf um unsere Existenz oft bewährt. Am 30. Juni 1934, dem Tag der Mordfreiheit⁴⁷, war er nur dadurch dem Schicksal der sieben jüdischen Opfer des Schlachtages entgangen, daß seine tapfere Frau sich über ihn warf. Er müsse

⁴⁶ Die historische Forschung geht von etwa 1 500 Juden aus, die im Zuge der Juni-Aktion verhaftet und in die Konzentrationslager Dachau, Buchenwald und Sachsenhausen verschleppt worden sind.

⁴⁷ Am 30. Juni 1934 beendete Hitler einen schwelenden Machtkampf, indem er in einer von Himmler und Göring vorbereiteten, von der Wehrmacht unterstützten Aktion nahezu die gesamte SA-Führung verhaften und zahlreiche SA-Führer, darunter SA-Chef Ernst Röhm, erschießen ließ. Die SS-Mordkommandos töteten aber zusätzlich auch rechtskonservative Gegner Hitlers, wie den Leiter der Katholischen Aktion, Erich Klausener, den ehemaligen bayrischen Generalstaatskommissar von Kahr oder den ehemaligen Reichskanzler General Kurt von Schleicher. Zugleich bot die Mordaktion Gelegenheit für antisemitischen Terror. Insgesamt wurden 83 Menschen auf zum Teil brutale Weise ermordet. Vgl. Einleitung, S. 13.

Berlin verlassen, sagt er; noch einmal könne er die Horden nicht in seiner Wohnung wüten sehen.

Die Juden in ganz Deutschland sind von furchtbarem Entsetzen gepackt. Generationenlang war der Mord nicht in jüdische Familien eingebrochen. Jetzt zittern Tausende um ihre Angehörigen in den Lagern, in denen sie gelernten Mördern in Uniform ausgeliefert sind. Noch immer sind die Juden gewohnt, in den Begriffen des Rechtsstaates zu denken. Sie sind ja Kinder des Liberalismus und frei geworden, als der Rechtsstaat den Absolutismus ablöste. Sie fragen nach Schuld, wenn sie von Sühne hören. Auch in diesen fünf rechtlosen Jahren haben sie nicht aufgehört, nach Schuld zu forschen, wenn die kriminellen Lenker des Willkürstaates ihre Opfer in die Konzentrationslager schleppten. Und es gab ja immer eine individuelle Erklärung des Willküraktes, mochte sie auch noch so fadenscheinig sein. „Politiker der alten Schule ins KZ!“ – Bedauerlich, aber das ist die neue Praxis. „Nörgler und Besserwisser ins KZ!“ – Hart, aber man muß seine Zunge hüten. „Jüdische Rückwanderer ins KZ!“ Furchtbar! Nun darf man sein Vaterland nicht einmal wiedersehen. „Devisenverbrecher, politische Delinquenten und Rassenschänder ins KZ!“ – Ungeheuerlich, die Menschen haben ihre ordentliche Strafe ja verbüßt, und nun sollen sie doppelt leiden! Aber, das ist das Dritte Reich, in dem es keine Freiheit mehr gibt. So erhielt man Antwort auf die Frage nach der individuellen Schuld jener vielen hundert Juden, die seit 1933 in den Lagern gelebt hatten und von denen so viele gestorben waren. Bei diesen Verhaftungen des Juni 1938 aber ging es nicht mehr um individuelle Schuld, das war eine Massenaktion.

Unser Büro ist überfüllt von gepeinigten Frauen aus dem ganzen Reich, deren Männer in Buchenwald oder Sachsenhausen sind. Noch immer gibt die Polizei keine Auskünfte, nicht aus bösem Willen, sondern weil sie dem Ansturm nicht gewachsen ist. Aus Beuthen kommen die Frau des Rechtsanwalts Kuttner, Frau Ino Schwarz und Arnold Katz zu mir. Sein Sohn Paul hatte gerade sechs Monate Gefängnis wegen Beleidigung Görings oder besser der neuesten Göringschen Sommeruniform abgessen, um kaum vier Monate nach dem Strafende seine Freiheit erneut zu verlieren⁴⁸. Über das Schicksal dieser Familie ließe sich allein ein Drama schreiben. Unglück folgt auf Unglück, ein Hitler-Hieb saust nach dem anderen auf Sohn, Mutter und Vater nieder. Der Dramatiker, der so etwas erfinden wollte, würde als Wühler im Grauenhaften und als Phantast abgelehnt werden.

In den Büros eines halben Dutzend jüdischer Verteidiger konzentrieren sich die meisten Fälle, mit denen wir befaßt werden. Jeder Morgen beginnt mit neuen Meldungen, und ich kenne nach fünf telefonischen Worten den Zweck der Besuchsanmeldung. Das Telefon bringt ohnehin seit Wochen nur Hiobspost

⁴⁸ Dr. Paul Katz, Rechtsanwalt und Mitglied des Republikanischen Richterbunds, wurde nach 1933 entlassen, verhaftet und im November im KZ Buchenwald gefangengehalten. Katz wanderte danach nach Holland aus und schloß sich dort einer Amsterdamer Widerstandsgruppe an.

oder schikanöse Forderungen der Gestapo. Indessen heult auf den Straßen der Mob. Die Fenster, in den Morgenstunden abgewaschen, werden nachts neu besudelt; vor den Geschäften stehen die Boykottposten. Ich bitte einige unverdächtig aussehende Kollegen, sich unter die Menge zu mischen. Von überall her der gleiche Bericht: Mitglieder der Frauenschaft, Hitler-Jungen, Amtswalter blockieren die Geschäfte, ein paar Neugierige und Gesinnungsgenossen helfen bei der Abriegelung mit. Das Publikum weicht vor dem Terror scheu zurück, wenige Beherzte oder Ausländer versuchen manchmal, sich den Eingang zu erzwingen. G. beobachtet vor dem schönen Geschäft von Albert Rosenhain am Kurfürstendamm folgende Szene: Ein alter, vornehmer Herr bahnt sich mit seiner Frau den Weg zur Ladentür. Eine Vettel keift „Volksverräter!“. Der Herr antwortet: „Die gleichen Juden, die Sie jetzt vertreiben, hat Friedrich der Große hierher geholt. Diese Leute haben die deutsche Wirtschaft zur Blüte gebracht, und jetzt verjagt man sie. Das sage ich Ihnen als alter preußischer General.“ Die Hexe kreischt: „Sie sind ein Feind des Führers!“ Der General tippt mit dem Finger an seine Stirn und drängt sich in das blockierte Geschäft.

In den Abendstunden wird der Trubel in den Hauptgeschäftsstraßen Berlins gefährlich. Wenn jemand den Mut hat, sich durch die johlende Menge in ein Geschäft zu pressen, findet er in den großen leeren Räumen das Personal vor, gedrückt, verängstigt, mürrisch, manchmal weinend, aber auch triumphierend und aggressiv. Es ereignet sich, daß Käufer in solchen jüdischen Geschäften von den eigenen Angestellten des Unternehmens gefragt werden: „Wissen Sie nicht, daß Sie hier in einem jüdischen Geschäft kaufen?“ Den Rückweg muß der waghalsige Käufer meist durch eine Hintertür nehmen. Dr. Grünfeld jagt hinter mir her, ob er schließen solle. Die Menge nähme eine drohende Haltung an. Aber unsere Überlegungen sind überflüssig. In den Nachmittagsstunden wird er durch den Druck der Boykottposten doch fast immer zur Schließung gezwungen.

Abends kommen die Maler mit ihren Farbtöpfen wieder und beginnen unter den Augen der Polizei ihre künstlerischen Übungen von neuem. Sie haben auch Wasserglas, das die Scheiben ätzt. Die Vorsteher der Polizeireviere sind angewiesen, nicht einzugreifen. Spricht man auf der Straße einen alten Wachtmeister an, so dreht er sich um und geht fort. Manchmal knirscht er: „Wir dürfen nichts tun.“ Die Reaktion der alten Polizeibeamten war einheitlich: Empörung. Der gleiche Staat, dessen Ruhe und Ordnung die Polizei schützt, der die Normen des alten Strafgesetzbuchs aufrecht erhält, duldet jetzt Sachbeschädigung nicht nur, er ordnet sie an. Diese Umkehrung der Rechtsbegriffe verstand weder der alte preußische Polizist noch das Publikum, aber „Brot schmeckt süß“, sagt so ein alter Grüner und entfernt sich brummend.

Es geht ja auch nur um die Juden, und die Stimmung „Heiliger Sankt Florian, verschon' mein Haus, zünd' andre an!“ ist im deutschen Volk leider recht verbreitet. Vielleicht ist mein Urteil ungerecht. Vielleicht ist diese feige Reaktion menschlich, und vielleicht würden auch andere Völker so handeln. Aber wer will mir Bitterkeit verargen? Fast sechs Jahre war ich Zeuge täglicher Schandta-

ten, Vergewaltigung der Schwachen, schadenfrohen Höhnens über Todwunde, Zeuge von Ausplünderung und schamloser Bereicherung, und niemals Auflehnung, Empörung, Aufschrei, niemals ein „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“ Vielleicht wären wir nicht besser, aber wir wären selbst dann schuldloser. Wir, die Minderheit, können nicht aufschreien, gewiß in diesem Staat nicht. Aber ich erinnere mich, daß ich, 22 Jahre alt, laut protestiert habe, als die schändliche Jagd auf „Franzosenhuren“ in Oberschlesien jene Instinkte erkennen ließ, die sich unter Hitler frei austoben durften. Damals habe ich bei der „Oberschlesischen Zeitung“ einen Artikel gegen die Jagd auf wehrlose Mädchen durchgesetzt. Bei der Reichspräsidentenwahl 1925 habe ich mich in der Berliner Ansbacherstraße schützend über einen Hindenburg-Jüngling geworfen, den ein Reichsbanner-Mann niedergeschlagen hatte. Im nächsten Augenblick wäre der schwarz-rot-goldene Gummiknüppel auf den Deutschnationalen niedergesaut, aber ich hielt den Reichsbanner-Mann am Arm fest: „Keine Brutalität, Kamerad, wir schänden uns nicht selbst!“ Der so Bewahrte hat sich nicht einmal bedankt.

Ihr wißt, daß mir die heroische Pose widerwärtig ist. Ich halte mich noch nicht einmal für mutig, und ich sage das alles gewiß nicht zu meiner Glorifizierung. Ich wecke diese Erinnerungen nur, um meine Anklage zu rechtfertigen; meine Anklage gegen die Gebildeten, meine Anklage gegen das Heer, meine Anklage gegen den deutschen Bürger, der sich scheu am Unglück des Nächsten vorbeidrückt, froh, daß es nicht bei ihm eingeschlagen hat. Fünf Jahre hatte ich mich gegen verallgemeinernde Vorwürfe gewehrt, die dem deutschen Volk und seiner feigen Haltung galten. In diesen Junitagen, als in jeder jüdischen Familie die Not durch die Tür grinste, männerlose Frauen weinend und zu Tode geängstigt um Hilfe flehten, der Raubzug gegen jüdisches Eigentum schamlos organisiert wurde, als die Berliner Polizei auf Anweisung des berüchtigten Helldorf⁴⁹, einst Schuldenmacher bei jüdischen Getreidehändlern, jüdische Autofahrer jagte und sie unter irgendeinem Vorwand festnahm, als jeder Fußgänger in Gefahr war, eingefangen zu werden und auf Tage zu verschwinden, weil er die Straße falsch überquert oder einen Fahrschein auf den Damm geworfen hatte, als der ebenso verbrecherische wie psychopathische Polizeihauptmann Schneider im Berliner Polizeirevier Grolmannstraße seine Beamten zur Judenfängertruppe

⁴⁹ Wolf Heinrich Graf von Helldorf, im Ersten Weltkrieg Husarenoffizier und später Freikorpskämpfer, seit 1926 Mitglied der NSDAP und seit 1931 SA-Führer in Berlin, wurde 1933 Polizeipräsident von Potsdam, 1935 Polizeipräsident von Berlin. Er schloß sich später dem Widerstand gegen Hitler an und wurde im Zusammenhang mit dem Attentat vom 20. Juli im August 1944 hingerichtet. Auf seine Anordnung hin veranstaltete die Polizei Mitte Juni 1938 nächtliche Razzien, bei denen geringfügig vorbestrafte Juden verhaftet und in das KZ Sachsenhausen eingeliefert wurden. Einen Monat später erließ Helldorf 76 Richtlinien für die Berliner Behörden zur planmäßigen Schikanierung der jüdischen Bevölkerung. Wolf Gruner, *Judenverfolgung in Berlin 1933–1945. Eine Chronologie der Behördenmaßnahmen in der Reichshauptstadt*, Berlin 1996, S. 51–53.

ausbildete, – in dieser „Reichskulturwoche“ schloß mein Widerstand gegen die Kritik am deutschen Volk ein.

Der rasend gemachte See wollte neue Opfer haben. Alle jüdischen Versammlungen wurden verboten. Eva sollte am 20. Juni in Hamburg sprechen. Ich hoffte, daß auch diese Versammlung verboten würde; aber Hamburg hinkte nach, und so mußte sie, selbst aufs Höchste erregt, reden. Die Schicht jedoch, die ihre Versammlung besuchte, war in Hamburg von der Verhaftungswelle nicht erfaßt. Dort hatte sich die Polizei nur die „Vorstadt“ geholt. Diese Vorstadt habe ich später in Sachsenhausen getroffen.

Am Dienstag, dem 21. Juni, spät abends gingen wir zu Dr. Grünfeld. Er wohnte in seinem Geschäftshaus am Kurfürstendamm, vor dem noch am Abend diskutierende Menschen standen. Auf dem Dachgarten trafen wir Rabbiner Dr. Nußbaum und die Frau von Dr. Arnold Moses, noch sehr bleich von fünf Tagen Haft im Frauengefängnis des Polizeipräsidiiums, wohin man sie und ihren Mann wegen eines Autofahrer-„Verbrechens“ gebracht hatte. Die Polizei gab sich kaum noch Mühe, die Absichten der Helldorf und Schneider zu verbergen. Sie begnügte sich mit dem üblichen Vorwurf, das Nummernschild wäre schmutzig und unleserlich. Der Richter drückte „die Schwere des Verbrechens“ in der Höhe der Geldstrafe aus: zehn Reichsmark. Aber das Ehepaar hatte fünf Tage gegessen.

Vom Reichssportfeld blitzte ein Feuerwerk auf. Der teutonische Goebbels feierte Sonnenwende mit den alten und jungen Kämpfern, die sich in diesen „schweren Kampftagen“ bei der Niederzwingung des furchtbaren jüdischen Erzfeindes wieder einmal bewährt hatten. Ein leuchtendes Sonnenrad kreiste. Noch glühten nur Fackeln zur höheren Ehre Lokis und der Bestialität, die er beschwor. „O, ich verstehe den Zorn des Berliner Volkes über die Unmenge jüdischer Wuchergeschäfte, die es noch gibt, o, ich weiß, die Juden werden wieder frech. Aber, Parteigenossen, nicht solche Methoden. Die Judenfrage wird gesetzlich gelöst, Einzelaktionen können wir nicht dulden!“ Gestern noch waren sie Tagesbefehl.

Die Auslandsjournalisten hatten fleißig fotografiert, und in ihrer Presse waren täglich Berichte und Bilder des verschandelten Berlin erschienen. Diese Reaktion hatte sogar das Auswärtige Amt auf den Plan gerufen. Unter seiner Führung fand eine Konferenz statt, die von Vertretern des Innen- und Propagandaministeriums, der Gestapo und der Berliner Gauleitung der NSDAP beschickt war. Man hatte sich dort nicht gerade entschlossen, die Schmieraktion als Bubenstück zu mißbilligen. Aber „die Linden“, die internationalen Linden, an denen die Welthotels liegen, wo die Diplomatie vorüberfährt, diese „Linden“ sollten von der „spontanen“ Sudelei ausgenommen bleiben. Um so etwas setzten sich ernste Männer zu Konferenzen zusammen, und das waren die „Erfolge“, mit denen die Herren vom Auswärtigen Amt ihr Gewissen entlasteten. Man munkelte auch einiges von einer Intervention Görings, der die selbständige Aktion seines alten Feindes Goebbels mißbilligte; nicht so sehr wegen ihrer Schändlichkeit, sondern weil der kleine Bösewicht sie angezettelt hatte.

Während wir noch das Feuerwerk flammen sahen und krachen hörten, wurde Dr. Grünfeld ans Telefon gerufen: die Schaufenster des Grünfeld-Hauses in der Leipzigerstraße seien zertrümmert, die Ware liege auf der Straße, und es werde geplündert; Dr. Grünfeld möge Anweisungen geben. Eine Rückfrage stellte fest, daß die Meldung erlogen war, eine bewußte Irreführung, eine Provokation, um den gepeinigten Mann zu unbesonnenen Anordnungen oder Äußerungen zu verleiten. „Wenn wir nur unsere Freiheit und unser Leben retten“, meinte die prächtige, tapfere Frau, „auf die Fabrik, auf das Geschäft, auf die Wohnung, auf alles wollen wir verzichten! Wenn wir nur endlich wieder Ruhe finden!“ Das war die Stimmung in einer jüdischen Aristokratenfamilie, die in dritter oder vierter Generation den deutschen Leinenhandel geführt und ihren Namen zu einem Qualitätsbegriff erhoben hatte. „Unsere Ware ist weiß und rein, und so rein soll auch die Moral des deutschen Textilhandels sein“. Diesen Wahlspruch hatte der verstorbene Vater Heinrich Grünfeld geprägt und zur Tradition seines Hauses gemacht. Jetzt klebte die Antwort des Nationalsozialismus in unflätigen Klecksen an den Schaufenstern.

Am nächsten Morgen brachte mir X. den „Völkischen Beobachter“. „Abgeblasen“, meinte er, „Wollen sehen, wie rasch Goebbels‘ Rückzugsignal befolgt wird. Außerdem hat er ja über den Zuzug von Juden nach Berlin gewettert. Ich fürchte, es gibt eine neue Aktion zur Austreibung der Provinzjuden aus Berlin.“ Tatsächlich sind jüdische Rentner, die vor der unerträglichen Atmosphäre der Provinzstädte in Berlin Zuflucht gesucht hatten, zur Rück- oder Auswanderung angehalten worden.

Tags darauf versicherte mir mein Schneider, der sich als Nationalsozialist entpuppte, daß er die ganze Nacht für mich und meine Leute gewacht habe. Die Partei habe ihre Funktionäre aufgeboten, gegen das „Gesindel“ Wache zu stehen, das jüdische Geschäfte demoliere und plündere. Ich pirsche mich vorsichtig an ihn heran, während er meinen Anzug anprobt.

„Was das wohl für ein Gesindel sei“, frage ich. Er weiß ganz genau, daß vor zehn Tagen die Sudelanweisungen an die Partei ergangen waren. Aber er wagt nicht, es zuzugeben.

„Na, Sie wissen ja, bei solchen Aktionen schleicht sich allerhand Mob ein.“

„Also, doch Aktion!“

„Na ja! – Warum sollen eigentlich die Juden nicht leben! Da ham se einem Kollegen aus Wien die Scheiben beschmiert. Laßt den Mann doch arbeiten.“

„Wer hat beschmiert? Der Mob?“

„Ach was! – Aber man darf ja nichts sagen.“

„Warum dürfen Sie nichts sagen? Ich darf nichts sagen, Sie dürfen doch, Sie sind doch Amtswalter, Parteigenosse.“

„Nee, Parteigenossen müssen ooch die Schnauze halten.“

„Ja, wer hat denn da etwas zu sagen?“

„Ja, wer? Ja, wer! Ja, wer?“

Ich mache dem Theater ein Ende. „Die Gestapo hat zu sagen, und Göring, Goebbels und der Führer haben zu sagen.“ Er atmet erlöst auf, daß er nicht zu

sprechen brauchte. Dann wagte er einen Satz: „Mir ham se schon drei Schneider weggeholt, ins KZ oder weiß ich, wohin, wejen kommunistische Umtriebe oder so. Ick halt die Schnauze. Ick bin froh, daß Sie mir in Ruhe lassen.“ Es juckt mich, ihn noch etwas zu kitzeln. „Aber die Regierung will doch wissen, wie das Volk denkt. Sie als Amtswalter! Daß Sie nicht einmal in Ihren Versammlungen ein deutsches Manneswort reden können!,-“ „So, Herr Doktor, jetzt wird der Rock jut sein, die Hose is ooch schön...“

Und das unangenehme Gespräch war beendet. Ich habe es später mehrmals neu begonnen, nicht um aus dem deutschen Kleinbürger Meister H. einen Revolutionär zu machen. Dieses deutsche Kleinbürgertum hatte ja seinen Repräsentanten auf den Schild erhoben. Jetzt knallte ihm, wie Thomas Mann sagt, die Propagandapeitsche täglich um die Ohren, und es wußte selbst nicht mehr, wem es folgte: der natürlichen Reaktion seines gesunden Verstandes oder den Phrasen der Propaganda. Das Propagandagas hat den Verstand des deutschen Kleinbürgers vernebelt, aber doch nicht stark genug, um ihm die normale Urteilsfähigkeit zu nehmen. Die Propagandaschläge auf den Kopf haben den Schädel zwar dumpf, aber nicht dumm gemacht.

Die Sudelaktion hörte auf. „Die Judenfrage wird gesetzlich gelöst“, war die neue Parole. Wie oft schon hatten wir das gehört! Die Berliner Polizei verordnete besondere Judenummern für Automobile, um den Juden das Autofahren zu verleiden. An den Verkehrszentren fingen Kriminalbeamte die Verkehrssünder ab. In der Iranischen Straße vor dem jüdischen Krankenhaus und vor dem jüdischen Friedhof in Weißensee waren Menschenfallen für Juden aufgebaut, die die Straße nicht rechtwinkelig überquerten. Sie erhielten Polizeistrafen und zwar die Höchststrafe von RM 150,-, während der arische Sünder RM 1,- zu zahlen hatte. Einen Angestellten des Philoverlages, der um drei Uhr seine Wohnung verlassen und um 3 Uhr 15 nicht angekommen war, suchten wir bis acht Uhr abends in den Krankenhäusern, bei der Vermißtenzentrale, auf den Polizeiwachen vergeblich. Das berüchtigte Revier Grolmannstraße log uns an, er sei nicht dort. Am Abend erschien er. Er hatte eine Verkehrsampel nicht genau beachtet, und die Grolmannstraße hatte ihn dafür fünf Stunden sitzen lassen; immerhin nur fünf Stunden, nicht mehr fünf Tage. Dann folgte der Strafbefehl; das war auch ein Beitrag zur gesetzlichen Lösung der Judenfrage.

Den ganzen Sommer hindurch gab es Razzien in jüdischen Cafés und Speisehäusern. Das ging so vor sich, daß plötzlich der berüchtigte Polizeihauptmann Schneider mit einem Aufgebot von Polizeiautomobilen erschien und Schutz- und Kriminal-Polizei die Gaststätten abriegelte. Er ließ sich von den harmlosen Besuchern die Ausweise zeigen, schlug alten Leuten die Zigarette aus dem Mund, legte Widersprechenden Handschellen an und jagte mit einer Beute von 30, 50, 60 Menschen zum Alexanderplatz. Dort hielt man den Fang tage-, ja wochenlang fest, denn die Judenfrage wird ja nun „gesetzlich“ gelöst. Keine jüdische Pension, kein noch so abgelegenes Restaurant war vor diesen Blitzrazzien sicher. Nun hatten sich die Juden schon in Ghetto-Lokale zurückgezogen, aber auch hier gab es keine Ruhe. Der Erfolg war tiefe Einschüchterung. Die Cafés

standen leer. Wagte man sich dann nach ein paar Tagen in die Gaststätte zurück, so zerstörte eine neue Razzia, mittags, nachmittags, abends oder spät in der Nacht, den Wiederanlauf des Betriebes. Eines Sommerabends umstellte man das Bad am Stölpchensee, die letzte Bademöglichkeit, die Juden in der ganzen Berliner Umgegend geblieben war. Auch von hier aus mußten an die hundert Menschen den Weg zum Alexanderplatz antreten, von wo sie erst nach Tagen entlassen wurden. Man versuchte nicht einmal, die Freiheitsentziehung zu begründen, eine Pressenotiz sprach von „Rauschgifthändlern und Devisenschiebern, die man in den Cafés aufgestöbert hätte“ oder von einem „guten Fang der Polizei, den sie mit ihrer blitzartigen Aktion am Stölpchensee“ gemacht hätte. Dem skandalösen Treiben der Juden sei so endlich gesteuert worden. Was die Juden dort getrieben haben sollten, wurde nicht gesagt. Aber hier und da hörte man selbst von den Beamten, die wochenlang mit solchen „Staatsaktionen“ beschäftigt wurden, Worte der Empörung über diesen Mißbrauch der Amtsgewalt.

Aus München wird der Befehl zur Niederreißung der Synagoge gemeldet. Der „Führer“ habe sich geweigert, am „Tag der deutschen Kunst“ in München zu sprechen, „wenn der Schandfleck“ noch da stände. Man zwingt die Synagogengemeinde zur Niederreißung, und bietet ihr einen Entschädigungsbetrag, der gerade die Abbruchsarbeiten decken mag. Das Beispiel macht Schule. Als wenige Tage später unser mutiger Freund, Dr. Berlin aus Nürnberg, bei mir im Büro ist, frage ich ihn ironisch, ob die Synagoge in Nürnberg noch stehe: „Ja, sie steht noch“, antwortete er. Als ich ihn eine Stunde später in der Reichsvertretung wiedertreffe, ruft er mir zu: „Ich muß mich berichtigen. Vor einer halben Stunde ist mir mitgeteilt worden, daß auch unsere Nürnberger Gemeinde ihre Synagoge abreißen muß.“⁵⁰ Verhandlungen mit dem Nürnberger Stadtrat scheitern, wie sie in München gescheitert sind. Zum feierlichen Beginn des Abbruchs versammelt Streicher seine Mannschaft und auf den Fotos der Fränkischen Tageszeitung glaube ich auch Vertreter des Reichsheeres zu erkennen. Der Gauleiter hält eine Rede und „gibt den historischen Befehl“ zum Einreißen. Die Kandelaber krachen, und das Dritte Reich hat erneut bewiesen, wie es sein feierliches Versprechen ungestörter Religionsübung hält.

Es folgen Kaiserslautern, Augsburg und später Dortmund, wo der erste Nationalsozialist, der die Kuppel erklimmt, herunterstürzt und sich das Genick bricht. Das Volk murmelt etwas von einem Gottesurteil, aber die Furcht vor Gott erstirbt in der Furcht vor den Menschen. Beim „Tag der deutschen Kunst“ legt irgendein Speichellecker dem „Führer“ nahe, den Juden jüdische Namen zu geben. Ja, das sei schon erwogen, aber es beständen rechtliche Bedenken. Ob man dann nicht vielleicht die Vornamen ändern könnte? So werden die Beinamen „Israel“ und „Sara“ geboren und der „Führer“ schlägt sich prustend auf die

⁵⁰ Die Münchener Synagoge wurde am 9. Juni, die Nürnberger am 10. August 1938 abgerissen.

Schenkel. Schon vorher waren die Standesämter angewiesen, für jüdische Kinder nur noch jüdische Vornamen einzutragen⁵¹.

Die Anwaltschaft wird durch immer neue Winke beunruhigt, daß mit einer Gesamtausschaltung zu rechnen sei. Für die Ärzteschaft sei Ähnliches geplant. Ich mobilisiere jeden nur erreichbaren Mann, der uns anhören oder uns seine Beziehungen leihen will. Wir entsenden Freunde zu den wenigen Offizieren des Reichskriegsministeriums, zu denen noch Zugang besteht. Das Arbeitsministerium gibt für die Ärzteschaft beruhigende Erklärungen ab; das Justizministerium aber deutet an, daß sich die jüdischen Anwälte auf den Tag vorbereiten müssen, der ihre Existenz endgültig beendet.

Die Bibliotheken entfernen nun auch jüdische Wissenschaftler aus den Lesesälen. Sie forschen nicht mehr, sie dürfen nicht mehr Vorlesungen halten, nun sollen sie auch diese letzte Zuflucht vor dem tötenden Nichtstun, den Lesesaal, verlieren. Dr. H. L. kommt zu mir. Er arbeitet über den Beitrag deutscher Juden zur deutschen Literatur. Eine Bibliothek nach der andern hat den alten vornehmen Mann von seinem Platz im Lesesaal verwiesen. „Sagen Sie, lieber Doktor, was haben die Menschen davon, wenn ich nicht mehr wissenschaftlich arbeiten darf? Verstehen Sie das? Erklären Sie's mir doch! Was habe ich denn diesen Leuten getan? Ich arbeite doch fast 50 Jahre in der Staatsbibliothek. Wenn das mein Lehrer Erich Schmidt erlebt hätte!“

Uns allen ist klar, daß die eigenen Gesetze der nationalsozialistischen Regierung nicht mehr gelten, und daß alle noch im Erwerb stehenden Juden bis zum Ende des Jahres 1938 Abschied von ihrem Beruf nehmen müssen. Rabbiner, jüdische Lehrer und Funktionäre, ein paar Krankenbehandler und Anwälte für das jüdische Publikum werden bleiben und Totengräber. Ich frage mich immer wieder nach dem Motiv dieses mitleidlosen Wütens. Die Zahl der Juden in Deutschland war so gering, daß sie kein ernsthaftes Problem mehr darstellte. Das Erbe der jüdischen Unternehmen, da man uns abpreßt, bringt nur ein paar hundert Nutznießern Profit. Die jüdische Anwaltschaft hat längst keine arischen Klienten mehr und stört die arischen Kreise nicht. Die Ärzteschaft hat zwar noch arische Patienten, oft sogar recht viele, aber in Deutschland herrscht Ärztemangel; die arischen Ärzte können ihre eigene Praxis kaum bewältigen, geschweige denn den Zuwachs aus der Praxis der jüdischen Berufsgenossen.

Die Auswanderungslage muß der Gestapo und den Treibern der Partei bekannt sein. Kein Jude klammert sich mehr an den Boden seiner Heimat, die ihm jeder Tag aufs Neue stiehlt. Wer nicht geht, bleibt nur, weil es unmöglich ist zu gehen. Warum also dieser Kampf, dieser Haß, diese Treibjagd gegen wehrloses,

⁵¹ Bereits Anfang Januar 1938 erging das „Gesetz über die Änderung von Familiennamen und Vornamen“ (RGBl I, S. 9), das die Beamten ermächtigte, Namensänderungen aus der Zeit vor 1933 zu widerrufen. Am 17. August erließ das Reichsinnenministerium eine Durchführungsverordnung (RGBl I, S. 1044), daß Juden entweder Vornamen tragen, die als „jüdisch“ anzusehen seien, oder ihrem Vornamen zusätzlich die Namen „Israel“ oder „Sara“ anhängen mußten.

waidwundes Wild? Meine Antwort war: Sie bereiten den Krieg vor, sie wollen keine unnötigen Fresser haben. Aber mehr, sie wollen keine kritischen Beobachter, sie wollen keine Feinde im eigenen Land, Feinde, die dieses System sich selbst gemacht hat. Sie werden mit dem inneren Feind, der aus dem betrogenen Volk überall erstehen wird, genug zu schaffen haben. Deshalb die Parole des Parteitages 1937 und deshalb die Qual des Jahres 1938!

Mancher Kollege sah andere Motive: der psychopathische Fanatismus eines Hitler, eines Streicher, und all der Experten in der Judenfrage genüge vollauf, den neuen Haßfeldzug zu erklären. Anfang März 1938 hatte Julius Streicher vor ausländischen Journalisten in Berlin versichert, daß die Judenfrage nur durch Vernichtung der Juden gelöst werden könnte. Ob darunter physische Vernichtung zu verstehen sei, hatte ein Ausländer gefragt. „Sie müssen vernichtet werden mit ihrer ganzen Brut“, war die Antwort. Daß diese Jagd auf Juden nur dazu diene, von inneren Schwierigkeiten abzulenken, mochten wir alle nicht glauben. Der allgemeine Fanatismus und das besondere Kriegsmotiv sind stark genug, um zu erklären, was uns geschah.

Seit diesen Junitagen haben die deutschen Juden keine Ruhe mehr gefunden. In diesem Sommer haben sie ihr natürliches Fühlen verloren. Wir sehen nicht mehr, daß die Sonne strahlt, uns wärmt sie nicht mehr, wir kennen kein sommerliches Behagen, uns verletzt die Harmonie der Natur. Wir sind verwundet, man sieht unsere Wunden nicht, wir verbluten nach innen. Von der Verzweiflungsstimmung dieser Monate mögen drei Begebnisse hier zeugen:

Buchdruckermeister X. kommt zu mir, ein besonnener, ehrenhafter und erfolgreicher Mann. Wir haben zehn Jahre zusammen gearbeitet, aber noch nie ein innerliches Wort miteinander gesprochen. Plötzlich bricht es aus ihm aus: „Sagen Sie, wie ist das möglich, daß die Sonne scheint, daß der Himmel blau ist, daß in dieser Stadt Millionen Menschen leben, die lachen, die frei sind und nicht wissen – oder doch wissen und dulden, wie wir gepeinigte, geschundene und getetzte Menschen umherirren? Wie ist das möglich?“ Und dann kam die Frage nach der Vereinbarkeit dieser Qual mit den religiösen Vorstellungen von Gerechtigkeit, die gleiche Frage, die ich später im Lager so oft gehört habe.

Ein anderes Mal habe ich auf der Pariserstraße das Empfinden, daß mich jemand ruft; hinter mir wird laut gesprochen. Ich drehe mich um, aber der etwa dreißigjährige Jude, der da geht, spricht nur zu sich selbst, nein, zu einer Flasche, die er in der Hand hat. Es ist eine kleine Flasche Likör. Er beachtet mich gar nicht, und ich höre: „Was werde ich machen? Beschickern werde ich mich! Was bleibt mir übrig? Wir sind doch alle verloren. Am besten ist, man beschickert sich. Nu, ist doch wahr, nich?“, fragt er mich, den völlig fremden Menschen. Das ist einer, der völlig aus dem Gleichgewicht geschleudert war. Die anderen tragen noch mühsam Haltung zur Schau, oder sie helfen sich auf andere Weise: In der Auswanderungsstelle führen die Wartenden Inferno-Gespräche: „Ich habe zehn Veronal-Tabletten“, „Ich zwanzig.“ – „Was glauben Sie, wieviel genügen?“

Fritz Lion kommt zu mir. Ich suche ihm Mut zu machen. Er spielt im „Kulturbund“ kleine Rollen und ist wenigstens in seinem Berufsmilieu geblieben. Es

geht ihm nicht schlechter als die ganzen Jahre zuvor. Aber er sagt ohne falschen Ton, ganz ernst und traurig: „Wäre es nicht wirklich für meine arische Frau und das Kind besser, wenn ich nicht mehr da wäre?“ Es ist nicht die Gewißheit des Hungers, der früher oder später droht, es sind nicht die schändlichen Beschimpfungen, die man täglich auf uns kübelt, es ist nicht die Frage, was aus diesen Menschen wird, die ja nicht alle auswandern und doch auch hier nicht leben können. Es ist einfach ein Wettlauf mit dem Tode, der zum ersten Mal seit 1933 unverhüllt seine Opfer herausfordert. In den Konzentrationslagern Buchenwald und Sachsenhausen warten seit der Juniaktion 2200 Juden auf ihn und dort feiert er täglich Triumphe.

Als „Asoziale“ hat eine freche Pressenotiz die Fortgeschleppten charakterisiert. In ganz Deutschland seien asoziale Elemente, Vorbestrafte und Arbeits-scheue festgenommen worden, um zu nützlicher Arbeit erzogen zu werden. Daran war so viel richtig, daß gleichzeitig einige tausend Landstreicher, Bettler, Trinker, Wanderburschen und Zigeuner verhaftet und in die beiden Lager überführt worden waren; aber kein Arier war, weil er irgend einmal in seinem Leben einen Monat Gefängnis bekommen hatte, um seine Freiheit gebracht worden. Unsere sogenannten Asozialen waren nur zu einem ganz geringen Teil erheblich vorbestraft. Es gab wohl ein paar jüdische Zuchthäusler, Räuber, Sittlichkeitsverbrecher und andere wilde Gesellen. Aber die anderen alle, die irgendwann in ihrem Leben einmal leicht bestraft worden waren, die vor 20 oder 30 Jahren zwei, vier oder sechs Monate Gefängnis erhalten und sie längst verbüßt hatten: Verkehrs- und Steuersünder; Leute, die im Krieg Lebensmittel ohne Bezugsschein gekauft; Ärzte, die Morphium verschrieben hatten; Beleidiger; Menschen, die sich gegen die Devisengesetze, oft nur grob fahrlässig vergangen; Menschen, die ihre Strafe niemals verbüßt, sondern statt ihrer eine Geldstrafe gezahlt hatten; Leute, die die Hitler-Amnestie vom vorigen Monat eben erst von ihrer Strafe befreit hatte – all diese Unglücklichen wurden im Juni in die „Menschenvernichtungs-Anstalten“ gestopft. (Das Wort ist von einem arischen Buchenwald-Insassen geprägt.)

Da saßen nun 2200 Kaufleute und Industrielle, Angestellte und Handwerker, Ärzte und Anwälte und einige Professoren. Die Verhandlungen mit dem Reichskriminalpolizeiamt, in dem alte Beamte mißmutig und gezwungen ihren Henkerdienst taten, ließen folgende Richtlinie erkennen: Wer auswandert, wird freigelassen. Wer nicht auswandert, bleibt für eine unbestimmte Zeit im Lager. Die Beamten selbst wußten nicht, ob die Haft überhaupt begrenzt war. Krankheitsatteste reichten im allgemeinen für die Befreiung nicht aus. In einigen Fällen, in denen die Auswanderung unmittelbar bevorstand, gelang es, die Freilassung nach ziemlich kurzer Zeit zu erreichen. Nun drangen die ersten Berichte zu uns über, das, was sich in den Lagern abspielte. Die Urnen aus Buchenwald, die jüdische Friedhofsverwaltung schon wenige Wochen nach dem 13. Juni gegen eine Nachnahmegebühr von RM 2,85 zugesandt erhielten, hatten zwar deutlich genug gesprochen. Aber jetzt hörten wir das grausige Vorspiel solcher Tragödien. „Trecken oder Verrecken“, hatte der Buchenwalder Kommandant

in seiner Begrüßungsansprache wörtlich gesagt, „etwas anderes gibt es nicht.“ Er hat nach seinen Worten gehandelt: In völlig unzulängliche Baracken wurden Hunderte von Menschen gepfercht. Von morgens vier Uhr bis abends acht Uhr dauerte der Dienst: Dreimal täglich Appell, Rodungs-, Steinbruch-, Bau- und Schlepparbeiten. In dem hügeligen Gelände wurden die Sklaven mit schweren Lasten bergauf und bergab gejagt. Die Gegend war wasserarm, und tagelang hatte es kaum Wasser gegeben. Wer nicht rasch genug arbeitete, wer zusammenbrach, wurde geprügelt. Wer „auffiel“, wurde erschossen. Todmüde sanken die Häftlinge nach 16 Stunden Schinderei aufs Stroh. Strafen wurden willkürlich verhängt, und die Prügelstrafe öffentlich vollzogen. Der Ausgepeitschte mußte mit entblößtem Gesäß Spießbruten laufen zur Abschreckung der übrigen Mannschaft. Die Arbeit war so schwer, daß auch kräftige Menschen sie kaum aushalten konnten. Furchtbarer aber war die Begegnung mit der personifizierten Grausamkeit.

Wer von den Entlassenen überhaupt berichtete, sagte fast wörtlich das Gleiche. Mehr allerdings schwiegen. Sie waren abgemagert, und ich las in ihren zerquälten Zügen das Martyrium dieser Wochen. Einige hatten sichtbare Verletzungen wie Peitschenhiebe, wenn auch im allgemeinen Männer, die äußerlich Schaden genommen hatten, nicht entlassen wurden. Täglich spreche ich mit den Kollegen vom Hilfsverein⁵², mit unseren Spezialanwälten, mit dem Dezernenten der jüdischen Gemeinde, der die Urnenkarthothek führt.

„Sachsenhausen hat heute zwei unverbrannt ausgeliefert. Keine Schußwunden. Anscheinend Tritt in die Nieren.“

„Wir haben heut vier. Wieviel haben Sie aus dem Lande?“

Die Münchener Polizei läßt den Bruder eines Häftlings vor, der in Sachsenhausen „auf der Flucht erschossen“ worden ist. Der Kommissar teilt den Tod nüchtern mit und ist unvorsichtig genug, den ärztlichen Bericht vorzulesen.

„Nach dem Bericht hat mein Bruder zwei Brustschüsse. Weshalb dann ‚auf der Flucht erschossen‘?“

„Wenn ich nur endlich dieses verfluchte Dezernat los würde!“ war die vielsagende Antwort.

Wer Telefon hat, wird vom nächsten Polizeirevier angerufen. „Ihr Mann ist tot. Wollen Sie die Überführungskosten zahlen? RM 1000,-, oder soll die Urne an die Friedhofsverwaltung geschickt werden? Sie müssen sich sofort entscheiden.“

Sonst kein Wort. Die anderen, denen man die Schreckensmeldung nicht durchs Telefon sagen kann, werden von Polizeibeamten aufgesucht.

Ich veranlasse Rechtsanwalt X., den ich hier „Stammvater“ nennen will, mit dem Leiter der Aktion, Regierungs- und Kriminalrat Andexer über die Häu-

⁵² Der „Hilfsverein der deutschen Juden“, 1924 gegründet, bemühte sich seit 1933 intensiv um Auswanderungsmöglichkeiten in alle Welt, ausgenommen Palästina, für das in Deutschland das Palästinaamt als Abteilung der Jewish Agency for Palestine zuständig war.

fung der Todesfälle zu sprechen. Andexer ist ein alter Beamter und weiß, was sich in den Lagern abspielt. Aber auch er hat Furcht wie die vielen anderen Beamten, die wir durch alle nur erreichbaren Freunde aufsuchen lassen. Wenn sich die Totenzahl allzu sehr häuft, schleudert er unsere Eingaben auf den Tisch, ohne ein Wort zu wagen.

Der Ehemann einer unserer Angestellten, Salinger, kommt aus Buchenwald zurück. Er hat 30 Pfund abgenommen. Er stürzt mir entgegen, faßt meine Hand, die ich wegziehe. Gerade hat mir Rechtsanwalt Kurt Braun erzählt, daß Salinger ihm, seinen Befreier, weinend die Hände geküßt habe. Der Kaufmann Hirschfeld kehrt kraftlos und krank zurück. Er besteht darauf, sich noch am Abend seiner Rückkehr, im Polizeipräsidium zu melden, weil es ihm so aufgegeben sei. Seine Schwester, Frau Ministerialrat Hirschfeld, begleitet ihren Bruder, der sich kaum auf den Füßen halten kann. Im Präsidium nimmt ein menschlicher Beamter die Meldung entgegen, er erkennt, daß ein todkranker Mann vor ihm sitzt.

„Sie legen sich jetzt ins Bett, Ihre Schwester wird sich für Sie bei uns melden.“ Aber der Kranke fürchtet die unsichtbare Peitsche von Buchenwald und widerspricht.

„Ich muß mich bei Ihnen melden, nicht meine Schwester. So hat man es mir im Lager gesagt.“

„Sie sind hier nicht im Lager, sondern bei der Polizei. Wir wissen, was im Lager los ist.“

Darauf versichert Hirschfeld, daß ihm in Buchenwald nichts geschehen sei, und daß er sich über nichts zu beklagen habe. Ein paar Tage später ist er an den Folgen der Buchenwalder Behandlung gestorben.

In das Büro von Rechtsanwalt Y. kommt ein Fleischermeister, ehemals ein Hüne. Er geht an einem Stock, das heißt, er schleppt sich mühsam und schreit, als er seinen Befreier sieht: „Fragen Sie mich nicht, fragen Sie mich nicht!“

„Aber ich habe Sie ja nicht gefragt.“

Der Mann schreit von neuem: „Fragen Sie mich nicht, ich wandere jetzt aus und komme nur, um mich bei Ihnen zu bedanken.“

Dann humpelte er davon.

Schäden an Beinen, Füßen und Händen häufen sich. Wir sehen sie, wenn die aus Buchenwald Entlassenen, Besucher unserer Sprechstunde, sie auch noch so sehr verbergen wollen. Sie rühren vom Laufen in schlechtem, hartem Schuhwerk auf unwegsamem Gelände her. Jedem Häftling stellen wir einen Anwalt. Der macht Eingaben, belegt den Auswanderungsplan, und dann beginnt der Wettlauf. Sind alle Urkunden beisammen und prüft sie das überlastete Reichskriminalpolizeiamt rasch genug nach, dann ist vielleicht Aussicht, auf ein Wiedersehen, sonst...

Aber alle Bemühungen um das einzelne Opfer scheinen mir keine zureichende Antwort auf diese unmenschliche Maßnahme zu sein. Was nutzte es schon, daß ich Tag und Nacht umherjagte, um Menschen mit politischen und hohen polizeilichen Beziehungen zu finden! Auf eine Vorstellung beim Berliner Polizeipräsidenten erhielt die jüdische Gemeinde die zynische Antwort, die

Zahl der Toten sei nicht auffallend groß, jedenfalls nicht höher als in Zuchthäusern oder Gefängnissen. Ich bitte Herrn H. mit seinem mir unbekanntem Freund, der zu höchsten Parteistellen Zutritt hat, zu sprechen. Der Unbekannte läßt sagen, er könne nichts tun, allenfalls versuchen, den Verlauf der Aktion etwas zu mildern. Ich bitte Herrn M., mit seinem Freund, der an sehr hoher Regierungsstelle sitzt, unumwunden zu reden, und ihm in letzter Offenheit die ausweglose Qual und Verzweiflung darzustellen. Der Freund antwortet, er könne nichts tun, vielleicht später einmal versuchen, mit Heydrich⁵³ zu sprechen. Dieser unheimliche Geselle, kaum 35 Jahre alt, brutal und stupid zugleich, trug die Verantwortung für diese Mordaktion wie für fast alles, was in der Mordchronik des Dritten Reiches blutig niedergeschrieben ist. Er brüstete sich mit seiner Gefühllosigkeit und Unmenschlichkeit und bedrohte seine eigenen Werkzeuge mit Dachau und Oranienburg. Ein einziger freier Jude hatte ihn gesprochen, der Amerikaner Glick, der sich monatelang in Deutschland aufhielt, um den deutschen Juden als Scarlet Pimpernel⁵⁴ zur Seite zu stehen. Heydrich hatte ihn mit den Worten empfangen: „Ich freue mich, daß Sie hier sind. Wir haben das gleiche Ziel. Wir wollen die Juden aus Deutschland entfernen, und Sie wollen sie uns abnehmen.“ – „Solche Menschen haben wir in Amerika nicht“, hatte mir Mr. Glick gesagt. „So ein Auge, so eine Stirn, er sieht aus wie ein Mörder.“

Alle jüdischen Organisationen treten zusammen. Der Hilfsverein leitet die Besprechung. Er hat sein Bestes getan und ist zu allen nur erreichbaren Konsulaten gegangen, um Visa zu erbetteln. Ohne Visum kein Nachweis der künftigen Auswanderung, ohne Auswanderung keine Entlassung. Und so werden Visa von den abenteuerlichsten Ländern der Welt gekauft. Später kommen dann verzweifelte Briefe aus der Dominikanischen Republik oder ähnlichen „Nachtasylen“⁵⁵: „Hier müssen wir zugrunde gehen. Wir hätten auch in Buchenwald bleiben können, dann wäre unsere Beerdigung billiger gewesen.“ In der Organisationsbesprechung bricht ein echter, furchtbarer Konflikt auf. Wir alle sind uns über das Ziel der Aktion klar. Sie soll Schrecken erregen und so eine Panik-Auswanderung erzwingen. Verschaffen wir also Visa für Länder, in die eine verantwortliche Auswanderungslenkung menschen nicht schicken darf, dann wird Heydrich strahlend den Erfolg seiner größten Teufelei buchen und den gleichen

⁵³ Im Originalmanuskript stets: Heyderich. Es ist kennzeichnend für die 1938 öffentlich noch weitgehend unbekannt Person des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD Reinhard Heydrich, daß auch Hans Reichmann, der als Syndikus des C.V. und Koordinator des Büros Wilhelmstraße sicher über gute Informationen zur Gestapo verfügte, den Namen Heydrichs falsch schrieb. Heydrich, am 7. März 1904 in Halle geboren, war im Sommer 1938 in der Tat noch keine 35 Jahre alt.

⁵⁴ Scarlet Pimpernel ist der Geheimname eines englischen Gentleman, der in Baroness Orczys gleichnamigem Roman aus dem Jahr 1905 Verfolgte vor dem Terror der Französischen Revolution rettete.

⁵⁵ Reichmann spielt hier auf Maxim Gorkis bekanntestes Theaterstück „Nachtasyl. Szenen aus der Tiefe“ an, das 1903 mit großem Erfolg von Max Reinhardt in Berlin inszeniert worden war.

Weg weitergehen. Ist es gelungen, diese 2000 Menschen aus Deutschland hinaus oder in den Tod zu treiben und sind die Lager leer, dann ist Platz geschaffen für die nächsten 2000. Und warum nicht für 4000, 8000 oder 20000? Dann ist das Judengeschwätz widerlegt, daß Druck und Panik die engen Auswanderungskanäle verstopft. Also muß unsere Linie sein, keine Visa von Phantasieländern zu erbetteln und den Behörden klar zu sagen, daß jeder gewaltsame Auswanderungsdruck das Gegenteil seines Zweckes erreicht, in dem er selbst die normale Auswanderung verhindert. „Aber inzwischen sterben unsere Märtyrer in den Lagern“, wendet die Gegenpartei ein. Niemand kann verantworten, die 2000 zu opfern, mögen noch so weitreichende Grundsätze auf dem Spiel stehen. Der Konflikt scheint unlösbar. Man hat dann weiter nach Visen gestrebt und zugleich bei jeder Gelegenheit zum Ausdruck gebracht, daß der Auswanderungsdruck aufnahmewillige Länder zur Sperrung der Grenzen veranlaßt, ungeeignete Menschen in Länder bringt, die diesen Zuzug ablehnen, fachkundige Einwanderer aber begrüßt hätten... Aber das alles war doch verlorene Mühe, der Haß und der Austreibungsfanatismus ließen sich durch Argumente nicht beirren.

Trotzdem dränge ich die Reichsvertretung zu einer Eingabe an die Reichskanzlei, das Innenministerium und die Gestapo. Wenn schon Argumente nicht wirken, die unserem Todfeind und seinem Ziel nützen könnten, wie soll da, so fragen mich Skeptiker, ein Appell an die Menschlichkeit der Unmenschen durchdringen. Die Eingabe soll, so rege ich an, nicht mehr als ein Dutzend Sätze enthalten, aber es soll ihr eine Totenliste beiliegen, die die Opfer der letzten sechs Wochen nennt. Sie wird von Dr. Baeck verfaßt und von ihm und Dr. Otto Hirsch den drei Stellen zugeleitet; sie ist prägnant, würdig und mutig: „In wenigen Wochen sind mehr als 90 Menschen in den Lagern gestorben. Angesichts dieser entsetzlichen Folgen bitten wir...“⁵⁶

Es gibt Leute, die glauben, daß ein Aufschrei der Auslandspresse das Morden hemmen würde. Ich dagegen fürchte, daß ein allzu starkes Interesse des Auslandes die Bosheit nur anstachelt, die sich an den Wehrlosen im Lager rächen würde. Aber es kommt nicht mehr auf unseren Wunsch an. Für die Auslandsjournalisten ist Buchenwald ein blutiger Begriff geworden. Sie gehen selbst auf die Suche, und ich erfahre, daß auch das englische Konsulat in Berlin seine Totenliste hat. Dort wirkt Captain Foley als Konsul, „der letzte Urchrist“, wie die Zionisten ihn nennen. Er hat leider nur 40 Sonderzertifikate für Palästina zur Verfügung. Die gibt er Menschen in Buchenwald und Sachsenhausen und rettet so ihr Leben.

Es erscheint im News Chronicle ein Aufsatz, der mit unbedingter Wahrheits-treue das Leben und Sterben in den Lagern schildert. Das Material soll zu ei-

⁵⁶ Vgl. dazu Esriel Hildesheimer, Jüdische Selbstverwaltung unter dem NS-Regime. Der Existenzkampf der Reichsvertretung und Reichsvereinigung der Juden in Deutschland, Tübingen 1994, S. 37.

nem Teil von Beamten eines Reichsministeriums stammen, in dem noch führende Menschen sitzen. Am 10. September 1938 zitiert Goebbels bei der Kulturtagung des Nürnberger Parteitags den *New Chronicle* als Schulbeispiel der völkerverhetzenden Presse. „Da sollen“, so höhnt er, „Juden in deutschen Konzentrationslagern von vier Uhr morgens bis acht Uhr abends arbeiten müssen und – daran sind sie dann gestorben.“⁵⁷ Ich habe am Radio den tosenden Beifall mitangehört, mit dem die Kulturträger des Dritten Reichs das Bonmot aufgenommen haben. Im Parkett saßen Herr Blunck, Herr Dwinger, Herr Johst, vielleicht auch Furtwängler und Sauerbruch.

Muß ich noch sagen, wie ich selbst diesen Sommer erlebte? Die hundert Probleme, von denen ich gesprochen habe, hätten ausgereicht, meine ganze Arbeitskraft aufzubauchen. Die Angst um jeden einzelnen in den Lagern peitschte mich zu immer neuer Bemühung. Der Wille zu helfen, war ebenso stark wie die Furcht vor dem todbringenden Zuspätkommen. Ich konnte die Frauen kaum noch sehen, die flehend und um ihren Mann zitternd zu mir kamen. Unsere Mitarbeiter gaben in gleicher Stimmung ihre letzte Kraft her. Die Anwälte, sämtlich tief mitempfindende Menschen, kannten keine persönliche Schonung, aber manchmal versagten selbst die stärksten Nerven in solchem Trommelfeuer. eines Morgens bat mich der treue B: „Sprich‘ du mit Frau Levy, einer ihrer Söhne ist in Dachau erschossen worden, der zweite sitzt jetzt in Buchenwald. Ich kann nicht mit ihr reden.“ Als ich den Namen hörte, erinnerte ich mich, wie der Dachauer geendet hatte. Rechtsanwalt Ludwig Bendix hatte mir vor einem Jahr erzählt, daß sich der Scharführer Ammann den unglücklichen Menschen, einen Imbezillen, ausgesucht hatte, um ihn ohne jeden Grund niederzuzuknallen.

Zwei Fälle hatte ich mir zur persönlichen Bearbeitung vorbehalten; Ludwig Cohn (Görlitz) und Paul Katz (Beuthen). Ludwig Cohn, Strumpffabrikant in Görlitz, 63 Jahre alt, war nach Buchenwald gebracht worden, weil er im Jahre 1933 wegen Devisenvergehens eine Geldstrafe erhalten hatte. Seine Ehefrau hatte mich am Freitag, den 17. Juni, spät abends aufgesucht, ohne über das Schicksal ihres Mannes, d. h. die näheren Umstände seines Aufenthaltes und die Ursache seiner Haft unterrichtet zu sein. Es war mir klar, daß jeder nur denkbare Einsatz ohne Verzögerung gewagt werden mußte, da Ludwig Cohn ein weicher Mensch war und in schlechtem seelischen und körperlichen Zustand.

⁵⁷ Goebbels mokierte sich auf dem Nürnberger Parteitag über die „Greuelpropaganda“ der ausländischen Presse und sagte unter anderem: „*News Chronicle* vom 9. August 1938 weiß sogar von 80 toten Juden zu berichten, die in einem einzigen Konzentrationslager während eines einzigen Monats gestorben sein sollen. Die armen Juden mußten morgens um 4 Uhr aufstehen und bis zum Abend um 8 Uhr arbeiten.“ *Völkischer Beobachter*, 12. 9. 1938. Daß die nationalsozialistischen Schriftsteller Hans Friedrich Blunck, Edwin Erich Dwinger und Hanns Johst am Parteitag teilgenommen haben, ist möglich. Daß der Dirigent Wilhelm Furtwängler und der Mediziner Ferdinand Sauerbruch anwesend waren, ist eher unwahrscheinlich.

Noch in der Nacht vom 17. zum 18. Juni legte ich mir einen Befreiungsplatz zu recht und sprach mit Rechtsanwalt M. H., einem Verwandten der Familie. Ich veranlaßte ihn, Rechtsanwalt Dix, den früheren Vorsitzenden der Berliner Anwaltskammer, von dessen Beziehungen ich mir etwas versprach, um die Vertretung zu bitten. Es mußte, so sagte ich mir, in diesem Fall so hoch wie möglich „gespielt“ werden. Dix lehnte die Vertretung leider ab. Darauf verpflichtete Frau Cohn, nicht mit meinem Einverständnis, den jungen, in Strafsachen wenig erfahrenen Rechtsanwalt Frowein. In dieser Verbindung war ein wichtiger Punkt: Der Vater des Anwalts Abraham Frowein, der früher Aufsichtsrat in der Cohnschen Strumpffabrik gewesen war, hatte Beziehungen. Er intervenierte auch sofort bei dem Staatssekretär Körner⁵⁸, allerdings nur schriftlich und ohne anderweitige Vorbereitung. Zu einer Wiederholung seines Schritts wollte er sich nicht verstehen und auch die anderen Bekannten der Familie, die in guten Zeiten ihren Nutzen von ihr hatten, taten nichts. Frau Cohn war in ihrer Art unermüdlich, wenn auch oft quälend, weil sie den Ernst der Lage nicht erkannte. Ich habe sechs-, acht- und zehnmal am Tag mit ihr gesprochen, ihren Anwalt geführt, jeden Besuch mit ihr gemacht, der mir nützlich erschien und manchen unnützen zu ihrer Beruhigung. Dem Bruder und Neffen Ludwig Cohns habe ich mehrmals sehr ernst vorgestellt, daß ich für das Leben des gebrochenen Mannes fürchte und die Verantwortung nicht allein tragen könne.

Zwei Briefe, die nur wenige Sätze enthielten, erwähnten mit keinem Wort die Absicht auszuwandern. Jeder andere Häftling hatte laut hinausgerufen: „Beschleunigt meine Auswanderung!“ Hier war auch nicht einmal eine leise Andeutung zu lesen. Bruder und Neffe bestätigten, daß ihr Verwandter an Auswanderung nicht gedacht habe und nach seinem Wesen nicht an sie denken werde. „Und wenn sein Leben davon abhängt?“, - „So wie wir ihn kennen, auch dann nicht.“ Gleichwohl befürwortete ich ein Kabel um ein Affidavit⁵⁹. Aber davon erwartete ich nicht die Lösung. Ich hatte Herrn M. gebeten, seinen Freund, den vornehmen Kriminaldirektor O. zu beschwören, in diesem einzigen Fall seinen Einfluß geltend zu machen. O. sprach unverzüglich mit dem entscheidenden Regierungs- und Kriminalrat Andexer, der ihm die Entlassung zusagte, und zwar ohne Verpflichtung zur Auswanderung. Ich war überglücklich. Zur formellen Deckung der Entlassungsverfügung suchte ich ärztliche Atteste und Unterlagen über die wirtschaftliche Bedeutung der Cohnschen Fabrik zu beschaffen, die gerade verkauft wurde. Auf eine weitere Rückfrage versicherte Andexer erneut, daß er Ludwig Cohn entlassen würde. Der todkranke Kriminaldirektor O. telefonierte, als die Entlassung nicht sofort erfolgte, wiederum

⁵⁸ Paul Körner, seit 1926 Mitglied der NSDAP und 1933 persönlicher Referent Görings im Preußischen Innenministerium, wurde 1936 Staatssekretär in Görings Behörde für den Vierjahresplan.

⁵⁹ Nur mit einer Eidesstattlichen Erklärung (Affidavit) eines US-Bürgers, für den Neuankommling notfalls aufzukommen, konnte man ein Einreisevisum in die USA beantragen.

mit Andexer, und auch dieser Bescheid gab neue Beruhigung. M., den ich unter dem Einsatz meiner ganzen Autorität für diesen Fall interessierte, blieb mit O. in täglicher Fühlung, und ich war meiner Sache ganz sicher.

An einem Dienstag – es dürfte der 12. Juli gewesen sein – verfasste ich mit Frau Cohn und ihrem Vetter M. H. eine x-te Eingabe. Sie scheint mir nicht entscheidend wichtig; die Entlassung ist mir zugesagt; in wenigen Tagen wird er da sein. Zum erstenmal ist Frau Cohn bedrückt und so ernst wie ich sie in diesen vier Passionswochen noch nicht gesehen habe. Sonst erzählte sie unaufhörlich unwichtige und abwegige Dinge, und ich mußte sie manchmal fest anpacken, weil dieses Plätschern allzu sehr mit meiner furchtbaren, in jeder Minute gegenwärtigen Spannung kontrastierte. Natürlich habe ich ihr meine Befürchtungen so gut wie möglich verborgen. Heute nun sagt sie scheu und angstvoll, sie habe in der „Jüdischen Rundschau“ die Todesanzeige eines Leidensgenossen ihres Mannes gelesen. Am frühen Nachmittag sprach ich sie wieder, während die Eingabe geschrieben wurde. Dann fuhr sie nach Görlitz. Am späten Nachmittag ruft M. H. an: „Es ist aus.“

Ich sage nichts, kann nichts sagen, verlasse das Büro und gehe zu M. H., den ich in die Synagoge begleite; es ist der Jahrzeittag seines Vaters⁶⁰. Eva teile ich am Abend mit, was geschehen. Später kommt Hanna Kaminsky⁶¹ zu uns. Auch diese fromme Seele weiß nichts zu sagen als: „Hoffentlich haben sie ihn nicht zu sehr gequält.“ Die Angehörigen sind durch die Polizei benachrichtigt worden. Das Lager teilte den Tod und die Stunde seines Eintritts mit nüchterner Präzision mit. Zur Beisetzung der Asche wollte Eva nach Görlitz fahren. Die Polizei aber bezeichnete die Teilnahme von Fremden an der Beisetzung als „unerwünscht“. Ich habe später mit Lagerkameraden gesprochen, die mir erzählten, daß Ludwig Cohn eines natürlichen Todes gestorben ist. Er ist nicht ermordet oder besonders gequält worden; aber ein kränklicher oder auch nur seelisch leicht angreifbarer Mensch kann die Strapazen und die furchtbaren Eindrücke eines deutschen Konzentrationslagers nicht ertragen.

Seit diesem Tag war meine Kraft gebrochen. Ich hatte die Hitler-Zeit – ich darf das wohl selbst von mir sagen – mit ihren tausend Überfällen auf meine Nerven gut durchgestanden; weder mein Humor noch meine Freunde an den guten Dingen des Lebens waren geschwunden. Ich glaube, daß ich vielen Menschen habe helfen können, daß ich manchem seine Gesundheit, seine Freiheit und einigen vielleicht sogar das Leben gerettet habe. Hunderte habe ich verzweifelt gesehen, und ich war glücklich, wenn ich ihnen neue Kraft geben konnte. Als 1935 die Nürnberger Gesetze durch eine ähnliche, aber längst nicht so furchtbare Kampagne vorbereitet wurden, habe ich meine Kollegen immer wieder in die Feuerlinie getrieben, sie ermutigt und ihre Bedenken zerstreut.

⁶⁰ Der Jahrzeittag bezeichnet einen jährlichen Gedenktag an den Tod der Eltern oder nächster Verwandter, an dem ein Licht entzündet, gebetet und gefastet wird.

⁶¹ Hannah Karminski, Geschäftsführerin des Jüdischen Frauenbundes, wurde 1942 in den Osten deportiert und ist dort umgekommen.

Und wir alle haben durchgehalten. Niemals vorher war mir ein Mensch unter den Händen gestorben; der arme kleine Jakob Epstein aus Jastrow ausgenommen, der an Görings Hochzeitstag schuldlos hingerichtet wurde: er war wegen Mittäterschaft an der Ermordung Horst Wessels zum Tode verurteilt worden, obwohl ein polizeiliches Ermittlungsverfahren unmittelbar nach der Tat wegen erwiesener Unschuld eingestellt worden war. Aber ich hatte sein Leben vom ersten Tag, an dem ich mit diesem „Fall“ befaßt wurde, als verloren angesehen.

Es war zu Ende. Es bedurfte keiner so niederschmetternden Dokumentation meiner, unserer Ohnmacht, um mir zu verdeutlichen, daß es auch mit dem deutschen Judengeschick zu Ende war. Ich wußte es längst, aber erst jetzt spürte ich, daß meine Kampffähigkeit dahin war. Der „Stammvater“ wußte, daß meine ganze Energie der Befreiung Ludwig Cohns gegolten hatte: „Sie haben Ihren Toten. K. ist auch gestorben. Wie sollte der herzkranke Mann mit seinen 90 Pfund das auch überleben! Wir müssen weiterarbeiten, vielleicht kommt auch für uns einmal der Tag der Abrechnung.“

Wo immer jüdische Menschen, die für einen Juni-Gefangenen kämpfen, sich begegnen, blicken sie sich scheu an. Sie wagen kaum nach dem Schützling zu fragen, weil sie vor der Antwort zittern. Unsere Damen im Büro schreiben die Eingaben mit Tränen in den Augen. „Nun werden sie den armen Munk wohl auch bald bringen“, sagt meine Sekretärin. Eines Nachmittags läutet unsere Telefonistin zu mir herüber, obwohl ich das Büro soeben verlassen habe. „Herr Munk ist tot. Ein Polizist hat es seiner Frau vor einer Viertelstunde gesagt.“ Nach einer Woche begleiten wir die Frau unseres Mitarbeiters Munk – sie ist kaum 30 Jahre alt – zu dem Urnengrab ihres Mannes. Ein stattlicher Mensch hatte am 13. Juni sein Haus gesund und ahnungslos verlassen, und nun stehen wir vor einer Hand voll Asche. Als wir schweigend – es ist ein herrlicher Sommertag – über den Friedhof gehen, vor uns das Bild des Leutnants der Reserve und Führers einer Maschinengewehrkompanie, Paul Munk, 45 Jahre alt, höhnt es in uns wie schon so oft: „Der Dank des Vaterlandes ist Euch gewiß!“

Der blaue Himmel und die Wärme schmerzen uns. In uns ist es kalt und trostlos. Die alte Mutter des toten ist zusammengebrochen. Der Lithurg spricht ein schlichtes Gebet. Die Gemeinde hat ihre Rabbiner angewiesen, in „solchen Fällen“ keine Grabrede zu halten. Die Fahne des Frontbundes⁶² senkt sich über der Asche des „Vorbeugehäftlings“ Paul Munk. Ich frage einen unserer Angestellten, in dem mir die gläubigen Vorstellungen des Ostjudentums noch lebendig

⁶² 1919 gegründet, umfaßte der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten in den zwanziger Jahre mehr als 30 000 Mitglieder. Mit Ergebenheitsadressen an die neuen Machthaber glaubte die RjF-Führung 1933, sich ihre Unabhängigkeit zu bewahren, mußte jedoch rasch begreifen, daß sich gerade gegen eine deutschnationale jüdische Gesinnung die Politik der Nationalsozialisten richtete. Im Oktober 1936 wurde dem RjF jede politische Betätigung verboten, im November 1938 wurde er wie die übrigen jüdischen Organisationen aufgelöst.

scheinen, was wohl ein frommer Jude seiner Heimat zu solchen Schicksal sagen würde.

„Gam su le tauwu“, meint er „aber mir ist das zu wenig.“

„Und mir erst recht.“

Am gleichen Tage wurden noch drei „solcher Fälle“ in Weissensee beigesetzt.

Wieviel Opfer diese Juniaktion gefordert hat, ist bisher nicht genau festgestellt. In Sachsenhausen sind von 900 Häftlingen innerhalb von sechs oder acht Wochen 90 zugrunde gegangen, in Buchenwald erheblich mehr. Kaum eine jüdische Gemeinde, die nicht betroffen war, und kein jüdisches Haus, in dem man nicht schauernd von diesem Massenunglück flüsterte. In Gleiwitz, so hörte ich glaubhaft erzählen, sprach ein jüdischer Lehrer zu seinen Schülkindern von Goethes Leben. „Er wurde in Frankfurt geboren und starb in Weimar“, sagte er.

„Im Lager?“, fragte ein jüdisches Kind.

Ich spreche mit den Rabbinern Maybaum, Nussbaum⁶³ und Swarsensky⁶⁴. Sie haben eine umfangreiche „Praxis“ aus Buchenwald und Sachsenhausen, und sie legen dazu jeden Tag Menschen ins Grab, die sich freiwillig von diesem Leben verabschiedet haben. Sanitätsrat Dr. Nawrazski, einst Besitzer eines Nervensanatoriums, ist mit seiner Frau von dannen gegangen. Im Polizeipräsidium ist ein Mädchen aus dem Fenster gesprungen. Die Polizei sucht einen angesehenen Kaufmann in seiner Wohnung und findet ihn zerschmettert im Hof. Der Grund für dieses freiwillige Massensterben ist selten wirtschaftliche Not. Die Menschen ertragen all den Jammer nicht mehr. Dr. Swarsensky erregt erschrockenes Aufsehen, als er in der Synagoge gegen die Selbstmordepidemie predigt. So grauenhaft offen ist noch nie in einem Gotteshaus gesprochen worden. Noch nie hatte ein Feind so grauenhaft offen Verzweiflungsstimmung entfacht, um seinen Vernichtungsplan zu erfüllen.

Ich konzentriere den Rest von Kraft, der noch in mir ist, auf die Befreiung von Paul Katz. Auch sein Vater weiß nicht, was auf dem Spiel steht. Ich spanne seine Energie scharf an und lasse durchblicken, daß kein Opfer gescheut werden darf, um den Sohn aus den Händen der ‚Bestien‘ zu reißen.

„Sind es denn Bestien?“, fragt er erschrocken.

Ich antworte: „Ja“; wenigstens so viel darf ich der Verantwortung und meiner Schonungstaktik opfern.

⁶³ Dr. Max Nussbaum (1910–1974) war nach dem Studium in Breslau von 1935 bis 1940 liberaler Rabbiner in Berlin und in der Leitung des Palästinaamtes tätig. Als aktiver Zionist gehörte er 1939 zur deutschen Delegation beim 21. Zionistischen Weltkongress. Nussbaum emigrierte 1940 in die USA und wurde Rabbiner in der Jüdischen Gemeinde in Hollywood.

⁶⁴ Dr. Manfred Erich Swarsensky (1906–1981) war nach seinem Studium in Würzburg und Berlin von 1932 bis 1939 liberaler Rabbiner in Berlin und gehörte von 1936–1938 dem Vorstand des C.V. an. Wie Hans Reichmann wurde er im November 1938 in das KZ Sachsenhausen verschleppt und wanderte 1939 in die USA aus.

Ich will die vielen Zwischenfälle, Verzögerungen, Enttäuschungen nicht im einzelnen schildern. Am 15. September wird Paul Katz endlich entlassen. Am 16. ist er zu Haus. Am 17. nimmt sich seine Mutter das Leben. Sie hatte auf ihren Sohn mit jedem Nerv gewartet. Als sie ihn wiedersah, brach sie zusammen. Anfang Oktober reist Katz nach Holland, wo wir ihm im Werkdorf Wieringen ein Auswanderungsziel geschaffen haben. Die holländische Polizei verweigert ihm trotz gültiger Papiere den Grenzübertritt und schiebt ihn wieder über die Grenze zurück nach Bentheim. Dort verhaftet ihn die SS, weil sie an seinem Finger einen Ring findet. Zwar hatte sie ihn vor wenigen Stunden unbeanstandet nach Holland ausreisen lassen, jetzt aber führt sie ihn gefesselt ins Bentheimer Gefängnis. Ein verständiger Richter entläßt ihn am nächsten Tag und der „Stammvater“ muß nun rasch das Devisenstrafverfahren erledigen, das mit einer Geldstrafe endet.

Im Oktober spreche ich Paul Katz. Stockend und leise erzählt er von Buchenwald: Wie der unglückliche Wystnieccki aus Beuthen von der SS in einen Steinbruch hinuntergeworfen und erschossen wurde, als er noch zuckte. Er hat die Hinrichtung eines der beiden Häftlinge mit ansehen müssen, die den SS-Posten Kalweit bei der Arbeit niedergeschlagen hatten und entflohen waren. Einer war wieder eingefangen, vom Weimarer Schwurgericht zum Tode verurteilt und der Lagerverwaltung ausgeliefert worden. Vor versammelter Mannschaft wurde er von Häftlingen gehängt. Seine Leiche blieb drei Tage am Galgen – zur Abschreckung. Unmittelbar nach der Tötung des Kalweit hatte man „Lagerjustiz“ geübt. Durch Lautsprecher wurden beim Appell etwa zehn Häftlinge aufgerufen, die dem Block oder der Arbeitsgruppe der Flüchtlinge angehörten. Man hat die so Herausgegriffenen niemals wiedergesehen. Aber das deutsche Strafrecht gilt noch immer. Kohlrausch liest es in Berlin, Bumke ist weiter Präsident des deutschen Reichsgerichts und Gürtner Reichsjustizminister!

Ende Oktober trifft Katz glücklich in Wieringen ein. Etwa 14 Tage später wird sein Vater mit den anderen Beuthener Juden nach Buchenwald gebracht. Er muß jetzt selbst die „Bestien“ studieren. Als er nach einem Monat zurückkehrt, bricht sein Geschäft zusammen. Im März 1939 finden bei ihm Haussuchungen statt, und im April floh er nach Polen. Einer der ersten Briefe, die in London zu mir kommen, enthält einen Notschrei von Paul Katz: „Hilf‘ uns nur noch dieses eine Mal! Dem Vater droht Ausweisung oder Auslieferung nach Deutschland.“ Englische Politiker haben ihm ein Permit für England⁶⁵ beschafft, und er soll jetzt hier sein.

Ich habe diese Tragödie mit ihren Katastrophen Schlag auf Schlag im Zusammenhang aufgezeichnet und bin dabei der Zeit, die noch zu schildern ist, weit vorausgeeilt. Die Pläne, die sich schon im frühen Sommer andeuteten, werden

⁶⁵ Ein Permit (Erlaubnisschein) kann im angelsächsischen Recht recht verschiedene administrative Genehmigungen betreffen; hier handelte es sich um den Erlaubnisschein für die Einreise.

jetzt Wirklichkeit. Die Ärzte werden ausgeschaltet, obwohl die Führung der nationalsozialistischen Ärzteschaft und der Reichsärztführer Dr. Wagner gegen die Ausschaltung sind⁶⁶. Auch das Arbeitsministerium ist dagegen. Es erklärt meinem Kollegen Dr. Goldschmidt⁶⁷ in vielen Besprechungen, daß es diesen Anschlag der jungen Radikalen aus der Ärzteschaft hofft abwehren zu können. Eines Mittags kommt Goldschmidt voll Zuversicht nach einem Gespräch mit dem Ministerialreferenten in unser Büro zurück. Während er mir gerade berichtet, wird durch das Radio die restlose Ausschaltung der jüdischen Ärzte gemeldet. Der Referent selbst hatte nichts davon gewußt, daß die Verordnung schon unterzeichnet war.

Es folgt die famose Kennkarten-Verordnung⁶⁸, die wir nur noch mit Galgenhumor aufnehmen: Unretuschierte Fotos mit freiem linken Ohr, Fingerabdruck auch für kleine Kinder! Es kommen ernsthafte Berichte über einen Plan, die Juden äußerlich zu kennzeichnen; man schwankt zwischen gelbem Fleck und gelbem Hut⁶⁹. Man hört von der Absicht, Mischehen zu trennen. Sie wird zwar nicht Gesetz, aber praktisch durch starken Druck und schwerwiegende Nachteile für den arischen Ehegatten häufig erreicht. Man munkelt von Baracken, in die die Juden Berlins geschafft werden sollen. Das Gerücht ist falsch, aber nur insoweit als es den Ort der Handlung betrifft: die Baracken werden nicht in Weißensee, sondern in Sachsenhausen gebaut, wo wir sie später zu „besichtigen“ Gelegenheit hatten.

Wir waren fast überrascht, wenn ein Tag keinen neuen Schlag brachte. Es gab für uns keinen ruhigen Schlaf mehr, und was dem treuen, wie allen jüdischen Russen längst ausgewiesenen Dr. Chasatzky nur so schwer gelungen war, das schaffte die Judenhetzjagd spielend, ich nahm von Woche zu Woche an Gewicht

⁶⁶ Ganz im Gegenteil hatte Wagner bereits im Sommer 1937 Hitler vorgeschlagen, die noch praktizierenden jüdischen Ärzte auszuschalten. Anfang Januar 1938 wurden jüdische Ärzte aus den Ersatzkassen ausgeschlossen, am 25. 7. 1938 entzog die 4. Verordnung zum Reichsbürgergesetz (RGBl I, S. 969 f.) jüdischen Ärzten zum 30.9. die Approbation. In Ausnahmefällen durften wenige als „Krankenbehandler“ für ausschließlich jüdische Patienten weiterarbeiten. In ähnlicher Weise wurde mit jüdischen Rechtsanwälten verfahren, von denen fortan nur wenige als „Konsulenten“ jüdische Klienten vertreten durften.

⁶⁷ Dr. Frederick (Fritz) Goldschmidt (1893–1968), Amtsgerichtsrat und bis 1933 Richter am Kammergericht Berlin. Goldschmidt gehörte dem Vorstand der jüdischen Loge B'nai B'rith an und war bis 1938 Rechtsberater für den C.V. wie für die Reichsvertretung. Wie Hans Reichmann wurde er im November 1938 ins KZ Sachsenhausen verschleppt und wanderte nach seiner Freilassung ebenfalls nach England aus.

⁶⁸ Die „3. Bekanntmachung über den Kennkartenzwang“ des Reichsinnenministeriums erfolgte am 23. 7. 1938 (RGBl I, S. 922). Juden hatten bis zum Jahresende eine Kennkarte zu beantragen, die sie unaufgefordert bei allen Behördenbesuchen vorzulegen hatten.

⁶⁹ Die Juden öffentlich mit einem besonderen Zeichen zu brandmarken war stets ein Thema des NS-Bewegung. Hitler aber machte immer wieder seine ablehnende Haltung gegenüber solchen Abzeichen deutlich. Erst vor dem Beginn der Deportationen der deutschen Juden in den Osten erging am 1. 9. 1941 die Polizeiverordnung über die Einführung des „Judensterns“.

ab. Daß seelische Qual den Organismus mürbe machte, erfahren wir in tiefer Erschütterung an Rechtsanwalt Rudolf Samsons Tod. Er war 41 Jahre alt, sportlich, gesund und kräftig. Beim Baden in der Ostsee ist er vor den Augen seiner Kinder versunken. Als alter Hamburger Patrizier schon hatte er nicht glauben wollen, daß die Haß- und Schmutzwelle auch seine Vaterstadt überfluten könnte. Seine Enttäuschung und nervöse Spannung hatte er durch maßloses Rauchen zu betäuben gesucht. Fuchs⁷⁰ und ich standen an seinem Sarg.

Ich schrieb Euch aus Hamburg, und Ihr wißt aus diesem Brief, wie nahe ich uns damals, im September 1938, dem Kriege glaubte. Seit dem Frühjahr hatte ich das Kriegsgewitter heraufkommen sehen. In frivolem Gegensatz zu meiner Furcht vor diesem größten Unglück, das uns treffen könnte, hatte ich schon im Mai meine Überzeugung von der Unausweichlichkeit des Krieges in einer Wette ausgedrückt. Kurt Friedländer hielt sie, und sie ging um ein exquisites Abendbrot. Ich hatte auf Kriegsausbruch bis zum 1. Oktober 1938 gesetzt. Seit dieser Wette gab es im Kreis unserer Kollegen einen leicht verständlichen Code: „Meinen Sie auch, daß Reichmann gewinnen wird?“ oder „Die Chancen von Friedländer steigen wieder.“

Anfang Juli hatte ein wohlwollender und wesentlicher Mann der Schwerindustrie, dessen Hilfe ich für die Märtyrer von Buchenwald erbitten wollte, erklärt: „Schaffen Sie bis zum 1. Oktober so viel Ihrer Leute hinaus, wie Sie nur irgend können. Im Oktober gibt es Krieg.“ Im Spätsommer erfuhr ich dann von einer Generalsbesprechung, bei der Hitler die Bedenken gegen das geplante tschechische Abenteuer zerstreut habe: es würde keinen Krieg geben, auch wenn er einmarschiere. Er soll dies in seiner bekannten manischen Art versichert und die Widerstände zum Schweigen gebracht haben. Dann aber hörte man Äußerungen höherer Linien-Offiziere, daß der Krieg im Herbst komme, und daß die alte Theorie, ein Krieg dürfe nicht im späten Herbst ausbrechen, überholt sei.

Gewisse Agitationsmaterialien ließen mich schauernd erkennen, daß man die Kriegsschuld billig, zynisch und erbarmungslos den Juden aufbürden wolle. Alfred Rosenberg holte die alte, ironisierende Vision eines jüdischen Amerikaners hervor, die vielleicht 1925 geschrieben wurde und in der jüdische apokalyptische Reiter durch den europäischen Kriegsbrand jagen. Streicher bereitete eine „Stürmer-Sondernummer: Die Juden und der Krieg“ vor, die noch plumper und noch gefährlicher als Rosenberg, die Juden als Kriegstreiber und Kriegsschuldige anprangern sollte. Die „Parole der Woche“, eine an allen Straßen angeschlagene Wandzeitung, gab in kaum überbietbarer Verantwortungslosigkeit Auszüge aus Rosenbergs Aufsatz.

Auf meine Bitte sprach Herr M. wieder mit seinem Freund in einem Reichsministerium. Der gab die schamlose Taktik der Partei offen zu und zuckte die

⁷⁰ Franz Eugen Fuchs, geboren 1899 in Berlin, war Vorstandsmitglied der Berliner Rechtsanwaltskammer und von 1933 bis 1938 Vizepräsident des C.V. 1942 wurde er von den Nationalsozialisten in den Osten deportiert und dort getötet.

Achseln. Ich fürchtete, daß der Kriegsausbruch bei solcher Vorbereitung einen Pogrom auslösen mußte, wenn das Militär nicht vorbeugte. Schon im März waren in der Umgebung von Würzburg die Juden eines ganzen Dorfes überfallen und nachts aus ihren Häusern verjagt worden. Türen und Fenster hatte man zerschmettert. Sie flüchteten in den Wald und dann in das nahe Würzburg. Die Parole für diese Judenaustreibung hatte ein Bauer gegeben, dessen Sohn in Spanien gefallen war. Auch an diesem Tod seien die Juden schuld, hatte er verbreitet, weil sie das deutsche Volk und seinen Führer in den Krieg hetzten. Die Würzburger Gestapo ließ die Flüchtlinge in ihr Heimatdorf zurückkehren, nahm aber ein halbes Dutzend Männer für vier Wochen in Schutzhaft. Einzelaktionen durfte es ja theoretisch nicht geben, und so mußte die Schuld der Juden (an ihrer eigenen Austreibung!) sinnfällig gemacht werden. Also Schutzhaft für ein paar Sündenböcke!

Im Mai bat ich Dr. L., dieses Geschehnis dem Adjutanten des Generals Keitel mitzuteilen. Nicht um des Einzelvorgangs willen, sondern weil mir das Würzburger Beispiel als verhängnisvolles Vorzeichen für die ersten Kriegstage erschien. Der Adjutant meinte „Verrückt!“ und wehrte ab; er sei froh, nichts mit der Politik zu tun zu haben. Es gab keinen wirksamen Schutz gegen die teuflischen Pläne. Wir waren Mäuse in der Falle, und es war ja auch fast gleich, ob ein paar Tausend als Pogromopfer oder unter den Bomben des kommenden Krieges fielen. Mehr und mehr hatte sich in mir Resignation und Fatalismus festgesetzt. So allein konnte man leben oder besser dahinleben, vegetieren. Die Stimmung des gütigen von mir so geliebten Matthias Claudius: „Ist Krieg. Ist blut'ger Krieg und ich begehre, nicht schuld daran zu sein“⁷¹, war mir früher fern. Ich begehrte mehr als „nicht schuld daran zu sein.“ Der Kampf gegen den Krieg war seit 1933 verloren. Mäuse in der Falle können nicht kämpfen. Sie schlagen sich nur den Schädel ein, wenn sie versuchen, gegen die Wände anzurennen. Lord Runciman wird von England nach Prag entsandt und soll die sudetendeutsche Frage friedlich lösen. Aber die Art, in der die deutsche Presse seine Mission begleitet, macht mir die Einmarschabsicht Hitlers zur Gewißheit.

Ich höre mich im Volk um. Wieder spreche ich mit Meister H., dem deutschen Kleinbürger.

„Na, nun werden Sie bald feldgraue Uniformen machen.“

„Ach wo, es gibt keinen Krieg. Die haben viel zu große Angst.“

„Wer hat zu viel Angst?“

Er fürchtet, daß er sich zu weit vorgewagt hat und lauert darauf, daß ich ausspreche, was er denkt.

„Wer hat Angst? Das deutsche Volk doch gewiß nicht?“

⁷¹ Der Vers stammt aus dem Gedicht „Kriegslied“ von Matthias Claudius. Dort heißt es: „’s ist Krieg! ’s ist Krieg! O Gottes Engel wehre, / Und rede du darein! / ’s ist leider Krieg – und ich begehre, / Nicht schuld daran zu sein.“

„Na ja! Ja, ja. Aber man kann nie wissen, wie so so ein Krieg ausgeht, und es hat ja schon mal ein Thron gewackelt.“

„Ach Sie meinen, daß der Benesch oder der König von England Angst hat?“

„Die vielleicht auch. Aber es gibt auch anderswo Leute, die ihr Geschäft gern behalten möchten. Sehen Sie mal, der Mussolini, den kriegen zehn Pferde nicht in den Krieg. Die Italiener kenn' ich. Sie doch auch?“

„Ja sicher! Aber bei uns ist doch alles in Ordnung. Das Volk steht doch wie ein Mann hinter seiner Führung, nicht wahr?“

„Ach was, das Volk will Ruhe und sonst gar nichts. Der Krieg hat uns 1914 nichts eingebracht, und jetzt können wir erst recht nichts erben. Die Brüder werden sich hüten.“

Das war die Stimmung des ganzen deutschen Volkes. Sie schwankte zwischen Resignation, Furcht und der Hoffnung, daß es doch nicht so weit kommen werde. Auflehnung, leidenschaftliche Empörung, offener Protest sind nirgends laut geworden. Selten traf man jemand, der mit Genugtuung zusah, wie der Knoten sich verwickelte. Das war dann ein geschworener Hitler-Feind, ein Intellektueller oder öfter noch ein alter Marxist, der im Krieg die einzige Möglichkeit zum Sturz der Diktatur erblickte.

Aus dieser Stimmung der Resignation und des Doch-nichts-ändern-Könnens ließ ich mich nach langem Schwanken von Eva zu einer Urlaubsreise drängen. In den Tagen der schwelenden Krise fuhren wir nach Baden-Baden. „So oder so“ – ich scheue mich vor dieser Hitler-Phrase –, es würde ja doch der letzte Urlaub sein. Als wir am Abend des 14. September unsere Wohnung verließen, gab der Rundfunk gerade die Nachricht, daß Chamberlain nach Berchtesgaden fliegen wolle. Es war also doch noch ein Funken Hoffnung. Ich hatte keine rechte Erinnerung an Baden-Baden. Die Liechtenthaler Allee, ihre Parks und ihre Blumen, die plaudernde Oos, in der die Forellen sprangen, die freundlichen Schwarzwaldberge, die Sicht in die Rheinebene und über dem allen ein strahlender Himmel voll Heiterkeit: diese Landschaft war ein Idyll des Friedens. Hans Thoma hat sie oft gemalt. In unserer Wohnung hing, wie Ihr wißt, ein solcher Gruß des deutschen Südens, und wir fanden die Hänge, die Wiesen, den Bach und die milden Berge bei jedem Blick hier wieder. Wenn wir die Höhen hinaufstiegen, die die Rheinebene überragen, so suchte ich auf jedem Weg die Ferne, aus der das Straßburger Münster auftauchen sollte. Es war mir von jeher das Sinnbild des alten Streites, mochte es jetzt auch nach den Proklamationen Hitlers dem „Erbfeind“ gegönnt sein. Im Dämmer eines durchsichtigen Tages fand ich es weit hinter dem grausilbernen Streifens des Rheins und ahnte seine Umrisse; aber ich hatte es nur gefunden, weil der Soldatenkopf eines deutschen Kriegerdenkmals unverwandt nach der „wunderschönen Stadt“ starrte. Wie viel Tage noch, und wieder würden Opfer fallen, denen solche Denkmäler gelten?

Was mögen die da unten tun? Fast täglich kamen Berichte über fieberhafte Arbeit in der Festung, und selbst hier im friedlichen Baden-Baden, dem Kurort, spürte man, daß zum Sammeln geblasen wurde. Als wir eines Morgens erwachten, standen Hunderte von Pferden und Bauernwagen in der Liechtenthaler Al-

lee. Die Pferde waren aufgeboden, und die Menschen folgten. Reservisten und Landwehrleute gingen ernst und mißmutig mit ihren Kofferchen zur Bahn. An jedem Morgen gab es neue Lücken im Hotelpersonal, die durch nächtliche Gestellungsbefehle gerissen waren. Acht Mal am Tage sendete das nahe Straßburg deutsche Nachrichten, aber sie genügten uns nicht: Wir lassen auch keine Meldung des deutschen Rundfunks aus, der jede Stunde seine Haßpropaganda in die Welt kreischte. Dazwischen hörten wir Luxemburg und zum erstenmal tönte aus dem englischen Radio die Stimme Chamberlains. Wir stürzten uns auf die Zeitungen, um aus den Kircherschen Leitartikeln der „Frankfurter Zeitung“ ungefähr zu erraten, was Hitler im Letzten wünscht. Aber die Aufsätze sagen täglich zweimal etwas anderes, und das Bild der Lage wird nicht klar.

Diese Welt hier, die Welt dieses Tales und dieser Landschaft, nähert sich der Vollkommenheit, von der es heißt, sie sei... „überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.“ Doch der Mensch und seine Qual sitzen uns auf den Fersen, hetzen uns in fieberhafte Spannung und lassen uns das Idyll nur schmerzvoll verzichtend wie durch einen roten Schleier sehen. Aus den Hotels flüchten die Menschen. In unserm „Bären“ hält ein mutiger Franzose die Friedensfahne, bis auch er am 27. September die Koffer packt. Franz Eugen Fuchs, der uns ein lieber Genosse unseres Erlebens war und Jonny Levys Frau, die wir aus unpolitischer Naivität aufgescheucht haben, suchen mit uns auf den Bergen und an den Waldhängen Frieden. Aber wir finden ihn nicht.

Wir sind zerrissene Menschen. Wir sehen galgenhumorig in jedem jungen Mann, der durch den Wald streift, den ersten Deserteur, in diesen Kühen ein Paar, das zur Kriegstraung geführt wird, winken übermütig den Schülern zu, die bald wieder Kriegssabitur machen können und hoffen doch mit jeder Faser, daß trotz allem Frieden bleibt. Im Wald irrt eine Frau umher, die im Gehen strickt. Die Angst hat sie hinaus getrieben, sie weiß kaum noch, was sie tut, sie hängt sich an fremde Menschen und erzählt zitternd von ihrer Qual: drei Söhne hat sie im Weltkrieg verloren und jetzt sind die beiden einberufen, die ihr geblieben sind.

Im Hotel ist eine Stimmung wie im „Tod in Venedig“. Wirt und Portier suchen den letzten Gästen einzureden, daß nichts geschehen ist und nichts geschehen wird. Der Wirt stellt Radio Straßburg ein, versichert, daß ein Krieg sinnlos sei, legt seine SA-Uniform an und geht zum SA-Appell. Vielleicht stößt er dort auf den Sieg an. Eine alte vornehme Dame mit ihren zwei Töchtern und wir sind die allerletzten Gäste. Ich bestimme ihre Herkunft nach Physiognomie und Haltung: Jenaer Theologenwitwe. Jena stimmt, protestantisch stimmt, Theologenwitwe ist wohl falsch. Sie stellt sich als Frau Josephi aus Jena, Sedanstraße vor. „Glück muß man haben“, meint Eva, „protestantisch sein und in Jena leben, weit ab vom Schuß.“ Aber der Protestantismus ist erst 60 Jahre alt; Frau Josephi, Tochter eines jüdischen Reichsgerichtsrats, ist getaufte Jüdin, ihr Mann war Jude, und ihre Tochter leiden unser Schicksal. Und Jena als Refugium? O nein, in einer Stunde können die tschechischen Flugzeuge dort sein und die Zeiss-Werke sind ein behrenswertes Ziel. Wir überlegen, wo denn in Deutschland

ein sicherer Zufluchtsort überhaupt ist. Vielleicht an der pommerschen Küste, aber es scheint uns, daß man nirgendwo dem Krieg entfliehen kann, wenn er mit seinen Luftgeschwadern über uns kommen sollte.

Wir wandern mit Fuchs und Landgerichtsrat Y., der trotz schlechter Taufe ein guter Artillerieoffizier ist und gestehen einander, daß jeder von uns mit dem Gedanken eines Sprungs über die Grenze schon ernsthaft gespielt hat. Y. weiß sogar, wo sich an sicherer Stelle über den Bodensee in die Schweiz hineinschuggeln könnte. Aber wer von uns „Bürgern“ wird solch einen Sprung wagen! Wie der Krieg beginnen würde, können wir uns nicht vorstellen. Ob diese Gegend eine strategische Position ist, ob man herüber und hinüber schießen wird, das alles wissen wir nicht; aber wenn unsere Blicke den Dunst der Rheinebene durchdringen, scheint uns die Luft schon feurig durchglüht. Eva kommt der alte Schiller, der uns soweit so gegenwartsfern dünkt, in den Sinn. Als sie die Verse vor sich hin spricht, merken wir, wie diese Worte unser aller Vision prägen:

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
freundlich über dieser Stadt!
Möge nie der Tag erscheinen,
wo des rauhen Krieges Horden
dieses stille Tal durchtoben;
Wo der Himmel,
den des Abends sanfte Röte
lieblich malt,
von der Dörfer, von der Städte
wildem Brande schrecklich strahlt!⁷²

Jeden Tag nehmen wir Abschied vom Leben. „Daß er uns so schwer gemacht wird! Wie schlecht hat überhaupt hier der antisemitische Verein zur Abgewöhnung Deutschlands gearbeitet“, meint Fuchs. Wie können wir uns dieses Deutschland abgewöhnen? Und es war uns doch gewiß, daß nach einer friedlichen Lösung der Krise der Auswanderungsdruck von neuem beginnen würde. „Kommt Krieg, dann wandern wir ins Massengrab; bleibt Frieden, dann müssen wir nach Kenya“, sagen wir bitter. Der Abschied vom Leben wurde uns so schwer wie der Gedanke, uns von Deutschland zu verabschieden. Aber unsere Wahl war eindeutig: der Krieg schien uns furchtbarer als jedes andere Übel.

Ich hörte in die Bevölkerung hinein: nirgendwo Begeisterung, aber die bürgerliche Schicht glaubte der deutschen Propaganda: „Der Straßburger Sender lügt“ und „Wie ruhig sind unsere Leute!“ – „Die Tschechen haben mobilisiert, heute Abend folgt unsere Mobilisation. Na schön.“ – „Jetzt muß sich zeigen, wer siegt, Faschismus oder Bolschewismus. Werden ja sehen.“ Dann aber: „Frau

⁷² Die Verse stammen aus Friedrich Schillers Gedicht „Das Lied von der Glocke“.

Städele, die immer so laut ‚Heil Hitler‘ gesagt hat, sagt’s auch nicht mehr.“ – „Meinen Mann haben sie in der Nacht geholt. Morgen soll er nach Tschechien gehen. Was soll nur aus dem allen werden?“ Das war so Gesprächsfetzen, die man auffing. Ein Berliner Chauffeur erzählt mir von der der Stimmung seiner Kollegen. Denen kann man nichts vormachen, jeder sucht seine individuelle Lösung. „Ick zum Beispiel“, sagt der dicke Chauffeur, „jehe zunächst mal ins Krankenhaus. Ick hab da wat im Hals, det wird operiert und dauert lange. Bis dahin is der Krieg zu Ende.“

Als alles unabwendbar schien, kam wie ein Wunder die Meldung vom Treffen der vier Staatsmänner in München. Ich blieb bis spät in die Nacht am Radio, das Ergebnis hört ich aber nicht mehr. Am nächsten Morgen war dann der Frieden „ausgebrochen“. Extrablätter meldeten „Der europäische Frieden gesichert“. Die Menschen atmeten auf. Man hörte, daß sich in Freiburg auf der Kaiserstraße „Volksgenossen umarmt haben“. Wir suchten uns über die Taktik Hitlers klar zu werden. Meine Auffassung, die in meiner Wette zum Ausdruck kam, hat sich durch den Verlauf der Septemberkrise nicht geändert. Sie ist auch heut noch gleich. Hat Hitler geblufft? Hätte er den Krieg nicht gewagt, wenn die Westmächte seine Forderungen nicht erfüllt hätten? Ich glaube, er hat nicht geblufft. Er wäre einmarschiert, hätte die Tschechen in wenigen Tagen niedergemacht und gehofft, daß die vollzogene Unterwerfung einen europäischen Krieg nicht auslösen würde. Er rechnete mit Englands mangelhafter Aufrüstung und mit seinem Friedenswunsch. An Rußlands Eingreifen zugunsten der Tschechoslowakei hat die nationalsozialistische Führung nie geglaubt. Daß ihm Sudetendeutschland unblutig zugefallen ist, war ihm nicht unbedingt recht. Allzu gern hätte er sich ohne großen Einsatz mit dem Lorbeer des siegreichen Feldherrn geschmückt. Die Pose liegt ihm, und er leidet an seiner unterdrückten Rede auf die Gefallenen. Wie schön hätte sein Hofmaler Ziegler ihn gemalt: am Grab es ersten deutschen Soldaten, der für Groß-Deutschland gefallen ist. Ich seh das Bild, und ich kenne es; nicht nur von Wilhelm II. her, der sich geschmacklos genug an einem Soldatengrab knieend malen ließ. Hitler selbst hat sich etwa 1929 am offenen Grab eines seiner Leute „in ernstem Sinnen“ aufnehmen lassen. Es war irgendwo in Schleswig, wo ein SA-Mann in einem Raufhandel geendet hatte. Man soll das Komödiantische in Hitler nicht unterschätzen; es wirkt in die Politik der Welt hinein.

Was uns von den Baden-Badener Tagen nach dem Krieg blieb, war nicht beglückend. Ein kleiner jüdischer Kaufmann sagte mir: „Wer weiß, ob diese Lösung gut für uns war. Vielleicht wären unsere Kinder noch einmal freie Menschen geworden, wenn, s anders gekommen wäre.“ Auch in uns meldete sich der gleiche Katzenjammer, der nach dem Freudentaumel nun das englische Volk ergriffen hatte, und ich sah klar, daß sich der Austreibungsprozeß fortsetzen würde. Wenn ich die Berge hinaufging, prüfte ich mein Herz, wie es auf Steigen reagierte – Buchenwald ist hügelig. An einem Berghang liegt der jüdische Friedhof. Dort ruht Hans Kahn. Steht er noch vor Dir, der frische Junge aus Baden-Baden, den ein verrückter Schulkamerad, verwirrt von den Parolen des

deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes, im Februar 1920 auf offener Straße niedergeschossen hat? Das war das erste Blutopfer des Judenhasses. Wer denkt noch an ihn? Außer seinen Eltern und mir, der ich unseren Leidensweg und all seine Stationen so unverlierbar im Gedächtnis habe?

In den letzten Septembertagen hatten wir uns in einem Brief „Fünf Minuten vor Kriegsausbruch“ von Euch verabschiedet. Jetzt sprechen wir über Euer Affidavit-Angebot. Noch halten wir unsere eigene Auswanderung für unwahrscheinlich, und ich wehre mich gegen den Gedanken. Aber vielleicht kann sich in dem Austreibungsprozeß die Juni-Aktion wiederholen, und für diesen Fall soll, wenn es gar nicht anders geht, ein Affidavit da sein. Ganz fest in uns die Gewißheit, daß, was auch immer das nächste Jahr bringt, dies unsere letzte Urlaubsreise ist. Deshalb will sich Eva noch von ihrem Heidelberg verabschieden. Wir verleben dort zwei freundliche Tage. Ich lasse mir die Manessische Handschrift zeigen und lese jeden Satz des alten Süßkind von Trimberg. Dem ist es auch nicht gut gegangen, und das deutsche Minnesingen ist ihm schlecht gelohnt worden. Der Neckar, das Schloß, der Odenwald, die Stimmung in den Gassen rund um die Universität, darum rankt sich die Romantik der deutschen Studenten-Poesie, aber wir hören ihre Lieder heute nur noch ganz leise verklingend aus großer Ferne; sie grüßen uns wie zum Abschied.

Wir kehren nach Berlin zurück, und ich erfahre, wie man dort die Krise erlebt hat. Die Spannung im Volk sei unerträglich gewesen, und nicht minder die besonderen Befürchtungen der Juden. Kassandros hatte furchtbare Nachrichten gebracht: Bei Kriegsausbruch hätten alle männlichen Juden bis zu einer bestimmten Altersgrenze in die Konzentrationslager überführt werden sollen. Von den alten Insassen hätte man einige Zehntausend kurzerhand fusillieren wollen. Beide Nachrichten glaubte ich nicht. Die zweite erschien mir völlig unwahrscheinlich. Auch die erste wurde aus dem Kriegsministerium nicht bestätigt. Natürlich hätte man für den Kriegsfall die Festnahme bestimmter Persönlichkeiten vorbereitet, aber das seien Politiker der Republik und andere unsichere Kantonisten, nicht etwa grundsätzlich Juden.

Aber die anderen Meldungen, die ich in Berlin vorfinde, bestätigen meine Befürchtung. Es geht munter weiter; Erpressung und Korruption toben sich ungehemmt aus. Der Berliner Polizeipräsident Helldorf hat Paßsperre über alle Juden verfügt, die mehr als 300 000 RM Vermögen haben. Sie zahlen zwar ein Viertel davon als Reichsfluchtsteuer, aber was gilt schon ein Gesetz im Dritten Reich. Helldorf hat einen „Notfond“ geschaffen, natürlich nur zur Linderung jüdischer Not, und er läßt die Opfer ohne jede Scham vor. Sein Adjutant, Regierungsassessor Müller-Scholtes, hat die Vermögensanmeldung und den Paß des Auswanderers vor sich liegen, den schwenkt er lockend und vielversprechend, wenn er mit ihm spricht. Aber ausgehändigt wird er nur gegen eine „Helldorf-Spende“, die ja nach dem Vermögen zwischen 50 000 und 300 000 RM schwankt. Sie ist natürlich neben der Reichsfluchtsteuer und den vielen anderen Abgaben zu zahlen.

Ein Rechtsanwalt Kussmann hat sich in dieses neuartige Geschäft eingeschaltet. Er verspricht, die gesparten Pässe gegen Zahlung einer Spende für den

Gau Ober-Donau zu vermitteln. Er und ein österreichischer Gauleiter teilen sich den Raub. „Sie verstehen, der Führer hat meinem Freund einen Sonderauftrag für das Notgebiet Oberdonau gegeben; mein Freund ist sehr einflußreich, und wenn Sie ihm bei seiner großen Aufgabe helfen, wird er Ihnen den Paß beschaffen können.“ (Die Sätze, die hier erpreßt werden, sind etwas geringer als in Helldorfs Amtsgebäude) Helldorf wundert sich. Welche Kreatur gibt dem Kussmann die Judenpässe, die hier im Schreibtisch des Adjutanten liegen? Helldorf wehrt sich gegen die unlautere Konkurrenz, und die Juden sollen nun gar Spitzeldienst für den Berliner Polizeipräsidenten leisten. „Gehen Sie auf die Vorschläge dieses Rechtsanwaltes zum Schein ein“, sagt Müller-Scholtes. „Wenn Sie uns dann das Material in die Hand geben, ermäßigen wir Ihre Helldorf-Spende von 300 000 RM auf 50 000 RM.“ So sitzen sie, die Wohlhabenden, wiederum zwischen zwei Feuern, und wissen nicht, wie sie sich ins Freie retten können, obwohl ihre legalen Abgaben längst gezahlt und die Koffer gepackt sind.

Auch die Devisenstellen sinnen darüber nach, wie sie die Daumenschrauben noch schärfer anziehen können. Vielleicht kann man sich einen Lobstrich verdienen, wenn man die Gold-Diskont-Abgabe für auswandernde Juden erhöht. Bisher müssen Juden, die ihre Habseligkeiten, ihre Möbel, ihre Wäsche, ihre Anzüge mitnehmen wollen, hundert Prozent des Neuanschaffungswerts als Abgabe an die deutsche Gold-Diskont-Bank zahlen, sofern die Sachen nach 1933 gekauft sind. Warum eigentlich nur 100%, warum nicht 1000, warum nicht 3000%? Das deutsche Reich plündert die Juden aus, und die Devisenstellen in München und Nürnberg helfen dabei mit neuen Abgabe-Sätzen von 1000 und 3000% und machen so selbst die bescheidensten Anschaffungen unmöglich.

In Franken reist ein Vertreter des Gau-Wirtschaftsberaters von Dorf zu Dorf. Er lädt die Juden vor, der Bürgermeister und ein Notar sind anwesend. Nach den üblichen Drohnungen „verkaufen“ die Juden ihren Grundbesitz freiwillig für den Preis der arischen Hypotheken. Dann müssen sie sich auch noch verpflichten, ihren Wohnort bis zum 31. Dezember zu verlassen. „Wie, die Mutter ist 75 Jahre alt, und Sie möchten gern, daß sie hier wohnen bleibt? Aber warum? In Stuttgart wird ein Juden-Ghetto gebaut. Da kommt die Mutter eben hin, oder sie wandert aus.“ Die kleinen Ortszeitungen bringen dann eine kurze Notiz: „Das Grundstück des Juden A erhielt Bauer B, das des Juden C Kaufmann D.“ – Wer gute Beziehungen zum Ortsgruppenleiter hat, „bekommt“ ein Judengrundstück. Die anderen gehen leer aus und „meckern“ so laut, daß der Bürgermeister von Burgsinn eine Warnung gegen die Gerüchtemacher veröffentlicht. Solche ausgeraubten Juden kommen zu mir. Einer aus Burgsinn hat das E.K.I. Als einziger Soldat seines Heimatdorfs. Er ist im Heeresbericht namentlich erwähnt. Aber was gilt das heute? Die Juden sind Freiwild, ihre Habe liegt auf der Straße, man muß sie nur geschickt aufzulesen verstehen. Shylock⁷³ wohnt jetzt in Deutschland; er ist rein arischer Abstammung.

⁷³ Der jüdische Kaufmann Shylock aus Shakespeare's Theaterstück „Der Kaufmann von Venedig“ wurde zu einem Prototyp des Antisemitismus.

In den fränkischen Dörfern haben während und nach der September-Krise, ganz wie ich es befürchtet hatte, pogromartige Ausschreitungen stattgefunden. Mein Kollege Dr. Otto Weiler spricht bei dem Staatssekretär des Bayerischen Innenministeriums und dem Münchener Polizeipräsidenten Freiherr von Eberstein vor, der gleichzeitig Bayerns oberster SS-Führer ist. Beide sind in der Form höflich und mißbilligen die Ausschreitungen, während sie gegen die wirtschaftliche Enteignung nicht einzuwenden haben. Zwar hat sich bisher kein Opfer wehren können, aber trotzdem sind offenbar Waffen in der Hand von Juden äußerst gefährlich. Deshalb wird für das ganze Reich die Waffenablieferung angeordnet. Auf den Polizeirevieren quittieren die alten Wachtmeister brummend den Empfang von chinesischen Dolchen, die bisher friedlich Briefe geöffnet haben, bestaunen bunte Studentensäbel und bedauern, daß sie meinen neuen Browning ohne Entgelt beschlagnahmen müssen. Der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten bittet das Kriegsministerium, den jüdischen Reserveoffizieren ihre Offiziersdegen zu belassen. Warum man so eifrig Brieföffner und stumpfe Offiziersdegen sammelt, wissen wir nicht. Wir ahnen nicht, daß in drei Wochen der Jude Grynspan schießen und das deutsche Volk den Mord spontan rächen wird. Aber die SS leidet sichtlich an Vorahnungen und entwaffnet deshalb das gefährliche künftige Opfer der spontanen Maßnahme⁷⁴. – Die Enteignungsaktionen gehen weiter. Es ist, als ob alle Teufel in einer Teufelsküche zusammensaßen, um einen Höllenbrei zu kochen. Wir aber sind machtlos, und unsere mühsam erneuerte Nervensubstanz wird von den Teufeleien zerfressen.

Dann wieder packt uns ein Einzelschicksal, das plötzlich aus der Ruhe unpolitischen Lebens gezerrt und in den Wirbel lebensvernichtender Katastrophen gerissen wird. Ernst Pick, Evas Lieblingsvetter, den treuestens Berater und Freund meiner Schwiegermutter, läßt die Gestapo vor, weil er als Anwalt im Auftrage einer Mandantin die Herausgabe eines Passes beantragt hat. Aber statt des Passes erwartet ihn ein Verhör. Sein Schriftsatz an das „Geheime Staatspolizeiamt“ enthält einen verhängnisvollen Tippfehler. Der erste Satz des Textes lautet: „Durch Verfügung des Gemeinen Staatspolizeiamts“.

„Sie meinen doch nicht im Ernst, daß ich vorsätzlich so etwas diktiert habe?“

„Doch, wir müssen das annehmen.“

„Sie halten mir also für geisteskrank?“

„Sie sind uns jedenfalls verantwortlich.“

„Rufen Sie doch meine Sekretärin mit dem Stenogrammbuch.“

Es wird festgestellt, daß im Stenogrammbuch korrekt „Geheime“ diktiert ist und steht.

„Sie werden von uns hören.“

⁷⁴ Vermutlich irrte Reichmann hier im Datum. Die vom Reichsinnenministerium erlassene „Verordnung über den Waffenbesitz von Juden“, der zufolge Juden sämtliche Schuß-, Hieb- und Stoßwaffen unverzüglich bei der Ortspolizei abzugeben hatten, stammte vom 11. 11. 1938, also zwei Tage nach dem Pogrom (RGBI I, S. 1573).

Nach acht Tagen werden Ernst Pick und seine Sekretärin erneut vorgeladen. Sie müssen viele Stunden warten. das ist die neue Praxis der Gestapo, um ihre Opfer zu zermürben.

„Ich habe Ihnen beiden zu eröffnen, daß Sie sich am 1. November, morgens acht Uhr, mit Zahnbürste und was man sonst so braucht, hier einzufinden haben.“

„Was soll das bedeuten?“

„Das können Sie sich ja denken.“

Wir beraten. In fünf Wochen endet Picks ehrenvolle Anwaltslaufbahn ohnehin, aber das genügt den Sadisten nicht. Der kränkliche vornehme Mann, im Krieg Offizier in der Marine, und seine jüdische Sekretärin sollen vorher noch „sitzen“. Wie lang, wofür, was nach der Haft, was kümmert die Gestapo, ob Juden diese Ungewißheit ertragen! Die Anwaltskammer wird unterrichtet, sie scheint die Niedertracht zu mißbilligen. Ihr Präsident spricht mit dem Anwaltsreferenten des Justizministerium. Am 1. November erscheinen die beiden „Verbrecher“ vor der Gestapo.

„Wann wandern Sie aus?“

„Ich bin zu krank, zu alt und ohne Vermögen. Ich habe an Auswanderung nicht denken können.“

„Bis zum 31. Dezember haben Sie beide Deutschland zu verlassen!“

„Mein Mann ist krank, und ich habe ein zwölfjähriges Kind“, fleht die Sekretärin. „Seit einem Jahr wollen wir auswandern; aber der Hilfsverein hat uns bis jetzt keine Möglichkeit nachweisen können. Ich kann doch nicht allein hinausgehen, ich muß doch meinen Mann und den Jungen mitnehmen, verstehen Sie das nicht? Seien Sie doch menschlich!“

„Ich bin Nationalsozialist, und Sie sind Jüdin. Wie kann ich da menschlich sein!“ (Ein anderer Erbe deutschen Geistes, Reichsbankinspektor der Berliner Devisenstelle hatte einem jüdischen Auswanderer auf sachliche Einwendungen schlicht erklärt: „Ich bin Nationalsozialist, und Sie sind Jude. Sie können nicht auswandern, sagen Sie, wenn der Staat Ihnen Ihr Vermögen völlig nimmt? Nun, die Parole des Nationalsozialismus heißt: ‚Juda verrecke‘ und nicht ‚Juda wandere aus‘“)

Ernst Pick, dessen Bruder am 10. November mein Lagerkamerad wurde, dessen nächste Verwandten nach Buchenwald und Sachsenhausen kamen, ist im Januar 1939 wie ein Dieb, der aus der Wohnung flüchtet, nach Palästina gegangen. Dort lebt er in kümmerlichen Verhältnissen, ein gebrochener Mann. Kriminalrat Gans von der Berliner Leitstelle der Geheimen Staatspolizei aber hat die Intervention des Reichsjustizministers gebührend beachtet; er hat den Judenanwalt nicht eingesperrt, sondern „nur“ aus Deutschland hinausgejagt.

Am 28. Oktober meldet sich in ganz früher Morgenstunde David Braun: Es sei wieder eine Aktion im Gang wie am 13. Juni. Diesmal gehe es gegen die Polen⁷⁵. Um sieben Uhr morgens seien drei blinde jüdische Polen aus dem Blindenheim

⁷⁵ Vgl. Einleitung S. 20.

Steglitz von der Polizei geholt worden. Was soll geschehen? Wir bitten unseren anwaltlichen Freund S. sofort zum Fremdenamt zu fahren, das die Aktion leitet. Er war schon um sechs Uhr morgens von verzweifelten Frauen geweckt worden. Die Aktion hatte schon in der Nacht begonnen. Er rast mit dem Auto zum Fremdenamt, das die Blinden großmütig frei gibt, dann zum Bahnhof, wo der Sammeltransport abfahrbereit steht. Am Nachmittag sind die Blinden wieder in ihrem Heim. Aber auch sonst rollen aus ganz Deutschland Züge mit 28 000 jüdischen Polen jeden Lebensalters, Frauen und Kindern von wenigen Tagen der polnischen Grenze zu. Die Polen weigern sich, ihre Landsleute aufzunehmen. Bei Bentschen treibt die SS die Menschenrudel mit Kolbenstößen über die grüne Grenze. Es wird diplomatisch interveniert. Auf den Grenzbahnhöfen warten die Züge. Die Menschen sind in leichter Kleidung, oft ohne Geld und ohne Lebensmittel, in die Abteile gepfercht worden. Es beglückt mich tief, daß in uns noch Lebenskraft und Hilfsbereitschaft ist: jede deutsche Grenzgemeinde, auch Beuthen, organisiert in wenigen Stunden ein Liebeswerk. Eure Schwester Else ist vom frühen Morgen bis spät in die Nacht auf dem Bahnhof. Milch wird herangeschafft, Brot und auch etwas Geld. Die diplomatischen Verhandlungen bringen eine Zwischenlösung: wer die deutsche Grenze noch nicht überschritten hat, darf zurückkehren; wer drüben ist, kommt in polnische Sammellager, wenn er sich nicht selbst erhalten kann oder Verwandte ihn ernähren. Vor dem Beuthener Bahnhof stehen Züge mit Hunderten, die die polnische Grenzkontrolle nicht hat passieren lassen, weil ihre Pässe nicht in Ordnung waren. Die deutsche Polizei weigert sich, den gleichen Zug, in den sie ihre Opfer gestopft hat, unentgeltlich zurückfahren zu lassen. Die „Reisenden“ müssen sich ihre Rückfahrkarten selbst kaufen, und die Beuthener Gemeinde muß die Fahrtkosten verauslagen. An einem Tag werden allein in Beuthen etwa 40 000 RM für Fahrkarten ausgegeben.

Die Aktion, so unmenschlich sie auch ist, hat einen politischen Hintergrund, der die Methode zwar nicht rechtfertigt, das Motiv aber wenigstens erkennen läßt. Die Polen hatten ein Ausbürgerungsgesetz erlassen. Sie verweigerten der Mehrzahl ihrer Staatsangehörigen in Deutschland die Paßverlängerung und brachten so Tausende in Gefahr, mit einem Mal staatenlos zu werden. Staatenlose aber braucht niemand zu nehmen, wenn das deutsche Reich sie ausweist. So weist man die künftigen Staatenlosen zu einem Zeitpunkt aus, zu dem sie noch polnische Staatsangehörige sind. Am 1. November trat das polnische Ausbürgerungsgesetz in Kraft, also wurde die deutsche Aktion auf den 28. Oktober festgesetzt. Mein Bürobote, Isaak Jäger, ist auch „verfrachtet“ worden. Der anständige junge Mann, der in Berlin geboren ist, kein Wort polnisch versteht und Polen nie gesehen hat, sitzt seit dem 28. Oktober in bitterer Not in Bentschen.

Die deutsche Bevölkerung hatte diese Massenaktion gesehen, und man hörte hie und da ein Wort der Mißbilligung und des Mitleids. Auf dem Essener Hauptbahnhof hatte ein „Tollkühner“ gerufen: „Gibt es denn hier keinen Tierschutzverein?“ Die Polizei hatte ihren Dienst widerwillig getan, aber sie hatte ihn natürlich getan, und es ist niemand in Deutschland, der Widerspruch gewagt hätte. Ich treffe den Gymnasiallehrer X., den ich viele Jahre nicht gesehen habe. Er kommt

auf mich zu und sagt statt eines Grußes: „Man muß sich schämen, Deutscher zu sein.“ Ich antworte: „Sie haben ganz recht, schämen Sie sich nur!“ Er erzählt von Kritik im Kreise seiner Kollegen und meint, daß seine älteren Schüler nicht alles glauben, was ihnen in den Kursen der Hitler-Jugend gelehrt wird. Er hält es für sehr mutig, daß er im großen Berlin bei mir auf der Straße stehen bleibt, und so befreie ich ihn nach kurzer Zeit von der Gefahr.

Seit dem Sommer verhandelten wir mit dem Hilfsverein, mit dem wir uns fusionieren wollen. So würde wenigstens ein guter Organisationsapparat geschaffen werden. Die deutschen Juden können ohnehin zwei große Organisationen finanziell nicht mehr tragen, und die Sorge um die Erhaltung unseres Vereins, gewichtig und lastend, aber doch nicht entscheidend unter meinen Sorgen, würde gemildert werden.

Novemberpogrom

Aus dem Land wird berichtet, daß Einzelaktionen überall auf den Dörfern wieder aufflackern. Man schlägt die Scheiben ein, man holt Leute des Nachts aus ihren Wohnungen, Synagogen und Friedhöfe werden demoliert: die Straße scheint wieder freigegeben wie im März 1933 und im Juli 1935. Die Vorgänge werden der Gestapo unterbreitet. Nein, Einzelaktionen sollen nicht geduldet werden. Kriminalrat Gans ersucht sogar um Eingaben über Ausschreitungen im Casseler Bezirk. Am Montag, den 7. November erscheint vormittags bei mir einer unserer Casseler Freunde. Sein Bericht wirft ein Schlaglicht auf die „Spontaneität“ der Aktionen des 9. November. Am Sonnabend, dem 5. November, hat die Hitler-Jugend in Cassel versucht, die Synagoge zu demolieren und die Fensterscheiben zertrümmert. Ein Versuch, Brand anzulegen ist – wohl durch die Polizei – verhindert worden. Was am 5. November nicht gelungen war, wurde am Abend des 6. November wiederholt. Wilde Horden drangen in das Gemeindehaus und die Synagoge ein, zerschlugen das Mobiliar, warfen die Gemeindeakten auf den Hof und beschädigten Synagoge und Gemeindehaus so schwer, daß die Polizei beide Gebäude in weitem Umkreis abriegeln mußte. Irgendein Motiv für die Tat war nicht zu hören. In den gleichen Nächten wurden ähnliche Untaten in kleinen jüdischen Gemeinden des Casseler Bezirks verübt. Eine Casseler Zeitung (Kurahessische Landeszeitung oder ähnlich) berichtete am Montag, dem 7. November über diese Ausschreitungen. Die Polizei war gegen sie vergeblich angerufen worden. Sie hatte mit fadenscheinigen Ausreden geantwortet. Am Nachmittag des 7. November ist der Casseler Rabbiner in der Reichsvertretung. Er bestätigt den Bericht und gibt traurige Einzelheiten von dem Anrennen gegen den massiven Synagogenzaun, seine Demolierung und Vernichtung. Die Horden hätten wiederum versucht, Brand anzulegen. Es ist uns noch nicht klar, kann uns noch nicht klar sein, daß hier eine bestimmte Aktion zu früh „losgegangen“ ist⁷⁶. Aber die Agitation der letzten Monate ist ge-

⁷⁶ Die Vermutung, daß der Pogrom in der Nacht vom 9./10. November nicht spontan von der NS-Führung entzündet, sondern länger vorbereitet worden war, haben auch andere Autoren gehegt. Ball-Kaduri zum Beispiel, der selbst zu den Verhafteten im November 1938 gehörte, sah anhand etlicher Indizien eine Vorplanung am Werk. K.J. Ball-Kaduri, Die Vorplanung der Kristallnacht insbesondere die Massenverhaftungen vom 10.-12. November 1938, in: Zeitschrift für die Geschichte der Juden, Tel Aviv, No. 4, 1966, S. 211–218. Auch Stein stellte den Barackenbau im KZ Buchenwald im September 1938 in einen Zusammenhang mit möglichen Plänen für eine Masseneinlieferung, die dann vorläufig nicht durchgeführt worden sind. Stein, Juden in Buchenwald, S. 30. Allerdings stimmen die meisten Forscher mit der Interpretation Adams überein, der den Pogrom als „bewußte, klug inszenierte und gewissenlos betriebene Ausnutzung einer Situation“ bewertete. Uwe Dietrich Adam, Wie spontan war der Pogrom?, in: Walter H. Pehle (Hg), Der Judenpogrom 1938. Von der Reichskristallnacht zum Völkermord, Frankfurt am Main 1988, S. 74–93.

fährlicher Zündstoff, der sich in einer wohl vorbereiteten Explosion entladen muß.

In der Mittagsstunde des 7. November hören Eva und ich die gleichgültigen Radiomeldungen. Plötzlich horchen wir auf: ein polnischer 17jähriger Jude Grynspan hat in der Pariser Deutschen Botschaft auf den Legationssekretär vom Rath geschossen. Wir schrecken zusammen. Ein schauriger Zufall – das Signal für unseren Todfeind. In dieser Stimmung und bei diesem Stand der Kampagne wird der Zwischenfall gierig ausgebeutet werden. Die innenpolitische Situation scheint auf diese Parole gewartet zu haben. Am Grabe Gustloffs hatte Hitler im Februar 1936 furchtbare Drohungen gegen die „jüdische Macht“ ausgestoßen⁷⁷. Damals schon hatte ich befürchtet, daß er sie wahr machen würde, aber das „olympische Feierjahr“ hat uns gerettet. Im Dezember 1936, als das Urteil gegen Frankfurter gesprochen wurde, brach die Krise neu auf. Damals soll der Rat eines ausländischen Staatsmanns, angeblich Smuts, Hitler von Geiselerhaftungen zurückgehalten haben⁷⁸. Im Februar 1938 hatte Hitler wieder gedroht, er werde die deutschen Juden für alles verantwortlich machen, was in der Welt gegen Deutschland geschähe. Zum erstenmal sprach er die Geisel-Theorie mit zynischer Offenheit aus⁷⁹. In den ersten März-Tagen 1938 munkelte man von einer Massenverhaftung, die aber von Hess verhindert worden sei. Vor zwei Wochen hat in all die furchtbare Judenjagd hinein das „Schwarze Korps“ einen seiner berüchtigten Pogromartikel zur endgültigen Regelung der Judenfrage gebracht. Die Juden seien aus der Wirtschaft restlos zu entfernen, und wer sich nicht ernähren könne, sei zu internieren. („Das fehlte noch...“, 3.11.38)⁸⁰ Jetzt also schien mir die Stunde gekommen, die furchtbaren und dunklen Drohungen wahrzumachen.

Wieder einmal hängen die deutschen Juden am Radio und ersehnen mit letzter Hoffnung die Genesung des schwer verwundeten Diplomaten in Paris. Am Dienstag, den 8., spricht Hitler zum Vorabend des 9. November im Münchener

⁷⁷ Der Schweizer Landesgruppenleiter der NSDAP, Wilhelm Gustloff, war im Februar 1936 von dem jüdischen Studenten David Frankfurter erschossen worden.

⁷⁸ Eine Unterredung Hitlers mit Jan Smuts, der später von 1939 bis 1948 Premierminister der Südafrikanischen Union war, läßt sich nicht nachweisen. Allerdings hatte Hitler schon nach dem Anschlag auf Gustloff vor, die deutschen Juden kollektiv mit einem „Sühnegeld“ zu bestrafen – eine Maßnahme, die dann nach dem Novemberpogrom 1938 Wirklichkeit wurde.

⁷⁹ In der traditionellen Rede anlässlich der Gedenkfeier zum Parteigründungstag am 24. 2. 1938 zog Hitler gegen angebliche Greuelgeschichten einer internationalen jüdischen Presse vom Leder und sagte unter anderem: „Wir können daraus eine Lehre ziehen. Wir werden jedenfalls gegen die jüdischen Hetzer in Deutschland energisch vorgehen. Wir wissen, daß sie Vertreter einer Internationale sind, und wir werden sie alle auch dementsprechend behandeln.“ Domarus (Hg.), Hitler, Bd. I, 2. Halbbd., S. 805.

⁸⁰ In dem Leitartikel des „Schwarzen Korps“ vom 3. 11. 1938 wurde behauptet, daß das internationale Judentum Deutschland den Krieg erklärt habe und daher die deutschen Juden wie Angehörige einer Kriegspartei zu behandeln seien: Sie hätten für alle Schäden zu haften, müßten interniert und ihr Vermögen beschlagnahmt werden.

Bürgerbräukeller. Kein Wort zur Judenfrage und zum Pariser Geschehnis. Dieses Schweigen ist unheimlich und steigert meine Befürchtungen. Abends kommt E. M. S. zu mir, und ich spreche zu ihm von meiner Besorgnis. Heute sind die Schulkinder aus den allgemeinen Schulen heimgeschickt worden, und man hat der Jüdischen Gemeinde angedeutet, daß jüdische Schüler trotz des Schulgesetzes aus den allgemeinen Schulen entfernt würden. Presse und Radio berichten lakonisch von den Casseler Vorgängen. Das ist ein böses Zeichen. Sonst hat man Gewaltaktionen nie erwähnt. Diesmal will man offenbar zur Wiederholung anreisen. Als ich nachts E. M. S. zur Haustür geleite, verläßt das Ehepaar Klausner, das unter uns wohnt, das Haus. Man hat sie gewarnt; in der Nacht würden alle deutschen Juden verhaftet. Sie vergehen vor Angst und fliehen in die Wohnung eines arischen Bekannten.

Am Mittwochnachmittag stirbt vom Rath. Wieder meldet die Presse Ausschreitungen, diesmal aus Dessau. Die Polizei habe die Juden gegen den Unmut der Bevölkerung schützen müssen. Die Tendenz wird mir immer eindeutiger. Am frühen Abend treffen sich die Berliner Mitglieder der Reichsvertretung und wir in der Kantstraße⁸¹. Irgend jemand hat angeregt, ein Kondolenztelegramm an die Regierung zu schicken. Wie oft schon haben wir solche Konfliktsituationen erlebt! Wir alle sind skeptisch gegen die Wirkung eines Appells an die Humanität. Wir alle sind darauf bedacht, unsere Würde zu wahren, aber in jedem von uns glimmt ein Fünkchen Hoffnung, daß eine solche Erklärung, in der ausländischen Presse veröffentlicht, dem erbarmungslosen Feind sein Handwerk erschweren könnte. Und aus diesem Grund entschließen wir uns zu dem Telegramm. Es geht an Hitler und spricht knapp und würdig aus, daß die deutschen Juden, wie alle gesitteten Menschen, den politischen Mord und die Pariser Bluttat verabscheuen.

Spät abends besucht uns Emil. Eva sagt, was wir alle fühlen, daß jetzt schwere Tage für uns kommen. Emil und ich lassen unser verpfushtes Leben an uns vorüberziehen, das Leben einer betrogenen Generation. Als wir Jungen waren, ist der Krieg über uns gekommen, und wir haben gehungert. Als halbe Kinder sind wir Soldaten geworden, und während andere in diesem Alter ihre ersten Liebesverse dichten mochten, ging unser Gespräch um Leben und Sterben. Dann haben wir unser Vermögen verloren, und als wir begannen, uns langsam zu erholen, drohten die ersten Zeichen eines neuen Schlages. Unser Beruf ist uns genommen worden, und diese letzten fünf Jahre habe wenigstens ich wieder zwischen Leben und Tod gependelt. Was wird jetzt kommen? Sicher die Austreibung, für mich gewiß das KZ. Für die anderen vielleicht der Krieg, der ja doch nur aufgeschoben war. Die Friedenstaube von München hatte Hitler in Saarbrücken rasch wieder abgeschossen. Ich sagte Emil ganz klar, daß ich im Laufe des nächsten Tages mit meiner Verhaftung rechne. Hitler werde seine Geiseltheorie jetzt bewähren müssen, und an die zweihundert jüdische Geiseln neh-

⁸¹ In der Kantstraße hatte die Reichsvertretung der deutschen Juden ihr Büro.

men. Emil rät mir, nach Stuttgart zu gehen, aber der Gedanke an Flucht ist mir ernsthaft nicht gekommen. Der 65jährige Dr. Baeck und der noch ältere Stahl⁸² würden daran glauben müssen, warum sollte ich dann verschont bleiben und meine Kollegen im Stich lassen. Ich schlief sogar ruhiger als sonst, weil mir mein Weg vorgezeichnet und unvermeidlich erschien.

Eva war für den nächsten Tag um acht Uhr morgens mit allen anderen Chefredakteuren der jüdischen Presse zur Gestapo geladen. Die jüdischen Zeitungen waren schon am 8. November verboten worden. Ich zog mir meinen ältesten Anzug und feste Schuhe an, tauschte meinen Wintermantel gegen einen alten und wartete. Der erste Anrufer war wieder Braun.

„Weißt du, was geschehen ist? Die Synagogen brennen. Ich komme eben von der Prinzregentenstraße, wohin ich mein Kind begleitet habe. Die Synagoge brennt. Die jüdischen Geschäfte, die ich gesehen habe, sind eingeschlagen.“

Frau Hirschberg meldet sich. Eben hatte Essen angerufen und ihren Mann sprechen wollen, der auch bei der Gestapo ist. Ich solle Plaut – Essen dringend verlangen. Als ich ihn spreche, berichtet er, daß die Essener Synagoge brenne, und daß im Bezirk „das gleiche“ sei. Auch sonst sei es sehr schlimm, es sei „viel kaputt“, in Essen aber „noch nicht“. Ich verstehe das nicht ganz. Er werde das Büro geöffnet halten. Ich stimme zu. In unserem Büro höre ich, daß die Scheiben aller jüdischen Geschäfte zertrümmert sind. Wir lesen den Leitartikel des „Völkischen Beobachters“, in dem Vergeltungsmaßregeln für den Mord angekündigt sind: Beendigung der Gewerbefreiheit, Verschwinden der jüdischen Geschäfte aus den Ladenstraßen u. a. Mir erscheint das alles nur als Vorspiel. Ich schicke die Mehrzahl unserer Angestellten heim. Wir sind überzeugt, daß wir diesen Tag nicht in Freiheit zu Ende leben werden. Damit einer von uns der Verhaftung entgeht, bitten wir Braun, das Büro zu verlassen und sich von Zeit zu Zeit telefonisch zu erkundigen, wie es um uns steht.

Aus Stettin wird angeläutet: Der Vorsitzende der Gemeinde sei verhaftet; was geschehen könne? Ich erkläre, daß wir im Augenblick nicht in der Lage seien, eine Weisung zu geben. Goldschmidt wird angerufen, sein Onkel, Vorsitzender der Neu-Stettiner Gemeinde, sei mit der ganzen Gemeinde verhaftet. Die Polizeibeamten hätten ihm geraten, warme Wäsche mitzunehmen. Er werde eine lange Reise machen müssen. Es ist uns klar, daß das Ziel dieser Reise Buchenwald ist. Aber wir glauben noch immer nicht an Massenverhaftungen. Wie soll man 100 000 männliche Juden – so viel dürfte es im Altreich noch geben, im KZ unterbringen. Ich glaube es noch nicht und will es immer noch nicht glauben, als Richard Auerbach mir telefonisch mitteilt, sein über 70jähriger Schwiegervater in Frankfurt a. M. sei verhaftet worden, die Synagoge in Freiburg im Breisgau

⁸² Heinrich Stahl (1868–1942), seit 1933 Vorsitzender der Berliner jüdischen Gemeinde und stellvertretender Vorsitzender der 1939 geschaffenen Reichsvereinigung der Juden in Deutschland. Stahl wurde 1942 nach Theresienstadt deportiert und ist dort umgekommen.

brenne, und er selbst werde nach Frankfurt fahren. Das soll eine Warnung sein, die ich aber nicht verstehe.

Ich versuche, telefonische Verbindung mit Breslau herzustellen. Unser Büro antwortet nicht. Also verhaftet! Jüdische Funktionäre werden verhaftet, es geht alles planmäßig, wie wir es uns denken. Eine Beauftragte der Reichsvertretung erscheint: in München gäbe es kaum einen männlichen Juden, der nicht verhaftet sei. In Berlin sei das Haus der zionistischen Vereinigung in der Nacht demoliert, Möbel, Akten, Schreibmaschinen seien auf den Hof geschleudert worden. Ob wir unser Büro weiter geöffnet halten wollten? Wir bejahen das. Baeck und Hirsch seien zu Hitlers Staatssekretär Dr. Lammers gefahren.

Goldschmidt stürzt in mein Zimmer. Eben habe Rechtsanwalt Hamburger mitgeteilt, daß Dr. Leo Levy in Polzin diese Nacht erschossen worden sei. Ob er, der Neffe, nach Polzin fahren solle. Ich horche auf. Es wird also auch gemordet! Zwei Minuten stilles Gedenken für Leo Levy, Chemiker und Inhaber eines alten Zementwerks. Er hat so oft bei mir gesessen, um sich zu beraten, ob er sich von dem Besitz seines Vaters und Großvaters trennen solle. Jetzt mag er irgendwo in seinem Haus liegen, niedergeknallt wie Schleicher, und die Mordkommission wird um ihn beschäftigt sein. Schleicher, Förster, Lindemann, Levy⁸³: heute der, morgen jener – in Deutschland herrscht Mordfreiheit.

Frau Hirschberg läutet ängstlich an: Es sei schon 11 Uhr, und sie habe noch immer nichts von ihrem Mann gehört. Ich auch nichts von Eva. Frauen werden sie wohl nichts tun. Hirschberg aber werden sie vielleicht gleich da behalten. Zur Arbeitersparnis. Ich sehe auf die Straße hinunter. Da liegen die Schaufensterscheiben der Tierklinik Dr. Bodländers. Die Scheiben unseres Philo-Verlages sind auch kurz und klein geschlagen. Ich spreche mit Fräulein Jacoby. Sie hat gerade die Versicherungsgesellschaft angeläutet; aber die kann ihr keinen Handwerker schicken, weil zu viele angefordert sind. wie gut hat doch die Berliner Polizei den Pogrom organisiert! Schon Ende Juni hatte sie angeordnet, daß alle jüdischen Geschäfte sich mit einem 20 cm hohen weißen Schild zu versehen hätten, auf dem der Inhaber vermerkt war. „Pogrom-Wegweiser“ habe ich damals gesagt und Recht behalten.

Aus Fürstenwalde kommt ein Bericht: Berliner Juden sind zu ihrer Verwandten geeilt, die in der Nacht überfallen waren. Am Bahnhof schon hat die SS die Berliner erwartet und verhaftet. Es wird gut gearbeitet. Die Berliner Jüdische Gemeinde hat ihr Büro in der Oranienbruger Straße geschlossen, die jüdischen Schulen haben die Kinder heimgeschickt. Ich lasse den blonden Günther Friedländer durch die Stadt gehen. Er erzählt von Ansammlungen vor den brennenden Syn-

⁸³ Die Mordaktion vom 30. Juni 1934 gegen die SA-Führung, der auch der ehemalige Reichskanzler, General Kurt von Schleicher, zum Opfer fiel, bot zugleich den Rahmen für antisemitischen Terror. Im schlesischen Hirschberg verhaftete die örtliche SS den Rechtsanwalt Dr. Förster, der an Prozessen gegen Nationalsozialisten teilgenommen hatte, das Ehepaar Zweig, Dr. Lindemann aus Glogau sowie drei weitere Personen und erschoss sie nachts „auf der Flucht“.

agogen, von hämischen Bemerkungen der Hetzer, die durch ganz Berlin führe. Wieder erscheint die Beauftragte der Reichsvertretung, um Nachrichten auszutauschen. Lammers sei nicht in der Reichskanzlei oder habe sich nicht sprechen lassen. Die Gestapo habe sich für unzuständig erklärt, und so seien Baeck und Hirsch ins Innenministerium gefahren. Sie werden dort nichts erreichen. In Deutschland finden Pogrome nicht statt, wenn sie nicht angeordnet sind.

Kassandros kommt. Die ausländische Presse habe bereits gestern den Auslandsreferenten im Propagandaministerium Professor Bömer gefragt, welche Maßnahmen im Zusammenhang mit dem Pariser Mord geplant seien. Bömer habe geantwortet, daß alles zu einer Radikallösung dränge. So also steht sie aus! Ich habe den Hinterausgang unseres Büros öffnen lassen und einen Wächter an die Vordertür gestellt. Früher pflegte in solchen Fällen der brave Munk dort zu stehen, aber der hat jetzt Ruhe in Weißensee.

Dr. Herzfeld⁸⁴ ist in Berlin. Er und wir halten es für zweckmäßig, daß er nicht ins Büro kommt. Er wartet auf unsere Berichte in einer Privatwohnung⁸⁵. Hans Fritz Abraham, Arnold Stein⁸⁶, Erich Max Simon, Kurt Braun erscheinen im Büro. Ich muß an die Freunde denken, die da kamen, um Hiob zu trösten. Uns braucht niemand zu trösten, wir alle warten auf das Unvermeidliche. Soldaten, die einen Sturmangriff erwarten, ruhig und anständig. Es kommen weitere Meldungen, aber nicht so häufig wie an einem „Großkampftag“. Es ist mir klar, warum, wenn ich auch noch keinen Überblick über Art und Umfang der Aktion habe. Ich glaube immer noch vornehmlich an die Verhaftung von „Prominenten“, wobei man dann, wie in Fürstenwalde oder Neu-Stettin, ein paar Dutzend andere mitgehen läßt. Von Eva und den Journalisten ist noch immer keine Nachricht. Meine Schwiegermutter ist in unserer Wohnung und fragt mich von Zeit zu Zeit ängstlich an. Wir überlegen, ob wir das Büro schließen sollen. Bis mittags zwei Uhr wollen wir warten und dann entscheiden.

Es ist etwa ein Uhr. Rechtsanwalt Kurt Braun hat mich eben verlassen, und ich habe ihm noch zugerufen: „Paß' auf, in zwei Stunden beginnen die Verhaftungen.“ Als er heimkommt und sich zu Tisch setzt, klingeln zwei wißbegierige Herren. Er entschwindet über die Hintertreppe und hat so den Weg nach Sachsenhausen nicht anzutreten brauchen. Gegen 1 Uhr 30 wird meine Tür aufgestoßen. Der Kriminalsekretär Prüfer von der Berliner Leitstelle der Geheimen Staatspolizei stürzt in mein Zimmer, hinter ihm fünf Kriminalbeamte neuen Stils, Gestapisten.

⁸⁴ Dr. Ernst Herzfeld (1875–1948), Rechtsanwalt und seit 1903 Vorsitzender des C.V.-Landesverband Rheinland, zudem Vizepräsident der Jüdischen Gemeinde Essen. Von 1936 bis 1938 war Herzfeld der letzte Präsident des C.V. Er emigrierte 1939 nach Palästina.

⁸⁵ „Ich empfang in meinem Berliner Privatquartier vom Morgen des 10. November an fortgesetzt Besucher, die eine Schreckensbotschaft nach der anderen brachten,“ teilte Ernst Herzfeld in seinem Bericht „Meine letzten Jahre in Deutschland, 1933–1938“ mit (Yad Vashem Archives, Collection Ball-Kaduri, 01/8, S. 43).

⁸⁶ Arnold Stein war Inhaber der Druckerei Lindemann & Lüdecke, die Flugblätter und Broschüren für den C.V. druckte.

„Sie sind hier der Leiter. Nehmen Sie Ihren Mantel, machen Sie, daß Sie rauskommen! Setzen Sie sich auf dem Gang hin! Die Bude wird dicht gemacht. Alle feuergefährlichen Apparate sind abzustellen.“

Noch niemals bin ich in diesen fast sechs Jahren einem Gestapisten so gleichmütig gegenübergetreten. Immer wenn ich sonst mit diesen Schergen zusammengetroffen war, hatte ich meine eigene Ohnmacht gegen ihre Willkür und Bosheit empfunden, und dieses Gefühl hatte mich unsicher gemacht. Jetzt ist nichts mehr zu verhandeln, also kann ich ruhig sein. Meine Kollegen werden in der gleichen Art aus ihren Zimmern herausgeworfen. Ein paar Besucher stehen im Gang und bitten die Beamten um Erlaubnis, das Büro zu verlassen. Sie werden ausgefragt und dürfen dann gehen.

Ich stehe auf und will in mein Zimmer zurück.

„Was haben Sie dort zu suchen?“

„Meine Zigarre brennt noch, ich will sie auslöschten.“ Günther Friedländer lacht.

„Das kommt Ihnen wohl lächerlich vor. Das Lachen wird Ihnen schon vergehen“, meint der tüchtige Kriminalsekretär Prüfer.

Er hat heute eine „ganz große“ Aufgabe: Er macht die jüdischen Organisationen „dicht“. Vielleicht bringt das Beförderung.

Einer nach dem anderen wird aufgerufen. Und jedem wird die gleiche Ansprache gehalten: „Die Bude ist dicht gemacht, der Betrieb ist geschlossen. Ob er wieder aufgemacht wird, weiß ich nicht. Das werden Sie von Ihrem Betriebsführer erfahren. Lassen Sie sich ja nicht mehr hier sehen!“ – Also von den Angestellten wollen sie nichts; das entspricht ganz meiner Erwartung. Mich werden sie natürlich gleich mitnehmen. Schließlich werde auch ich als Letzter herangeholt. Herr Prüfer ehrt mich besonders durch Leibesvisitationen und – entläßt mich zu meiner großen Überraschung. Ich gehe zur Tür hinaus und langsam die Treppe hinunter. Ein letzter Blick streift noch einmal unser schwarzes Tüschild: Abschied vom Centralverein!

Auf der Straße erwarten mich Friedländer, Goldschmidt und Fuchs, der gerade zu uns kommen wollte, als er die Beamten die Treppe hinaufstürmen sah. Wir gehen zu Dr. Herzfeld und berichten ihm. Er hat erfahren, daß der Mob in Essen nun auch in die Wohnungen eindringe; die Polizei habe auf Krombachs Anruf abgelehnt einzuschreiten. Unser junger Kollege Francken sei im Essener Büro verhaftet worden. Fuchs und ich gehen langsam über die Knesebeck- und Kantstraße zur Reichsvertretung. Am Kurfürstendamm sehen Neugierige zu, wie die Schaufenstersplitter vor jüdischen Geschäften weggeräumt werden. Die Feuerwehr arbeitet vor der rauchenden Synagoge Fasanenstraße. Sie scheint es gar nicht eilig zu haben, und es ist mir sicher, daß sie angewiesen ist, nur die umliegenden Gebäude zu schützen.

Vor dem Haus der Reichsvertretung stehen alle ihre Mitarbeiter außer Dr. Baeck und Dr. Hirsch. Lilienthal⁸⁷ kommt uns entgegen: „Bei uns dasselbe!“ Also auch „dicht gemacht“. Dr. Baeck und Dr. Hirsch haben auf ihrem Weg letzter Pflichterfüllung nur verschlossene Türen gefunden. Ein gleichgültiger Beamter des Innenministeriums hat sie empfangen und kühl zurückgewiesen. Auch die Kollegen von der Reichsvertretung haben keine Nachricht von ihren Schriftleitern. „Die werden in Schutzhaft sein“, mutmaßt Cora Berliner⁸⁸. Ich habe gleichwohl keine ernste Sorge um Eva, weil mir Frauen trotz allem nicht gefährdet erscheinen.

Fuchs und ich können nicht feststellen, ob die Menschen um uns erregt sind. Zwischen uns und ihnen steht eine Wand. Wir haben miteinander nichts mehr zu schaffen. Was sie denken mögen, das können wir uns vielleicht noch vorstellen. Wie es in uns aussieht, das ahnen sie nicht.

„Wie wird man diesen Tag in der Geschichte nennen?“, fragt Fuchs.

„Den 10. Aw⁸⁹. Aber der Tag ist noch nicht zu Ende!“

Ich überlege einen Augenblick, ob ich nach Hause gehen soll; jede Stunde müssen die Verhaftungen in Berlin beginnen. Aber Flucht kommt mir nicht ernsthaft in den Sinn. In unserer Wohnung atmet meine Schwiegermutter erleichtert auf, als sie mich sieht. Zwar ist von Eva noch immer nichts zu hören, aber nun bin doch wenigstens ich zurück. Von dem, was im Büro geschehen ist, hat unsere kleine Cousine Gisela ihr erzählt. Sie hatte dann ihre Eltern angeläutet und während des Telefongesprächs gehört, daß nach ihrem Vater gefragt wurde. Darauf war sie in die elterliche Wohnung gestürzt und gerade in dem Augenblick angekommen, als ihr Vater fortgeführt wurde.

Bei uns in der Emserstraße sitzt die alte treue Sophie. sie weint, klagt an, bangt um meinen Vetter und mich. Ich suche sie zu beruhigen. Mein Schwager Otto hat sich in den Straßen umgesehen. Er glaubt, daß die Bevölkerung die Taten dieser Nacht mißbilligt. Es klingelt. Frau Gottschalk, eine Mitbewohnerin unseres Hauses stürzt aufgelöst und schreiend in mein Zimmer: eben hätten zwei Kriminalbeamte ihren Mann verhaftet. „Was ist denn los?“ – „Mein Anwalt ist verreist. Was soll ich denn tun?“

⁸⁷ Dr. Arthur Lilienthal (1899–1942), bis 1933 Richter am Landgericht III Berlin, war seitdem Generalsekretär der Reichsvertretung. Ebenso wie Hans Reichmann war er Häftling des KZ Sachsenhausen im November und Dezember 1938, seit 1939 Vorstandsmitglied der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland. 1942 wurde er in den Osten deportiert und dort ermordet.

⁸⁸ Cora Berliner (1890–1942), Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlerin, Professorin am staatlichen berufspädagogischen Instituts Berlin, nach 1933 Vorstandsmitglied der Reichsvertretung. Cora Berliner wurde 1942 nach Theresienstadt deportiert und dort ermordet.

⁸⁹ Aw bildet den elften Monat des jüdischen Kalenders. Der 9. Aw ist der mit strengem Fasten, Gebeten und Klageliedern begangene Trauertag zum Gedenken an die Zerstörungen des Tempels in Jerusalem 586 v. und 70 n.u.Z.

Ich kombiniere: Giselas Vater, Gottschalk – also doch nicht nur jüdische Führung, sondern wohlhabende Juden. Vielleicht wird nach der famosen Helldorf-Liste jeder verhaftet, der mehr als RM 300 000,- Vermögen hat. Die schreiende Frau kann ich nicht zur Ruhe bringen. Plötzlich höre ich Schritte auf der Treppe, es klingelt, unsere Anna kommt verlegen stotternd ins Zimmer. Ich gehe hinaus und treffe zwei Beamte in Zivil, die mich allein sprechen wollen. Der Ältere stammelt etwas von „zu einer Vernehmung kommen“. Ich sage ihnen, ich wisse Bescheid, es gehe nicht zur Vernehmung, sondern ins Lager, und ich möchte mir deshalb ein paar Taschentücher mitnehmen. Paul Katz hatte mir erzählt, wie kostbar ein Taschentuch in Buchenwald ist. Ich verabschiede mich von Otto und meiner Schwiegermutter, die völlig verstört ist, und nicht weiß, was um sie geschieht. Langsam gehen wir die Treppe hinunter, wieder sehe ich eine Tür hinter mir zufallen, von der ich nicht weiß, ob sie sich mir noch einmal öffnen wird.

Auf der Straße werden Scherben gekehrt. „Das sind die unerwünschten Folgen des Pariser Attentats“, sagt der ältere Beamte, „es war alles so schön ruhig, und jetzt... Übrigens, wenn Sie sich ein Auto nehmen, erregen wir kein Aufsehen.“ Ich lehne das ab. Der Kollege, der aussieht wie Jean Gabin, hat „noch einen andern Herrn“ zu holen. Wir warten und gehen die Emserstraße langsam auf und ab. Ich hatte mir 70 RM eingesteckt: zu viel Geld ist im KZ schädlich, zu wenig auch. Jetzt bitte ich, mir Schokolade, Zigaretten und etwas Wegzehrung kaufen zu können, was der Beamte gestattet. Ich winke unsere Anna heran, die mir nachgegangen ist. „Wozu erst was kaufen?“, fragt sie, „Oben steht das Essen fertig, und Herr Doktor hat den ganzen Tag noch nichts gegessen.“ Dem Beamten fällt die Erfüllung seiner Pflicht sichtlich schwer. Er hat eine Liste mit vielen Namen, auf der ich nicht stehe. Ich sage ihm, daß mich die Gestapo vor knapp zwei Stunden in meinem Büro besucht hat. Jetzt zeigt er mir einen Zettel und fragt: „Es stimmt doch, Sie sind doch Herr... und dann und dann geboren? Ihr Name ist besonders durchgegeben worden. Die Geheime Staatspolizei hat uns Ihren Namen vor einer Viertelstunde besonders genannt, deshalb der Zettel. Ich kann da nichts machen.“

Plötzlich klopft mir von hinten herankommend, Cora Berliner auf die Schulter. Sie freut sich, mich zu sehen. Der Beamte hebt bedeutungsvoll die Hand und will nach seiner Marke greifen. Ich sage ihr, daß ich mit dem „Herrn“ mitgehen muß und bitte sie um ein paar Bogen Papier. Der Beamte läßt mich niederschreiben, was ich will, und als ich ihm eine Vollmacht und Anweisung für Eva zeige, wehrt er ab; er sieht sich meine Aufzeichnungen nicht an. Ich flüstere Cora „Buchenwald“ zu und belohne den menschlichen Beamten durch eine Fahrt mit dem Auto. Ob ich mir eine Zigarette anstücken dürfe, frage ich. „Für mich sind Sie kein Gefangener. Ich habe Sie nur im Polizeipräsidium abzuliefern. Diesmal scheint es gegen die Wohlhabenden zu gehen.“

Das Auto fährt durch die Berliner Hauptstraßen, vorbei an jüdischen Geschäften, die die Scherben auskehren lassen. In der Königstraße staut sich die Menge vor dem Kaufhaus Israel, dessen große Schaufenster sämtlich zertrümmert sind. Ich denke an den vornehmen Wilfrid Israel und daß diese Trümmer das bittere Ende sind, bis zu dem er zu seinem Schaden ausgehalten hat, in vollem Bewußt-

sein dessen, was eines Tages kommen würde. Vor vier Monaten haben wir unter seinem Vorsitz um die Märtyrer von Buchenwald gerungen. Jetzt geht meine eigene Reise dahin. Vor dem Polizeipräsidium halten andere Taxis und immer neue kommen an. Der Hof des düsteren Gebäudes ist halbdunkel, es mag 4 Uhr 30 sein. Wohl hundert Männer stehen schon da, und jede Minute werden andere in den Hof geführt. Ich erkenne Patentanwalt Haase, Max Raffael, Dr. Riesenfeld-Hirschberg, Rechtsanwalt Walter Hirsch, der Reserveoffizier war, das E.K.I hat und Vater von sechs Kindern ist. Alle diese Männer stehen nicht in der jüdischen Führung. Doch da wird Lilienthal eingeliefert, den ich vor knapp zwei Stunden verlassen habe.

Lastautos fahren ein. Sie werden mit Planen verhangen, damit man die Fracht nicht sehen soll. Oben an den Fenstern des Präsidiums die Fracht nicht sehen soll. Oben an den Fenstern des Präsidiums grinsen jüngere Beamte, zwei Frauen schütten sich vor Lachen aus. Ich vermute, daß Eva noch immer dort oben sitzt, und das ist, wie ich später hörte, auch so gewesen. Auch sie hat einen Augenblick in den Hof gesehen, bis es ihr schroff verboten wurde, aber sie konnte sich nicht erklären, was da unten geschah. Im trüben Grau der November-Dämmerung stehen die Männer wahllos nebeneinander, ernst und schweigend. Sie scheinen zu ahnen, um was es geht, die Juni-Aktion ist noch in ihrer aller Erinnerung, aber sie sind stumm und würdig. Nur einer spricht es aus, schreit, brüllt es hinaus, ein Einziger, den seine Nerven verlassen haben. Es ist ein Mann von vielleicht vierzig Jahren. Sein Mantel flattert weit auseinander, seine Haare sind zerwühlt, er hält den Hut in der Hand und schreit: „Lassen Sie mich! Lassen Sie mich! Ich bin der letzte Sohn meines Vaters. Mein Vater ist siebzig Jahre alt. Ich habe nichts getan. Ich bin nicht vorbestraft. Ich will nicht ins KZ: Ich habe doch keinem Menschen etwas getan. Ich bin unpolitisch. Ich bin doch nicht vorbestraft. Lassen Sie mich doch!“ Er springt die Beamten an, die ihn abschütteln. Er wimmert und kreischt wie in krampfhaften Stößen immer wieder die gleichen Worte hinaus. Die Beamten werden grob und brüllen den Tobenden an. Wir versuchen, ihn zur Vernunft zu bringen: „Halten Sie den Mund. Wir haben auch nichts getan. Wir sind auch nicht bestraft. Benehmen Sie sich anständig. Was soll das Theater! Das hilft Ihnen doch nichts.“ Aber zu einem zuckenden Nervenbündel kann man nicht sprechen; es heult aus dem Mann und jault und brüllt, bis die Beamten ihn in unsere Reihen stoßen, wo er weiter wimmert.

Ein kurzes Kommando: in Gruppen von 30 Mann müssen wir auf die Lastwagen springen. Ich kombiniere: Lastwagen bedeutet kurze Reise. Entweder fahren wir zu einem Sammelbahnhof, wo der Zug nach Buchenwald bereit steht, oder es geht nach Sachsenhausen. Unter den Planen ist es fast stockdunkel. Vorn beim Chauffeur hängt eine Stallaterne; aber ich kann nicht erkennen, neben wem ich sitze. Am Wagenende nimmt ein ganz junger Schutzpolizist Platz. Man kann durch die Planen auf die Straße, und die Menschen auf der Straße können von hinten in den Wagen sehen. So mögen die Karren der französischen Revolution mit ihrer aristokratischen Last durch die Pariser Straßen gerollt sein. Wenn ich sie auf Bildern sah, sind mir die französischen Aristokraten immer sehr bewunderungswürdig er-

schienen in ihrer Würde und Todesverachtung. Jetzt plötzlich schwindet die Bewunderung. Was anders als furchtlos und aufrecht? Was soll man noch fürchten, wenn alles vorbei ist? Man bessert nichts und hilft nicht sich und nicht anderen. Damals ging es gegen die Aristokraten, heute geht es gegen die Juden. Kollektivschicksal erträgt sich leichter. Aber das Volk von Paris hat die Karren mit höhnischem Jubel begleitet. Das Volk von Berlin sieht uns nach und schweigt. Auf den Straßen um den Stettiner Bahnhof lacht man nicht, wenn die Leidensgenossen des Proletariats ins Konzentrationslager gebracht werden.

KZ Sachsenhausen

Das Auto fährt auf Oranienburg zu. Das Ziel ist also Sachsenhausen. Ein böser Ort! Wie war das doch? Reyersbach, der Schwager unserer Cousine ist dort an „Kreislaufstörung“ gestorben, gerade sollte er entlassen werden. Der Berliner Arzt, Dr. Plonsken, ist bald nach seiner Einlieferung zugrunde gegangen. Selbstmord? Der „Stammvater“ kam damals verstört zu mir „Haben Sie schon einmal einen Apotheker gesehen, der statt eines Heilmittels Gift gibt? Hier sehen Sie einen. Der Mann war grundlos denunziert worden und nach Prag geflohen. Der Staatsanwalt hat mir versichert, daß er ruhig nach Berlin zurückkommen könne, das Verfahren sei eingestellt. Ich habe mich noch bei der Gestapo vergewissert, daß sie kein Interesse an Plonsken habe. Dreimal haben sie mir erklärt, er könne zurückkehren, und ich Ochs habe den Verbrechern geglaubt. Auf meinen Rat ist er zurückgekommen. Und am Bahnhof haben sie ihn verhaftet. Heut' ist er tot. Selbstmord? Ermordet haben sie ihn! In Sachsenhausen: „Aus Sachsenhausen haben wir ein paar Unverbrannte bekommen.“ – „Tritt in die Nieren“, hatte mir der Kollege von der Urnen-Kommission gesagt. Schöne Aussichten das, aber wie haben wir in Baden-Baden gesagt? „Wir wollen lernen, uns das Fürchten abzugewöhnen“.

Was werden sie nur mit uns machen? Wenn sie uns abknallen, dann hoffentlich rasch und ohne Quälerei. Es ist ein bißchen früh, 38 Jahre, und die Welt ist interessant. Eigentlich habe ich noch Manches vorgehabt. Die große Rechnung bleibt unbeglichen. Adolf hat gesiegt. Aber es hilft ja nichts. Jetzt die Ohren steif halten und sich anständig benehmen, nur den Banditen kein Schauspiel geben, wie es der Verrückte eben aufgeführt hat. Was wird als nächstes kommen? Die Dachauer haben mir immer vom „Empfang“ erzählt, der soll es in sich haben. Und dann kommt das „Bürsten“. Dabei ist Dr. Fels in Dachau zu Tode gebürstet worden. Wie werde ich bloß vom Wagen herunterkommen? Dabei sollen sie immer so liebevoll nachhelfen.

War das nicht eben Oranienburg? Das verfluchte alte KZ! Mit den Steinsärgen und den Foltern von 1933! Da hat Mühsam⁹⁰ geendet, Lumpenpack! Hier sind wir neulich erst mit dem Auto durchgefahren, irgendwohin ins Grüne. Aus ist's mit der Fahrt ins Grüne, meine Herren. Sie sind jetzt Gefangene! „Für mich sind Sie kein Gefangener“, hat der Beamte gesagt. Freundlicher Mann.

Seit gestern abend habe ich nichts gegessen. Vielleicht kann ich ein Stückchen Schokolade aus der Manteltasche ziehen. Furchtbar eng ist das hier. Wie das rüttelt! Nun müssen wir doch bald da sein. Ja, Eva wird Augen machen, wenn sie

⁹⁰ Der anarchistische Schriftsteller Erich Mühsam, 1919 führend an der Münchener Räterepublik beteiligt und deswegen anschließend zu mehrjähriger Festungshaft verurteilt, wurde im Februar 1933 verhaftet und nach monatelanger Folter im Juli 1934 im KZ Oranienburg ermordet.

mich heute abend nicht findet. So ein böser Schreck! Aber ich kann ihr doch nicht helfen. Jetzt ist's aus. Ich kann niemand mehr helfen. Es ist zu Ende. Wir sind so gut durchs Leben gestapft. Jetzt ist's zu Ende. – 38 Jahre – ein bißchen früh!

Neben mir beginnt jemand zu sprechen, leise, stockend, aber gefaßt. Er hat seinen Nebenmann erkannt und redet ihn an, um sich Mut zuzusprechen: „Mein Anwalt ist da, mein Arzt ist da, wir werden zusammenhalten. Ein gutes Gewissen haben wir ja, wir werden schon durchhalten, nicht wahr? Wachtmeister, wohin kommen wir?“ Der Wachtmeister sagt: „Sie kommen nicht weg. Sie bleiben in Berlin.“ Halbe Lüge, denke ich, aber gut gemeint, und ich sage: „Nach Sachsenhausen kommen wir, müssen bald da sein, ist nicht weit von Oranienburg.“ Der Anwalt (Kurt Holtheim) antwortet mit einer Stimme, die eine wohlthuende Bierruhe verrät: „Sie haben ganz Recht, wir sind ja so viele. Geht alles. Waren ja Soldaten.“ „Ich bin bloß nicht gesund“, meint der andere, „hab' Angina pectoris; jeden Tag bekomme ich Spritzen.“

Das Auto bremst, die Achsen kreischen, der Wagen fährt durch ein Tor. Noch hält das Auto nicht, da kreischt eine widerwärtige Stimme, die sich überschlägt: „Schnauze gerade aus!“ und der Mann mit der Angina pectoris hat zwei wuchtige Faustschläge im Nacken. Das geht ja gut an. Die Planen werden weggerissen, und ich sehe bei strahlender Bogenlampen-Beleuchtung unsere Henker im Halbrund. Die Uniformen sind mir fremd; sie sind khakibraun, nicht schwarz, wie man die SS von ihrer Paradeuniform her kennt. Das ist die Totenkopf-Brigade⁹¹; „Gestählt im täglichen Dienst am Feind“, hieß es in einem Parade-Bericht vom letzten Parteitag. 40, 50 solche Burschen stehen grinsend und lauernd am Tor.

„Runter vom Wagen! Wollt ihr laufen! Ihr Drecksäcke, ihr Lumpenpack, ihr Judensäue!“ Dabei hagelt es Puffe, alles stürzt im dunklen Lastauto durcheinander und sucht vom Wagen hinabzuspringen. Es wird kräftig nachgeholfen. Geile Arme greifen in den Wagen hinein und zerren herunter, wen sie erwischen. Wer zu Boden stürzt und sich scheuert, bekommt Stiefeltritte. Dazu wird gejoht und gekreischt, gerissen, geschlagen und mit keifender Stimme 20, 30 Mal hintereinander gebrüllt: „Wollt ihr laufen, ihr Drecksäcke!“ Bei diesem turbulenten Treiben stürzt Bankdirektor Lux aus Beuthen so unglücklich, daß er sich das Bein bricht. Er wird ins Revier getragen, wo er während seines ganzen Lageraufenthaltes danieder liegt. Heut geht er mit einem ernsten Beinschaden durch die Straßen von London. Es gab, wie wir später hörten, eine ganze Anzahl ähnlicher Unfälle, auch ein oder zwei Schädelbrüche. Ich sah unmittelbar nach diesem „Empfang“ einen hageren Mann, dem das Gesicht vom Auge bis zum Kinn aufgeschlagen war. Die Backe klappte blutig-weit. „Dreh dich mit dem Gesicht zur

⁹¹ Seit März 1936 hießen die SS-Wachverbände für die Konzentrationslager SS-Totenkopfverbände. Ihre Stärke betrug Ende 1937 rund 11 000 Mann. Vorschriftsmäßig trugen sie eine erdgraue Uniform, die Hans Reichmann im Lampenlicht möglicherweise als braun erschienen sein mag.

Wand“, brüllte ein SS-Scharführer. „Damit Sie mich von hinten schlagen!“, antwortete der mutige Naivling. Im Nu hat man ihm die Kehrtwendung beigebracht.

Ich bin gut vom Wagen herunter gekommen, geschickt abgesprungen, habe mich nur an der Hand leicht gerissen, aber die kleine Wunde lohnte sich, mich hat weder ein Faustschlag noch ein Stiefeltritt erwischt. Man hetzt uns auf die Lagerstraße. Wir stehen da in langer Reihe, militärisch ausgerichtet. Die SS, mit Revolvern bewaffnet, zum Teil mit Stöcken in der Hand, patrouilliert vor unserer Front. Es sind auch Uniformierte mit Achselstücken da, SS-„Offiziere“, in ihrem Benehmen unterscheiden sie sich nicht von ihren Mannschaften. Sie frozeln und lachen unflätig, gelegentlich setzt es eine Ohrfeige. Aber der Hohn trifft mich tiefer – „Was bist du von Beruf?“, schreit einer, der ein Zuchthäuslergesicht hat. Ich lernte ihn später als den „Eisernen Gustav“⁹² kennen. Sehr leise und betreten, antwortet mein Vordermann: „Ich habe keinen Beruf mehr“. – „Hier wirst oan kriegn: Schubkarrenschieber“, und er heult fast vor Lachen über den ausgezeichneten Witz. Ein anderer Edelmensch tänzelt an uns vorüber: „Ihr, Jordanplantscher! Ihr Saujuden. Dös is oane Sippschafft!“ Einer seiner Kameraden muß sich auch vor uns produzieren: „Doa hoabn wir die Elite bekommen, doa soan's ja, die Kinder Israel! Na woartet nur, ihr Strolche, ihr Halunken!“ Sie schlendern unsere Front entlang: „Hoast schon mol gearbeitet? Wir werns euch beibringen, ihr Drecksäcke, hier werdet ihr lernen, woas Arbeit heißt, ihr Schweine!,- „Im Laufschrift, marsch marsch! Wollt ihr laufen! Wollt ihr wohl laufen, ihr Säue, ihr Lumpen!“

Vor mir läuft Patentanwalt Haase. Der Wind bläht seinen Mantel auf, das graue Haar flattert im Scheinwerferlicht. Jener Haase war einst deutsch bis zum Chauvinismus, stolz auf den Opfertod seines 16jährigen Sohnes Rudolf, den die Polen im oberschlesischen Aufstand in Rybnik erschossen hatten. Hans Cristoph Kaergel⁹³ hatte von Gesinnung, Tat und Ende des Jungen, doch nichts von seiner Abstammung gehört. So hat er ihn als Ideal des Hitler-Jungen vor die deutsche Jugend gestellt, die gleiche Jugend, die jetzt den Vater vor sich her hetzt.

Wir alle sind barhäuptig. Wer den Hut aus Versehen auf dem Kopf behalten, dem hat ihn eine Faust heruntergeschlagen. Neben uns, hinter uns laufen die braunen Teufel. Ihre Stimmen klingen nicht mehr menschlich, sie krächzen heiser, so haben sie sich überschrien. Es geht durch ein Tor. Wir werden über einen großen dunklen Platz gejagt. Wer strauchelt oder nicht mitkommt, hat sofort

⁹² Der wegen seiner brutalen Vernehmungsmethoden berüchtigte SS-Rapportführer Gustav Sorge wurde von den Häftlingen der „Eiserne Gustav“ genannt.

⁹³ Hans Christoph Kaergel (1889–1946), Volksschullehrer, machte sich als schlesischer Heimatdichter einen Namen, bevor er sich in den Dienst des Nationalsozialismus stellte und Bücher wie „Der Volkskanzler. Das Leben des Führers Adolf Hitler für Jugend und Volk erzählt“ publizierte. Der Roman „Einer unter Millionen“, auf den Reichmann hier wohl anspielt, erschien 1936.

eine Stiefelspitze in seinem Körper, wohin der Tritt gerade trifft. Ich laufe gut. Aber der Anblick der alten Männer, die da gehetzt werden, ist füchterlich. Wir werden vor Holzbaracken getrieben, wieder wird eine Front gebildet, Gruppen werden abgeteilt. Es ist stockdunkel geworden, wohl sieben Uhr; aber die Baracken sind taghell erleuchtet, und über die Lagerstraßen fegt ein Scheinwerfer. Vor uns, neben uns, hinter uns stehen wieder Braune. Da schlagen sie hinterwärts, dort stoßen sie jemand das Knie ins Gesäß und brüllen, brüllen. Wir stehen stumm und warten.

Die Offiziere folgen einem barbarisch aussehenden Kerl in schwarzer SS-Uniform mit blaugrauen Aufschlägen. Das dicke Ungeheuer mit seinem Wildschweinkopf ist Baranowski, genannt „Vierkant“, SS-Oberführer, also Generalmajor, unser Herr über Leben und Tod⁹⁴. Auf der unförmigen Figur mit dem groben Schädel wirkt die Phantasieuniform besonders lächerlich: Fleischermeister Golombek aus Koslowagora als General! Er geht behäbig, breitbeinig und massig an uns entlang. Er brüllt nicht, schlägt nicht selbst, stellt nur Fragen und grinst uns an.

Wir warten! Plötzlich werden wir in Gruppen von zwanzig Mann in die Baracken getrieben. Kaum ertönt das Kommando „Rechts um, marsch!“, da kracht und zetert es schon wieder: „Wollt ihr wohl laufen! Ihr Drecksäcke!“ Man kann gar nicht laufen. Von der Front bis zur Baracke sind es nur zehn Schritte, und wenn eine Gruppe von zwanzig Mann läuft, stößt einer den anderen und der Eintritt verzögert sich. Wir sind in der Schreibstube. Zwanzig Maschinen stehen da, und hinter jeder sitzt ein Mann in einem alten blauen Polizeiwaffenrock.

„Hintereinander, rasch, alle Fragen beantworten und raus, wird's bald!“, brüllt ein SS-Mann. Der Maschinenschreiber fragt leise mit einer warmen Stimme: „Wie heißt du, Kamerad?“ Endlich ein menschlicher Ton; ein Kamerad, ein Leidensgenosse! Die Gesichtszüge der Schreiber zeigen Spuren geistiger Arbeit. Sie waren kommunistische Funktionäre, wie ich später erfuhr. Es tut mir wohl, ihre freundlichen Stimmen zu hören. Das da draußen sind keine Menschen, das sind Wölfe, braune Wölfe. „Wo wohnst du? Was bist du von Beruf, und wer ist dein nächster Angehöriger?“ Ach so, wegen der Benachrichtigung

⁹⁴ Hermann Baranowski (1884–1940), genannt „Vierkant“, ging mit 16 Jahren zur Kaiserlichen Marine und diente sich in zwanzig Jahren bis zum Leutnant zur See hoch. Infolge der Beschränkung der deutschen Armee durch den Versailler Vertrag schied Baranowski aus der Marine aus und schlug sich im Zivilleben als Vertreter für eine Lebensmittelfirma durch. 1930 trat er der NSDAP bei und meldete sich zur SS. Der Endvierziger machte innerhalb der Konzentrationslager-SS noch einmal Karriere, obwohl er sich nur schwer der geforderten Disziplin beugen konnte. Sein Vorgesetzter Eicke beschrieb ihn als „Typ eines alten, hartköpfigen Marinesoldaten“ mit einer „krankhaft-ehrgeizigen Veranlagung“. Von seinem Posten als Kommandant des KZ Lichtenburg wurde er 1936 quasi als Schutzhaftlagerführer zum KZ Dachau strafversetzt und galt dort als besonders grausamer SS-Führer. Nachdem er sich „bewährt“ hatte, ernannte ihn Eicke im März 1938 zum Kommandant des KZ Sachsenhausen, wo er bis zu seinem Tod im Februar 1940 blieb.

für den Fall. . . Kreislaufstörung und so. – Ja, ich kann Eva das nicht ersparen, ich habe sonst niemand. Neben mir sagt einer: „Nächster Angehöriger: Major Freiherr von...“ Der gleiche Mann antwortet auf die Religionsfrage: „Jüdisch?“ Schneidend: „Nein, evangelisch“. Also die sind auch dabei. Es ist noch ein zweiter Fragebogen auszufüllen. das geht wie am laufenden Band. Die Prozedur dauert noch nicht drei Minuten, dann sind wir schon wieder draußen. Aber wo bleibt denn die Einverständniserklärung zur Verbrennung für den Todesfall? Die soll doch in Buchenwald immer verlangt werden.

Man hat uns zehn Schritt weiter getrieben, und wir stehen vor einem zweiten Barackeneingang. Drinnen ist fürchterlicher Lärm, ein Dutzend SS-Stimmen brüllen durcheinander, dazwischen knallt es und klatscht es. Ach, da wird wohl untersucht! Ein feiner Arzt muß das sein, der sich dieses Schreien gefallen läßt. In Fünfergruppen laufen die Kameraden hinein. Nach zehn Minuten stürzt, nein, fliegt einer nach dem anderen durch die Tür heraus. In die erste Tür rennt man als Zivilist mit wallendem Haar, aus der zweiten fliegt man in Zuchthäusleruniform mit kahlgeschorenem Schädel. Eine böse, böse Altweibermühle! Das also ist der berühmte Empfang, der mir so oft geschildert wurde. Wie viel Viertelstunden noch, und auch ich stehe da drinnen und mein mühsam gepflegtes Haar ist fort. Ich will es noch einmal fühlen und streiche mir über den Scheitel. Irgend etwas an dieser Verwandlung kommt mir komisch vor trotz des Gebrülls und des Klatschens, das man immer wieder hört und dessen Ursache ich mir nicht erklären kann. Drei Stunden stehen wir schon wieder in der kalten Nacht. Wir warten und warten.

Nun ist meine Fünfergruppe an der Reihe, wir springen in die Baracke und werden an die Wand gestellt. Ein etwa 22jähriger SS-Scharführer baut sich vor uns auf und keift uns an: „Wertsachen und Geld sind abzugeben, alle Taschen leeren, ausziehen und die Lagersachen in Empfang nehmen! Sie haben nichts zu fragen!“ Der Bursche brüllt, als ob er betrunken wäre, Er ist es aber nicht. Ein anderer Rausch hat ihn und seine Kameraden gepackt: sexueller Prügelwahn. Seine Augen sind unterlaufen, sein Gesicht ist wie im Fieber gerötet, die Lippen hängen ihm herunter. ein Blick, eine Bewegung von uns, und er wird zuschlagen. Unsere Gruppe hat Glück; vielleicht ist er zu müde. Keiner von uns bekommt etwas ab.

Ich reiche einem bayerischen SS-Scharführer meine Wertsachen und mein Geld. Der bayerische Dialekt herrscht auch hier vor. „Dös is doch koa Geld, dös is oane Minz, dös gehört zu den Wertsoachen, net zum Geld.“ Er weiß nicht, daß ein Zweimarkstück mit Lutherkopf, zu irgend einem Gedenktag ausgegeben, gültiges Geld ist. Ich sage schüchtern: „Das ist ein gültiges Zweimarkstück.“ Er antwortet mit einer Ohrfeige, die ich übrigens kaum spüre. Ich stehe vor dem nächsten Scharführer, der die eben abgenommenen Wertsachen und das Geld registriert. „Warum hast du die Minz zu den Wertsoachen gelegt, du Trottel? Dös is doch Geld!“ Und schon hab ich eine zweite Ohrfeige. Ich wende leise ein: „Der Herr da hat mich eben angewiesen...“, aber schon bin ich weitergeschoben.

An einem langen Tisch stehen Häftlinge, die meine Kleidung abnehmen, bündeln und verschnüren. Die Schuhe dürfen wir behalten, sonst aber stehen wir im Adamskostüm vor dem „Arzt“. Der „Arzt“ ist kein Arzt. Zwei SS-Sanitäter, beide etwa 25 Jahre alt, dreißig Zentimeter lange Metallpincetten in der Hand, mustern uns und brüllen die bekannten militärischen Fragen. Vor mir wird Dr. Alexander Katz „gemustert“. Er hat eben ein paar Püffe bekommen und wehrt sich mit einem letzten Aufbegehren: „Ich war Hauptmann im Kriege.“ Die Sanitäter, beide hochrot und im gleichen Fieber wie all die anderen, grinsen: „Hauptmann war er! Sieh mal an, Hauptmann!“ Und jeder schlägt ihm mit den Metallpincetten auf die Brust und den Rücken. Jetzt weiß ich, woher die Leute kamen, die ich mir vorher nicht erklären konnte.

Vom Beginn der Prügelszenen an kämpften in mir die natürliche Widerstandsregung und die Vernunft, die man auch Feigheit oder Verantwortungsbeußtsein nennen kann. Ich hatte keine andere Waffe als zwei ausgestreckte Finger. Wenn ich die einem dieser Teufel in die Augen... , gewiß das wäre Selbstmord, aber Paul Katz hatte mir auch erzählt, daß für einen erschossenen SS-Mann zehn unschuldige Häftlinge umgelegt wurden. Ich zwang meine Wut nieder – und blieb ruhig.

An den SS-Sanitätern vorbei jagen wir ins Bad. Im Halbrund sitzen auf Schemeln zwanzig Häftlinge, jeder eine Haarschneidemaschine in der Hand. Wir werden auf eine Holzbank gezwungen. Und binnen zehn Sekunden ist die Lockenpracht dahin. „Komm, Kamerad“, sagt der Friseur – wieder ein menschlicher Laut mitten im Geheul wilder Tiere –, „Und jetzt geh rasch unter die Dusche.“ Ich greife zu einer der Strohbürsten, die in großen Wannen bereit liegen. Das sind die Dachauer Bürsten, mit denen man den Neuankömmlingen die Haut herunterscheuert. Rasch selbst scheuern, denke ich, dann komme ich um das Gebürstetwerden herum. Ich bürste mich unter der Dusche und freue mich über das lauwarme Wasser. Plötzlich spüre ich einen eisigen Strahl im Rücken. Ich pruste. „Kehrt!“ kreischt jemand. Und ich sehe durch das Wasser, das mir von oben aus der Dusche über den Kopf rieselt, einen SS-Mann mit einem Gartenschlauch, der einen eiskalten scharfen Strahl in mein Gesicht, in den Mund, in die Augen, auf den Bauch und die Beine jagt. „Wie gefällt dir das?“ Ich antworte nicht und überlege. Wenn ich ernst bleibe oder Zeichen von Unbehagen gebe, wird er grinsen und weiter mit mir spielen. Wenn ich lache, wird er sich ärgern, daß die Kur so wenig Eindruck macht und wird noch länger und ausgiebiger spritzen. Schließlich lache ich ihn doch an, es ist ja so gleichgültig, was man tut.

„Hast du sowas in Berlin auch?“

Ich antworte noch immer nicht.

„Kehrt!“

Er spritzt mit dem scharfen Strahl in den Rücken und wartet auf einen Ausbruch. Er kann lange warten.

„Kehrt“.

Jetzt geht es wieder in den Mund.

„Ob du sowas in Berlin auch hast, sollst du sagen!“

Wieder überlege ich: „Nein“ bedeutet, daß er die Behandlung fortsetzt, weil ich ja in Berlin die Wohltat des Spritzens nicht habe. „Ja“ wäre eine Frechheit. Aber Frechheit scheint mir, dazwischen ja und nein doch kein Unterschied ist, noch angebrachter, und so antworte ich: „Ja“. Jetzt spritzt er ganz toll und kommt mit dem Schlauch immer näher, das Wasser macht mich fast blind, ich versuche unter Prusten immer noch zu lächeln. In diesem Augenblick flüstert mir ein Häftling, der Badewärterdienst macht, zu: „Lauf!“

Und ich renne zur nächsten Station, wo Häftlinge die Lagerkleidung austelen. (Der „Wasserspieler“ hatte sein Mütchen an mir gekühlt, nun kam der nächste dran, der ihn gerade zu seinem heiteren Treiben reizte. Nicht jeder wurde mit einer Spritzkur geehrt.) Man drückt mir ein minderwertiges Hemd und eine schlechte Unterhose in die Hand. Ich prüfe die schäbige, dünne Wäsche eine Sekunde, ein Wäscheausgeber sieht das, springt auf mich zu und fragt leise: „Was bist du, Kamerad?“ Als ich ihm meinen Beruf nenne, nimmt er das schlechte Zeug fort und bringt mir ein gutes Trikothemd und eine anständige Unterhose. „Und hier das Wichtigste: Deine Nummern. Halt sie ganz fest, sie sind sehr wichtig.“ Hinter mir brüllt es: „Wollt ihr euch wohl anziehen, wollt ihr wohl machen, ihr Schweine!“ Und obwohl ich so schnell in die ungewohnten Sachen zu kommen suche wie noch nie in meinem Leben, setzt es zwei Püffe in den Rücken. Ich drehe mich, unmilitärisch lächelnd um und sage: „Ich mache schon, so schnell es geht; aber die Hose ist zu eng.“ Trotz der unverschämten Antwort gibt es keinen weiteren Puff. Ich springe zu dem freundlichen Kameraden und zeige ihm meine feldgraue Hose, die etwa 20 cm zu eng ist und im Winkel vor dem Bauch offen steht. „Ich kann jetzt nichts machen. In den nächsten Tagen kannst du tauschen.“

„Wollt ihr machen, daß ihr raus kommt!“ Wieder stehen wir auf der Lagerstraße und versuchen uns am dunklen Boden die Schuhe zuzuschnüren und den Zuchthäuslerrock zu knöpfen. Es ist die „schöne“ Uniform des Zuchthauses, blau und grau gestreift. Ich sehe mir meine Kameraden an. So sieht man also ohne Haare aus. Langsam fahre ich mir über den Kopf, der jetzt eine Kratzbürste ist. Tut's zu dem übrigen! Der Scheinwerfer fegt über den Platz. Links von uns stehen die Zivilisten, die in einer Viertelstunde auch verwandelt sein werden. Immer neue Rudel von barhäuptigen Menschen mit wehenden Mänteln werden über den Platz getrieben. Wieviel mögen sie wohl heute noch anbringen?

Plötzlich sehe ich, wie X. in der Gruppe neben mir, die noch ihre Zivilkleidung hat, mit einem hastigen Ruck in seine Westentasche greift, etwas herausreißt und in den Mund führt. Gift? Ich kenne den Sanguiniker gut und traue ihm zu, daß er das Spiel schon so früh verloren gibt. Ich möchte zu ihm springen, darf mich aber nicht aus meiner Gruppe entfernen. Wie gelähmt starre ich auf ihn; er muß doch gleich umsinken. Als ich mich unbeobachtet glaube, flüstere ich zu ihm hinüber: „Was ist Ihnen?“ Er antwortet: „Nicht gut.“ Jetzt wird seine Gruppe in die Baracke gejagt, und X. springt mit. Also kein Gift! Ich atme befreit auf.

Bei dem Versuch, mich mit den Augen durch die Dunkelheit zu tasten, erkenne ich die Umrisse vieler Holzbaracken. Aber ich kann nicht lange suchen; denn schon sind sie wieder da, die braunen Teufel. „Sieh mal an, sieh mal an! Da hat sich einer ein Kissen für seine Hämorrhoiden mitgebracht! Das brauchst du hier nicht, wir haben alles, fein, fein. Klubsessel! Glaubst du nicht? Und Couches! Alles extra für euch angeschafft! Ein Kissen hat er sich mitgebracht, ha, ha, ha!“ Und das Kissen klatscht dem kranken Kameraden um die Backen.

Es sind jetzt wohl fünf Stunden, seit ich im Lager bin, und schon hundert Mal ist mir angesichts der SS die gleiche Frage durch den Kopf geschossen: wo kommen nur solche Menschen her? Ich kenne das deutsche Volk doch auch. Gewiß, der Ton hier ist das alte Hep-Hep⁹⁵, das sich vom Mittelalter her durch die deutschen Generationen vererbt hat. In der Kindheit haben mir meine Mitschüler dieses ‚Jude‘ – ‚Itzig‘ um die Ohren geknallt, wenn unser Zank sich zur unveröhnlichen Heftigkeit steigerte. Ich kenne den Ton aus der Studentenzeit, ich kenne ihn aus dem Gerichtssaal, ich kenne ihn aus dem politischen Kampf. Aber das hier ist ein unvergleichbares Furioso! Wer hat diesen Auswurf ausgelesen, zum Haufen des Verderbens zusammengefeigt? Alle Verbrecher Deutschlands scheinen sich hier ein Stelldichein zu geben. Wir unrecht ich mit diesem Vergleich den Verbrechern tat, wußte ich damals noch nicht.

Plötzlich tastet sich eine leise, eindringliche Stimme an uns heran: „Laßt euch nicht provozieren! Sie treiben es heute toll. Habt keine Angst, wir helfen euch.“ Die Stimme schweigt. Aber da kräht es schon wieder, und wippend tänzelt ein SS-Mann heran. Er raucht eine Zigarette: „Naaah? Wollt ihr eine Zigarette haben? Wer will denn noch eine Zigarette? Keiner? Aber ihr raucht doch sicher! Naaah? Sagt's doch schon! Wer will denn noch eine Zigarette?“ Die Stimme kräht widerwärtig. Der braune Teufel zieht die höhnenden Worte wie Kaugummi. „Wer will denn von euch in die Kirche gehen? Keiner? Eine schöne Kirche haben wir her, eine feine Kirche!“ – Schweigen. „Naaah, sagt schon, wer will denn am Sonntag in die Kirche gehen – oder in die Synagoge?“ Jetzt erst ist ihm eingefallen, daß wir Juden sind. Aber auch mit der Synagogenlockung bricht er unser Schweigen nicht. Endlich macht er sich fort.

Wieder spricht die leise Stimme: „Das war der Richtige. Ihr habt es schon erkannt. Gut, daß ihr nichts gesagt habt. Laßt euch nur nicht provozieren, das will er bloß. Bleibt zusammen! Laßt euch nicht abdrängen! Daß keiner allein geht! Nicht auf den weißen Weg gehen, das ist der Todesweg, da knallen sie euch ab!“ Als der Scheinwerfer für Sekunden den Sprecher beleuchtet, taucht aus dem Dunkel ein untersetzter Mann. Es ist ein Häftling in grüner Jacke, der den Waf-fenrock der früheren preußischen Schutzpolizei trägt. Es ist einer von den Blockältesten, der zu uns gesprochen hat. Als unsere Gruppe auf etwa 100

⁹⁵ „Hep-Hep“ lautete der antijüdische Schmähruf, mit dem die Juden in Mitteleuropa über Jahrhunderte hinweg verfolgt und gedemütigt wurden. Die Herkunft des Wortes ist unklar und vieldeutig. Vgl. dazu Katz, Hep-Hep-Verfolgungen, S. 28 f.

Kahlgeschorene angewachsen ist, geht es im Laufschrift über einen weiten dunklen Platz. „Halt! In Fünfergruppen antreten!“

Vor uns steht ein Mann, dessen Züge ich nicht erkenne. Als der Scheinwerfer ihn streift, sehe ich, daß auch er einen grünen Uniformrock trägt. Er spricht: „Ihr seid hier in einem deutschen Konzentrationslager. Ich kann mir denken, was ihr denkt. Beißt die Zähne zusammen! Es wird schon gehen. Ihr werdet es schon aushalten. Das drüben da ist euer Block, Block 16. Dort warten 140 eurer Rassekollegen auf euch. Die sind schon seit Juni hier, und leben auch noch. Ich bin euer Blockältester und bin mit euern Rassekollegen so weit ganz zufrieden. Wir werden auch ganz gut miteinander auskommen.“

Jetzt wird die Stimme laut, der Blockälteste kommandiert scharf militärisch: „In Reihen gesetzt, links um, marsch!“

„Halt“, brüllt eine Stentorstimme, „Was machen Sie da?“

„Ich bringe den Häftlingen die Lagerordnung bei, Herr Blockführer.“

„Gut“, und nun übernimmt der SS-Mann das Kommando. „Laufschrift – Schwenken – Laufschrift – Laufschrift – Halt!“

Marschübungen in der stockdunklen Nacht. Mir kommt aus den Schilderungen meiner vielen Dachauer, Lichtenburger und Esterwegener die Erinnerung an stundenlangen Dauerlauf und Freiübungen, die man bewußt zur Folter gemacht hat. Diesen ersten Dauerlauf hier schaffe ich; wenn es nicht schlimmer wird... Der Scharführer entfernt sich. Der Blockälteste hat das Kommando wieder: „Rührt euch! Ich werde euch jetzt mit der Lagerordnung bekannt machen.“ Und wieder schallt die laute Stimme durch die Nacht: „Jeder SS-Angehörige ist zu grüßen. Das Grüßen geschieht durch Abnehmen der Mütze, sechs Schritt vor dem SS-Angehörigen bis zu sechs Schritt hinter ihm. Das Kommando lautet: ‚Mützen ab‘ und wird...“ Dann wird die Stimme leiser: „Ich sitze hier schon fünf Jahre, hab keine Lagerstrafe. Ich weiß nicht, warum ich hier bin. Am Tor da draußen steht irgendwo: ‚Arbeit macht frei‘. Ich davon noch nichts gemerkt. Wenn ihr hier mit den Häftlingen exerziert, dann macht nur hübsch mit. Wir sind eure Kameraden. Es ist besser, ihr exerziert mit uns als mit denen da. Wir üben jetzt.“

Unvermittelt geht die wohlthuende Stimme in Kasernenhofton über: „Mützen ab, Mützen auf! Mützen ab, Mützen auf! Das muß besser klappen, noch einmal! Mützen ab, Mützen auf!“ Aha, es ist wieder einer von den Bellern da!

„Was machen Sie da?“

„Ich bringe den Häftlingen die Lagerordnung bei.“

„Gut“, und die schweren Stiefel stapfen davon. Wir marschieren. Die Leuchtuhr am Turm zeigt ein Uhr. Wieder kommt einer:

„Ihr möchtet wohl gern schlafen gehen? Könnt euch so passen! Gechlafen wird heut nicht, kommt nicht in Frage. Vor fünf kommt hier keiner weg. Los! Dauerlauf!“

Auch dieser Dauerlauf geht vorüber. Wir sind wieder „unter uns“, und der Blockälteste sagt:

„Na, ich denke, in einer Stunde sind wir soweit, daß wir abrücken können. Wir wollen doch heut noch ein bißchen schlafen. Betten habt ihr zwar nicht, aber wir haben Stroh für euch beschafft. Ein bißchen eng wird es ja werden. Aber die Hauptsache, ihr könnt euch noch etwas ausruhen. Heißer Tag, was?“

Plötzlich wendet er sich um. Wir hören aus etwa 200 Schritt Entfernung ein monotones klatschendes Geräusch in regelmäßigen Abständen. „Eine exemplarische Lagerstrafe“, sagt der Blockälteste. Wir können nicht erkennen, was dort vor sich geht, aber wir vernehmen dumpfe Schreie. Der erste Jude war „über den Bock gegangen“⁹⁶. In der Gruppe, in die unsere Vettern Kurt Pick und Ernst Reichmann eingereiht sind, hatte ein Privatdozent der Mathematik Dr. Remak die Haltung verloren. Er hatte das ausgesprochen, was jeder von uns dachte und keiner zu sagen wagte: „Ein Skandal, mit anständigen schuldlosen Menschen so umzugehen, eine Heldentat!“ Dann hatte er die SS-Leute angegrunzt. Für jeden verständigen Menschen war klar, daß hier ein psychopathischer Ausbruch vorlag. Ein Mann mit einer Idiosynkrasie gegen Militär brach aus der furchtbaren Spannung dieses Tages in ein sich immer wiederholendes irres Grunzen aus. Der Kommandant aber macht sich nicht die Mühe psychologischer Einfühlung, sondern verkündete: „Ich bestrafe den Juden Remak mit 15 Stockhieben.“ Den Bock hatten die lüsternen Gesellen schon bereit gestellt; in zehn Sekunden lag der Unglückliche über den Bock geschnallt, und die Stahlruten zerfetzten ihm das Gesäß. Zwei Männer sanken bei dieser Execution, die drei Schritt vor ihren Augen stattfand, ohnmächtig zu Boden. Bis zu seiner Entlassung trug Remak die blutunterlaufenen Spuren dieses Empfangs. Angeblich soll er später gestorben sein; ich habe das aber nicht nachprüfen können⁹⁷.

„So, jetzt exerziert noch ein bißchen mit einem Kameraden“, sagt der Blockälteste. Ein anderer Mann steht vor unserer Front. Wir können ihn nicht sehen, aber wir hören, daß es ein Freund ist. Mit einer ungewöhnlich tiefen, wärmenden, ja gütigen Stimme spricht er zu uns:

„Jungs, das ist eine bittere Sache. Heut früh habt ihr noch in eurer schönen Wohnung am Frühstückstisch gegessen, und jetzt seid ihr im KZ. Aber wartet nur, auch für euch wird die Sonne wieder scheinen. Ihr kommt hier schon wieder raus, ich weiß nicht wann, aber es ist alles nicht so schlimm. Seht mal, ich bin ein alter BVer, Berufsverbrecher, wie das hier heißt. Ich sitze schon zwei Jahre hier und lebe auch noch. Man kann alles aushalten. Wir helfen euch schon. Paßt auf Jungs, es kommen wieder bessere Tage, dann sieht die Welt wieder anders aus. Auch für euch wird die Sonne wieder scheinen.“

⁹⁶ Der „Bock“ war ein hölzerner Schemel, auf dem die Häftlinge festgeschnallt und ausgepeitscht wurden. „Über den Bock gehen“ bezeichnete im Lagerjargon diese brutale, mitunter sogar tödliche Strafe, die die SS verhängte.

⁹⁷ Der Zusammenbruch und die Bestrafung Remaks wird in dem Bericht des ehemaligen jüdischen Häftlings Georg Ruhstadt aus dem Juni 1945 gleichfalls geschildert (Archiv der Gedenkstätte Sachsenhausen, III/7). Robert Remak ist laut Häftlingskartei der Gedenkstätte Sachsenhausen Anfang Januar 1939 entlassen worden.

Von dieser heiseren Stimme strömt Güte aus, und wir alle haben ein tiefes Dankgefühl. Einer ruft in die Nacht:

„Du hast uns wohl getan, wir danken dir sehr.“ Wir anderen fallen ein: „Ja, ja!“ Der Baß wehrt ab: „Laßt mal Jungs, wir sind doch Kameraden.“ Dann laut: „Mützen ab, Mützen auf! Wenn ein SS-Angehöriger kommt, dann habt ihr ihn unbedingt zu grüßen, ganz gleich, ob Charge oder nicht. Das Grüßen geschieht...“

Wieder stapfen schwere Stiefelschritte auf uns zu. Anscheinend ist der Braune mit dem Drill zufrieden und entfernt sich. Gegen 1 Uhr 30 fegt eine neue Gruppe heran. Sie wird mit unserer vereinigt, und wir machen gemeinsam ein oder zwei Runden Laufschrift. Dann führt uns der Blockälteste zu der hell beleuchteten Baracke. Im Marschieren spricht er uns beruhigend zu: „Viele von euch sind freigekommen, weil sie ausgewandert sind, manche auch ohne Auswanderung. Paßt auf, Ihr kommt auch frei. Von meinen Juden sind nur noch die Hälfte da. Wie lange es dauern wird, weiß ich nicht; aber einmal geht alles zu Ende.“

Wir stehen im Block 16. Licht, Wärme, Stubenwärme! Ein Gefühl der Geborgenheit überkommt uns. An langen Tischen sitzen Häftlinge, die noch einmal unsere Personalien aufnehmen. Einer, der „der Lehrer“ genannt wird, fragt schwäbelnd: „Mosaisch?“ Draußen wird das Wort Jude in den Kot gestampft. Er will uns mit diesem ‚mosaisch‘ höflich kommen. Wir werden in einen Barakenraum geführt, auf dessen Boden Stroh liegt.

„Legt euch mal hin! Es ist eng, aber es wird schon gehen!“

Aus einer Ecke winkt mir jemand zu. Es ist Gerhard Rosen, ein Breslauer Bundesbruder, mit dem zusammen ich vor mehr als zwanzig Jahren aktiv geworden bin. Ich drücke ihm die Hand und lege mich neben ihn. Wie Heringe in der Tonne liegen wir da, aber diese Enge hat etwas Grotesk-Lustiges, geradezu etwas Gemütliches, und ich schmunzle.

Ein Gefangener, der Blockschreiber, Sigwart Friedmann, verliest unsere Namen: „Alfieri, Hirsch, Walter, – Lachmann, – Lilienthal, – Werner Schindler, – Preiser, – Rathenau, – Zwillenberg...“ An Bekannten ist kein Mangel. Da haben sie einen guten Fischzug gemacht. „Kohn, Ludwig, – Cohn, Fritz.“ Es durchzuckt mich schmerzhaft: Das sind ja Namensvettern der Görlitzer Brüder, und das Schicksal des unglücklichen Ludwig Cohn steht vor mir. „Lissener, Adolf“ – also ‚Tschimulpo‘ ist auch da. Seit Rostock habe ich ihn nicht mehr gesehen. Der Namensaufruf ist beendet, 150 Mann liegen in unserem Flügel. Das Licht verlöscht. „Gute Nacht, Rosen.“ – „Gute Nacht.“ Ich bin müde, aber ich kann noch nicht schlafen. Zu aufwühlend waren diese 24 Stunden!

Das also ist das KZ! Fünfeinhalb Jahre hatte mich das Bewußtsein nicht verlassen, daß mein Weg mich eines Tages dorthin führen werde. Nun hatte sich das Tor hinter mir geschlossen. Aber steht da nicht an meiner Seite ein Mann in dunklem Wintermantel, mit grauem Hut, der mich unverwandt anblickt?

„Wie behagt dir das KZ?“, fragt der Doppelgänger.

„Ich kann noch nichts sagen, der Anfang verspricht viel.“

Der Mann im schwarzen Mantel führt fort: „Versuch hier durchzukommen! Gelingt's, so ist's dein Glück. – Gelingt es nicht, nun... 'Sterben ist nicht schwer', das weiß du doch von Hoche. Und fühlst du nicht Entlastung, Ruhe, Freiheit? Nun ist das Treiben den ganzen Sommer hindurch gegangen. Wer hat dich nicht alles um Hilfe gebeten! Hoffnungen enttäuscht! Hier hast du Ruhe. Hier wird dich niemand mehr bitten, dein Kampf für die anderen ist ausgekämpft.“ Ich fühle, daß der Mann im schwarzen Mantel recht hat. Trotz allem, was der Tag gebracht, trotz der Begegnung mit der Bestialität, trotz des Entsetzens – die Qual der Spannung ist von mir gewichen. Ich bin gelöster als am Morgen. Ich werde nicht mehr fragen müssen, ob sie kommen, wann sie kommen. Ich werde nicht mehr ins Morgengrauen horchen wie jeden Tag in diesem Sommer, ob die Schergen nahen. Sie sind gekommen, der Weg hat sein vorgezeichnetes Ende gefunden.

Unser kleiner Oberlehrer Kober hat uns einmal von dem Hochgefühl völliger Freiheit gesprochen, das in den Stunden vor jedem Sturmangriff über ihn gekommen sei. Sein Leben sei für ihn abgeschlossen gewesen, er habe sich über den Tod zu erheben vermocht, dessen Nähe ihm Gewißheit schien. Das Leben, das er noch fühlte, war ihm das köstliche Geschenk eines Zufalls. So habe er diese Minuten ganzer Freiheit völlig gelöst und entspannt, ausgekostet. Als Junge habe ich dieses Gefühl nachzuempfinden versucht. Uns Kinder-Soldaten haben sich ja solche Gedanken aufgedrängt. Aber jetzt erst, im Lager, verstand ich den kleinen Kober zum erstenmal. (Sein Bruder, geschätzter Anwalt in Breslau, verstand ihn übrigens nicht. Als er am 10. November verhaftet werden sollte, hat er sich das Leben genommen.) Dieses innere Gelöstsein, diese Entspannung, waren während der ersten Lagerwochen in mir. Sie wichen erst, als die Hoffnung aufzuglimmen begann, daß wir noch einmal die Freiheit wiedersehen würden. In diesem Augenblick erwachten der Lebensdrang neu – und mit ihm die Lebensangst. Vielleicht klingt Euch diese Begegnung mit mir selbst wie ein literarischer Einfall. Sie ist es nicht. Ich habe mich vom ersten Tag an neben mich gestellt, ich bin neben mir einhergegangen, habe mich beobachtet, und der Mann, der vor dem 10. November ein freier Zivillist war, hat sich in jeder Minute den Häftling Nummer 7687 angesehen, hat ihn auf seine Haltung scharf geprüft, hat ihn korrigiert und manchmal zur Ordnung gerufen. Hier in London sprach ich einen Kollegen, der in Buchenwald das gleiche Erlebnis hatte. Auch ihm ist die Distanz zu sich selbst gut bekommen.

Ein plötzlicher Lichtschein weckt mich. Ich hatte also geschlafen. Das Licht ist eingeschaltet worden: Wecksignal. Wir schnellen vom Lager oder was man so nennt, reiben uns die Augen und mustern einander. Der Blockälteste Karl Lennertz wünscht uns guten Morgen. Jetzt erst können wir sein Gesicht näher sehen. Ein hübscher Mann mit intelligenten Zügen, 40 Jahre alt. Er spricht westfälischen Dialekt. Hans Goldschmidt aus Hamburg, das enfant terrible der „alten Juden“ – so nennt man die Häftlinge der Juni-Aktion –, soll uns begrüßen. Er weiß nichts anderes, als ein ordinäres Gedicht aufzusagen. Niemand lacht.

Waschen können wir uns nicht, es war an diesem ersten Tag noch kein Handtuch da. Wir verlassen den Schlaf- und gehen in den Tagesraum. Dort stehen Tische und Bänke, die für 60 oder 70 Mann ausreichen mögen, aber wir sind mindestens 150. Der bereits erwähnte Blockschreiber Siegwart Friedmann, ein junger Frankfurter Jude, hält eine Ansprache. Er redet sehr viel und tut sich wichtig; er gefällt mir nicht. Wir sollen die Nummern an unsere Röcke nähen, und außerdem werden Winkel ausgegeben. Das sind ja prächtige Abzeichen! zwei dreieckige Winkel, der gelbe Judenwinkel und der rote politische, sind so zusammengenäht, daß sie einen Davidstern ergeben. Einer dieser Orden kommt auf die Jacke, der andere auf das rechte Hosenbein. Über den Davidstern ist auf Jacke und Hose die Nummer zu nähen, die auf weiße Leinwand gestempelt ist. Das Nummernschild ist etwa 8 x 15 cm groß, der Davidstern 12 x 12; wir werden herrlich geziert und sehen aus wie Zirkusclowns. Ich bin nur Nummer 7687 geworden. Da es nur zwei oder drei Nähadeln gibt, vergehen dieser, der nächste und der übernächste Tag, bis wir die Abzeichen angeheftet haben. Ich merke bald, daß es gut ist, sich nicht zum Nähen zu drängen; denn die Außenarbeit kann erst beginnen, wenn man durch die Winkel erkenntungs- und fluchtsicher gemacht ist. Einige „Künstler“ brauchen zwei Wochen, ehe sie sich maskiert, d. h. numeriert haben.

Wir stehen im Tagesraum, begrüßen Bekannte, alles ist gedrückt und ernst. Ich höre oberschlesische Laute. Drei Stubenälteste sind Oberschlesier. Ich versuche, mich zu orientieren. Wir sind also in Block 16. Durch die Fenster sieht man links und rechts gleiche Blocks, Holzbaracken, kunstgerecht gebaut. Sie haben nur ein Erdgeschoß. Jede hat zwei Eingänge, die beide auf einen Zwischengang führen. An ihm liegt eine kleine Gerätekammer, links davon der Waschraum, rechts die Latrine. Das eine Ende des Ganges führt in den A-Flügel, das andere in den B-Flügel. Jeder Flügel hat einen Tages- und einen Schlafräum und ist für 60 – 70 Menschen berechnet. Der Waschraum hat eine Dusche, zwei Abwaschbecken und zwei Wasserfontänen, die ihre Strahlen in große runde Bassins geben. Fliesenleger, Gefangene sind dabei, zehn Fußbade-Beken zu legen. Die Latrine hat zehn einfache Sitze mit Wasserspülung. Sie dient gleichzeitig als Brennholzspeicher. Wascheinrichtung und Latrine sind ordentlich, besser jedenfalls als in unserer Breslauer Werder-Kaserne, wo man auf Stangen sitzen mußte. In den Tagesräumen steht ein eiserner Ofen, die Schlafräume sind unheizbar. Alles ist für eine Belegschaft von 140 Mann berechnet, und wir sind heut schon 300: 140 „alte Juden“ und 160 Aktions-Juden. Bis zum nächsten Morgen sollen noch 50 Westfalen hinzukommen. 350 Menschen sollen hier nebeneinander leben, d. h. essen, sitzen, schlafen, sich waschen und die Latrine benutzen. Das wird schwierig werden.

Mittags werden wir zum Appell hinausgeführt. Er wird in einer Lagerstraße abgenommen, die durch je vier Baracken zur Rechten und Linken gebildet wird. Drüben auf dem Appellplatz stehen viele hundert Zivilisten barhäuptig. „Die stehen noch von gestern Abend da“, sagt jemand. Sie hatten wirklich die ganze Nacht hindurch gestanden und standen weiter bis in den späten Nachmittag; dann waren auch sie blau-grau assimiliert. Das ist ein erbarmungswürdiger Anblick:

Tag für Tag stehen solche Kolonnen auf dem Appellplatz, bleich, übernächtigt, schweigend; der Wind zerzaust ihr Haar. Wir stehen um fünf Uhr auf und können in dem nächtlichen Dunkel nicht erkennen, ob neue Opfer herausgeschleppt sind. Wenn es dämmt, werden langsam die Umriss der wartenden Kolonnen sichtbar. Ja, es sind „Neue“ da, und so viele, so viele. 200 marschieren zur Schreibstube und 500 andere kommen und warten, warten, bis es Abend wird oder Nacht oder wieder Morgengrauen. Man läßt sie stehen, barhäuptig stehen, frieren, gibt ihnen nichts zu essen, keinen Schluck Wasser, faucht sie nur dann und wann an wie uns. Manche sinken um. Die legt man irgendwo neben die Front hin. Am Freitag, dem 11., und Sonnabend, dem 12. November, tragen sie fast alle die Kleidung des wohlhabenden Bürgers. Manche allerdings haben nicht einmal einen Mantel; die Polizei hat sie aus dem Bett geholt und ihnen keine Zeit gelassen, sich anzuziehen. Am Sonntag kommen neue Transporte. Jetzt steht neben dem jüdischen Kaufmann der jüdische Pferdehändler in der Joppe oder der ärmliche Hausierer.

Wenn die Züge zur Badeanstalt getrieben werden, werden Dutzende gestützt, viele getragen; einen alten Mann mit einem schweren Hüftgelenksfehler sehe ich humpelnd laufen, ein jämmerliches Bild. Er kann sich nur mühsam vorwärtsbewegen, und jetzt wird er getrieben. Um die Kolonnen kreisen die Braunen, keifend, brüllend, grinsend, puffend, schlagend, und die „Drecksäcke“ werden gehetzt wie wir. Die Transporte aus Schneidemühl haben Plakate mitgebracht, Geisteserzeugnisse des grenzmärkischen Nationalsozialismus, Tafeln auf langen Stangen. Ich erkenne die Aufschriften: „Wir sind die Auserwählten“, „Wir sind Volksschädlinge“, „Wir haben den deutschen Diplomaten vom Rath ermordet“. Unserer SS gefallen diese Tafeln; jede Gruppe muß sie nun präsentieren und vor sich hertragen, bis sie die Altweibermühle aufnimmt.

Die Ankömmlinge des 11., 12., 13. und 14. November haben durchschnittlich 16 bis 18 Stunden stehen müssen. Wir, die „glücklichen Ersten“, sind mit acht Stunden davongekommen. Am 12. November werden 20 Mann aus unserem Block geholt, um den Appell-Platz mit der Hand zu säubern. Ich bin auch dabei und krieche, Papier und Zigarettenstummeln sammelnd, über den Platz. So pirsche ich mich an die Wartenden heran, um zu sehen, wer angekommen ist. Ich erkenne Heini Meyer und Grätz. „Wie ist es hier?“ flüstern sie. „Na danke, es geht.“

Ich werde von der Gruppe weggetrieben und glaube, in einer anderen Otto Hirsch und meinen Kollegen Alfred Hirschberg zu erkennen. Mein gutes Auge hat mich nicht getäuscht. Die Berliner sind wie wir mit Lastautos hier hergebracht worden, die Leute aus Westfalen, aus Friesland, Oldenburg, Hamburg, Lübeck, Bremen, der Grenzmark, Pommern, der Provinz Brandenburg, Niederschlesien kamen mit der Bahn. Sie berichten übereinstimmend, daß die Polizei sie auf dem Transport ruhig und korrekt behandelt hat. Erst am Bahnhof Sachsenhausen bekamen sie den Geist des KZ zu spüren. Aus den Eisenbahnwagen wurden sie herausgerissen wie wir aus den Autos, und dann trieb die tapfere SS die Menschenherden die Chaussee entlang ins Lager. Schon dieser Weg hat Todesopfer und Verletzte gekostet. Mit Sicherheit weiß ich, daß ein westfälischer Jude Marx, Inhaber einer Fleischgroßhandlung, auf dem Weg zusammengebrochen und im La-

ger gestorben ist. Sein Bruder, der ebenfalls im Lager war, hat ihm nicht helfen können. Die Verhaftung mehrerer Familienangehöriger war nicht vereinzelt, vielfach hatte man Vater und Sohn mitgenommen. Zweimal starben die Väter im Lager, während die Söhne in anderen Baracken um das Leben des sterbenden Vaters bangten. Die beiden Opfer waren aus der Grenzmark, wenn ich nicht irre, aus Schneidemühl. Es gab merkwürdige Wiedersehensfeiern im Lager. In Block 16 lag seit Juni ein braver junger Mann, Friedländer aus Treptow an der Rega. Irgend jemand hatte ihm gesagt, daß jetzt mit den ‚November-Juden‘ auch sein Bruder eingetroffen sei. Er suchte ihn von Baracke zu Baracke und fand ihn schließlich.

Immer wieder suche ich im dunklen Morgen die Schatten dieser traurigen Front, die durch Tag und Nacht Parade steht. Aber jetzt bleibt der Appellplatz leer, am 15. und 16. hören die Transporte auf. Nur einmal noch kommt neuer Zugang: die Sudetendeutschen. Es klingt wie Hohn: ‚Sudetendeutschen‘. Es sind die Juden aus dem soeben ‚eroberten‘, ‚befreiten‘ Sudetenland, Männer aus Bodenbach und Hirschberg am See, aus Teplitz-Schönau und Leitmeritz, aus Dix und Aussig, wohl 400 im ganzen. Der Älteste heißt Blumenberg und ist ein bekannter Textil-Industrieller aus der Teplitzer Gegend; er ist 82 Jahre alt! Es sind viele Römische Katholiken unter den sudetendeutschen Juden. Ein Gymnasialprofessor aus Teplitz, jüdischer Abstammung, aber römisch-katholisch, dessen Frau Arie-rin ist, erzählt mir, daß Schule und Hitlerjugend um seine Tochter werben: der Vater im KZ, die Tochter im BDM! Die Dienstpflichtigen unter ihnen haben seit Mai des Jahres von ihrer Familie dreimal Abschied genommen. Im Mai wurden sie als tschechische Soldaten mobilisiert, im Juni konnten sie zu ihren Frauen zurückkehren. Im September mußten sie den Waffenrock wieder anziehen und sind bis in die zweite Hälfte des Oktober Soldaten geblieben. Ihre tschechischen Vorgesetzten rieten ihnen, in ihre Heimatorte zurückzukehren, die nun von den Deutschen besetzt waren. Was könnte ihnen schon geschehen! Sie sollten ihre Angelegenheiten in aller Ruhe abwickeln, sich kraft ihres Optionsrechtes für die Tschechoslowakei entscheiden und dann ins tschechische Gebiet wandern. Am 10. November war es mit der ruhigen Abwicklung vorbei. Sie wurden verhaftet und fortgeschleppt. Ihre Frauen wußten wochenlang nicht, wohin die Gestapo sie gebracht hatte. Wir waren schließlich seit fünf Jahren an jede Willkür gewöhnt. Aber die da lebten in einem Rechtsstaat und erwachen eines Morgens im Willkür-Staat. Der stellt sich ihnen vor, indem er ihnen zur Begrüßung die persönliche Freiheit nimmt, nachdem er ihr Staatswesen vergewaltigt hat. Die „Sudetendeutschen“ waren trotzdem guter Stimmung: die tschechische Regierung würde für ihre künftigen Optanten eintreten. Von Leitmeritz bis Prag sei es nicht weit, und eine neue Existenz würden sie schon finden. Was mögen diese Männer am 15. März 1939 empfunden haben⁹⁸!

⁹⁸ Bereits am 14. März 1939 marschierten deutsche Truppen unter Bruch des Münchener Abkommens vom September 1938 in die Tschechische Republik ein und erreichten am 15. März Prag. Tschechien wurde unter deutscher Besatzung zum Protektorat Böhmen und Mähren erklärt.

Wir sind 6 000 Juden aus der November-Aktion und 450 „alte Juden“ im Lager. 3 000 dürften aus Berlin sein, der Rest aus den Provinzen, die ich oben genannt habe. Dort hat man ohne Rücksicht auf die Vermögensverhältnisse alle Juden festgenommen. Mit der Zeit hören wir aus Briefen, daß Buchenwald und Dachau mit den Juden des übrigen Reiches belegt sind. Nur 3 000 Juden aus Berlin? Nach welchen Gesichtspunkten mögen sie ausgewählt sein? „Diesmal scheint es gegen die Wohlhabenden zu gehen“, hatte der Kriminalbeamte gesagt. Ich frage jeden, ob er eine Vermögensanmeldung nach der Göring-Verordnung vom April abgegeben habe. Fast jeder bejaht die Frage. 18jährige Jungen sind da, auch unser kleiner Vetter Kurt Becker. Er ist Miteigentümer eines Hauses und hat deshalb im April sein Vermögen anmelden müssen. Die Berliner Gestapo scheint das Höchstalter für die Verhaftungen auf 70 Jahre festgesetzt zu haben. Sehr großzügig! Anderswo hat man 73jährige und noch Ältere für lagerfähig gehalten.

Einige unserer Kameraden sind als Leiter jüdischer Organisationen ins Lager gebracht worden. Hirschberg und ich sind als C.V.-Leute auf Anweisung der Gestapo hier, aber wir hätten ohnehin den Weg als „Wohlhabende“ antreten müssen. Die Reichsvertretung ist durch Otto Hirsch und Lilienthal, der „Frontbund“ durch Dienemann⁹⁹, die Reformgemeinde durch Woyda¹⁰⁰ und Karl Rosenthal¹⁰¹, die Sportvereine durch ihre Vorsitzenden, der K.C. durch Ernst Reichmann vertreten. An Baeck haben sie sich nicht herangewagt. Man hat ihn bewußt geschont. Wohl mit Rücksicht auf seinen weltbekannten Namen. Nicht festgenommen sind die Vorsitzenden der Berliner Jüdischen Gemeinde und des Hilfsvereins. Auch die Zionistische Organisation fehlt. Das Berliner Rabbinat ist durch den ausgezeichneten Dr. Swarsensky, durch Jospe¹⁰², Kantorowsky¹⁰³ und

⁹⁹ Alfred Dienemann (1888–1957), Mitglied des Vorstands des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten, war bis 1933 Kammergerichtsrat in Berlin. Nach seiner Entlassung aus dem KZ Sachsenhausen emigrierte er 1939 nach England.

¹⁰⁰ Bruno Woyda (1900–1968), gelernter Ingenieur, war von 1929 bis 1939 Geschäftsführer der Jüdischen Reform-Gemeinde in Berlin. Außerdem arbeitete er als Dezernent der Jüdischen Wirtschaftshilfe. Auch er emigrierte nach seiner KZ-Haft 1939 nach England.

¹⁰¹ Dr. Karl Rosenthal (1879–1970), vor dem Ersten Weltkrieg Rechtsanwalt in Würzburg, war seit 1918 führender Liberaler in der Jüdischen Gemeinde in Berlin. Er leitete zeitweise den C.V., gehörte der DDP und der Deutschen Friedensgesellschaft an. Nach 1933 bereits mehrere Male in „Schutzhaft“ genommen, wanderte er nach seiner Haftzeit im KZ Sachsenhausen 1939 erst in die Schweiz und später in die USA aus.

¹⁰² Dr. Alfred Jospe, geboren 1909 in Berlin, war nach seinem Studium in Breslau erst Rabbiner in Schneidemühl und wurde dann 1936 Rabbiner in Berlin. Jospe gehörte dem ZVfD und dem KJV an. Er emigrierte nach seiner Entlassung aus dem KZ Sachsenhausen 1939 über England in die USA.

¹⁰³ Dr. George Kantorowsky (1883–1972) studierte vor dem Ersten Weltkrieg am Rabbiner-Seminar in Breslau, war anschließend Rabbiner in Bernburg/Anhalt. Von 1917 an wirkte er als Rabbiner in Berlin-Neukölln. Kantorowsky emigrierte 1940 nach Shanghai und blieb dort bis 1949. Danach wanderte er in die USA aus und war Mitbegründer und Rabbiner der deutsch-jüdischen Gemeinde in San Francisco.

den schon erwähnten Rosenthal repräsentiert. Der hatte gleich bei seiner Einlieferung eine Talmud-Diskussion mit der SS.

„Ist hier ein Rabbiner?“, hatte ein SS-Mann gefragt. Rosenthal meldet sich.

„Kennst Du den Talmud? Ja? Na, was steht da drin?“

Der Prediger der Reformgemeinde, sicherlich nicht sehr talmudfest, schnurrt Talmud-Vorschriften, leicht verständliche, ethische Lebensregeln herunter. Der SS-Mann ist erstaunt: „Das steht da drin?“

„Ja, gewiß und noch viel mehr.“ Wieder zitiert Karl Rosenthal geistesgegenwärtig „Lichtstrahlen aus dem Talmud“. Der SS-Mann, sonst nur vom „Stürmer“ gefüttert, geht betroffen davon.

Nur 3000 Juden soll es in Berlin geben, die mehr als 5000 RM besitzen? Die Zahl muß doch weit, weit größer sein. Während meines Lager-Aufenthaltes löste ein in immer neuen Abwandlungen auftauchendes Gerücht meinen Zweifel: Unser Lager sei überfüllt, und deshalb halte die Gestapo viele Tausend Juden in den Messehallen und in der Maikäferkaserne fest. Die Gerücht-Erstatter wollten ganz genau wissen, wie es dort zugehe; daß die großen Hallen vollgestopft seien, daß man sich dort nicht wie hier in der freien Luft bewegen könne, daß die Frauen die Hallen belagerten. Es war kein Wort an diesen Gerüchten wahr; aber das erfuhren wir erst später. Kein Berliner war anderswo als in Sachsenhausen untergebracht, aber Hunderte hatte die Gestapo vergeblich gesucht. Das waren die Wanderer zwischen Tag und Nacht, gehetzte Männer, die zwei und drei Wochen ihre Wohnung nicht betreten, den Tag über von Entstation zu Endstation der Untergrundbahn umherfuhren, sich im Wald verborgen hielten oder in Wohnungen schliefen, die als sicher galten, weil ihre Inhaber schon verhaftet waren. Manche wurden von arischen Freunden aufgenommen, bevölkerten Bodenkammern oder legten sich in Krankenhäuser und Kliniken. Andere wagten sich vom Einbruch der Nacht bis zum Morgengrauen in ihr häusliches Bett. Um fünf Uhr früh verließen sie dann ihre Wohnung und begannen die Irrfahrt durch Berlin von neuem. Wie Treibwild suchten sie der Jagd zu entkommen. Mit Aktenmappen unter dem Arm standen sie an den Straßen-Telefonzellen und in den Postämtern, um unbeobachtet mit ihrer Wohnung zu sprechen. Den meisten ist der Fluchtversuch geglückt. Wer am 10. November seine Wohnung verlassen und sie einige Tage nicht wieder betreten hat, ist der zwei-, vier- und sechsfachen Suche fast immer erfolgreich entgangen. Nur einige wenige, deren Ehefrauen die Polizei mit Geiselschaft bedroht hatte, stellten sich der Behörde.

Dieses Leben auf der Flucht muß nicht minder zermürbend gewesen sein als unser Schicksal. Wie Noah in der Arche mögen die Gehetzten jeden Tag ängstlich nach Zeichen gesucht haben, die das Sinken der Flut, das Aufhören der Verhaftungen andeuteten. Zwei meiner Bekannten trafen sich täglich mit wohlwollenden Beamten der Gestapo, die zunächst zu weiterem Verborgenhalten rieten, weil die Verhaftungsaktion in wenigen Tagen beendet wäre. Dann aber berichteten sie von Befehlen, die eine ständige Fortsetzung anordneten: „Gehen Sie ruhig ins Lager, wir holen Sie schon wieder heraus. Wir können Ihnen nicht mehr helfen.“ Die Beamten waren selbst falsch unterrichtet. Als dann neue Verhaftungen

nicht mehr erfolgten und Ruhe eingetreten schien, scheuchte plötzlich das Gerücht: „Die Aktion geht weiter“ das Wild wieder auf, das sich oben in seinen Quartieren zu sammeln begann. Und wieder ging es auf die Irrfahrt.

Aus dieser Zeit werden rührende Zeichen menschlicher Solidarität berichtet, die arische Familien bewiesen haben. Im Laden eines kleinen arischen Zigarrenhändlers schliefen vierzehn Tage lang zwei jüdische Zigarrenvertreter auf Stühlen. In der Villa eines arischen Fabrikanten nächteten elf Juden. Als Beleg für die groteske Verworrenheit der jüdischen Situation mag folgende Auseinandersetzung zweier Freunde hier stehen. Der eine hatte endlich einen Unterschlupf bei der Mutter seines arischen Kinderfräuleins gefunden. Der Freund, Anwalt, hatte gegen dieses Asyl Bedenken; er fürchtete ein Verfahren nach dem Blutschutzgesetz, weil ein jüdischer Mann in der Wohnung einer Arierin geschlafen habe.

Wir aber wußten von alledem nichts. Wir waren in „guter Hut“. 6 500 Juden und 7 000 Arier. Ich sah mich unter meinen Kameraden um. Die verschiedenen Gruppen waren leicht unterscheidbar, denn die Lagerordnung kennzeichnet jeden Häftling nach seiner Herkunft. Bunte Winkel zeigen von weitem, wohin die „Nummer“ einzuordnen ist. Da waren zunächst die „Politischen“, nach der Farbe ihres Winkels, die ‚Roten‘ genannt. Also Kommunisten, Sozialdemokraten, dachte ich; aber das war nicht ganz richtig. Gewiß, die Funktionäre der Kommunistischen Partei waren zu Hunderten da. Man sah es schon ihrer äußeren Halten an, daß sie ihr Schicksal würdig, gelassen und dabei kämpferisch trugen. Sie gingen aufrecht, bewußt aufrecht und hielten auf Sauberkeit. Es waren intelligente und meist anständige Kerle. Ihre intellektuelle Schicht war nur durch einige Redakteure, den Lübecker Rechtsanwalt und Stadtverordneten Tonn und ein paar Reichstagsabgeordnete vertreten. Unser Lagerältester I, Oskar Müller, war Reichstagsabgeordneter, unser Gesangsmeister Herwig Hamburger Bürgerchaftsvertreter. Sonst waren die Bezirksleiter, Parteisekretäre und Funktionäre der KPD, die Sozialisten und Gewerkschaftler, Männer des Proletariats, self-made-men und Autodidakten, viele mit dem gesunden Humor des Berliner und Hamburger Proleten. Der Lagerälteste III, ein pausbäckiger Kommunist von kaum 30 Jahren, hielt uns eine Ansprache: „Na macht schon, ihr klugen Juden. Ihr seid doch die klugen Juden! Aber gar so klug scheint ihr nicht zu sein. Sonst wärt ihr nicht hier, stimmts nicht?“

Eines Tages quälten wir uns auf der Baustelle Eicke¹⁰⁴ mit einem riesigen Balken. Der Polier, Kommunist, stellte sich breitbeinig vor unsere ungeschickte Gruppe und ironisierte die nationalsozialistische Theorie vom jüdischen Bolschewismus und dem bolschewistischen Judentum: „Also das sind unsere Verführer! Nicht wahr? Ihr habt mich doch verführt! Ohne euch wären wir doch nicht

¹⁰⁴ 1938 war mit dem Bau des als Erweiterung des Stammlagers geplanten, sogenannten Kleinen Lagers begonnen worden, das neben Baracken für die Strafkompagnie, einem zweiten Kasernenkomplex für die SS unter anderem auch eine großzügige Villa für den Inspekteur der Konzentrationslager, Theodor Eicke, umfaßte.

hier! Tja, daß wir auch auf euch gehört haben, auf die bösen Juden! – Und sowas kann noch nicht mal einen Balken kanten.“

Ich spürte bald, daß die Kommunisten und die anderen „Roten“ kameradschaftlich fest zusammenhielten. Wo immer es Druckposten im Lager gab, hatte sie ein Kommunist. Die Verwaltung des Lagers geht so vor sich, daß die SS die Oberführung und die Entscheidungs-Funktion hat. Aber sie gibt jedem ihrer Verwaltungs-Funktionen an bevorzugte Häftlinge weiter, die etwa mit Gefängnis-Kalfaktoren vergleichbar sind. Die SS-Kommandantur des Lagers hatte so drei Häftlinge zu Lagerältesten ernannt, die für die gesamte Organisation verantwortlich waren. SS-Scharführer (Unteroffiziere) standen an der Spitze der einzelnen Blocks (Baracken); verwaltet aber wurde der Block von Blockältesten, Häftlingen. Für die Küche, die Wäscherei, die Schreibstube, die Werkstätten, das Bad, die Arbeitseinteilung waren SS-Leute verantwortlich; die Arbeit aber leisteten Häftlinge als Küchenälteste, Wäscherei-Älteste usw. Wohin auch immer man kam, überall saßen Häftlinge mit rotem Winkel; in der warmen Schreibstube, im Krankenrevier und in der Kleiderkammer, wo die ganze kommunistische Partei zu ihrem Parteitag versammelt schien. Sicherlich prüften Lager-Älteste und Schreibstube jeden Neuankömmling, ob er eines Druckposten würdig sei. War er Gesinnungsgenosse, so erhielt er ihn.

Für die Judenblocks hatten die Lager-Ältesten ihre Partei-Freunde und einige „BVer“ vorgeschlagen. So hatte man „seine Leute“ wieder untergebracht, die Juden aber gleichzeitig vor argen Schindern bewahrt. Die Kommunisten saßen zum Teil fünf Jahre und länger im KZ. Sie hatten Spandau und Oranienburg, Brandenburg und Esterwegen, Dachau und Fuhlsbüttel hinter sich. Manche waren noch von der Republik wegen versuchten Hochverrats verurteilt worden und saßen nun nach ihrer Entlassung aus der Festung ununterbrochen im KZ. Einige waren schon zum zweiten Mal „Lagergäste“. Einer hatte in Spanien gekämpft, war von Franco gefangen worden und irgendwie nach Deutschland zurückgekommen. Er erzählte von rotspanischen Tankangriffen, die er mitgemacht hatte. Nun konnte er im Lager über den Niedergang aller freiheitlichen Bewegungen nachdenken.

Im allgemeinen waren die Kommunisten ungebrochen und siegessicher. Georg Cohn besuchte eines Abends eine arische Baracke, obwohl das verboten war.

„Was seid ihr hier?“

„Hier ist die Kommunistische Partei Deutschlands.“

Georg Cohn lacht: „Ihr meint, die ehemalige KPD ist hier.“

„Nein, Junge, hier ist die KPD. Schade, daß der Krieg im September nicht gekommen ist. In längstens vier Wochen hätten wir das Lager in unserer Hand gehabt. Na, was nicht ist, kommt noch.“

„Mach keine Witze!“

„Mensch, du hast ja keine Ahnung. Wir sind die Herren des Lagers, das hättest du schon merken müssen. Und daß das vierte Reich kommunistisch ist, das ist totsicher. Aber euch können wir nicht brauchen. Macht, daß ihr rauskommt. Für Kommerzienräte ist im kommunistischen Deutschland kein Platz.“ Es gab prachtvolle ernste Menschen unter unseren kommunistischen Kameraden. Ein

jüngerer Vorarbeiter aus der Halberstädter Gegend steht vor mir, still, klug, mit meinen Zügen, bester Typ des aufstrebenden sozialistischen Arbeiters. Er spricht von seinem unterirdischen Kampf gegen die Nazis, der ihn erst ins Zuchthaus und nun ins Lager geführt hat. Kein Wort des Bedauerns, kein Wort der Prahlerei.

Meine Kameraden schwärmten förmlich für Peter, den Blockältesten von Baracke 41. Peter – wir alle nannten uns nur beim Vornamen und kannten meist unsere Nachnamen nicht – war etwa 55 Jahre alt, ein großer kräftlicher Mann mit verwitterten Zügen. Er war Bezirksleiter der KPD in Duisburg und hatte in den Ruhrkämpfen 1919/20 ein Regiment der Roten Armee geführt. Für die Juden seines Blocks sorgte er wie ein Vater, herb und rührend zugleich. Abends kam er ans Strohlager, mühte sich um die Kränkelnden, fühlte ihnen den Puls, gab ihnen eine Aspirin-tablette oder eine Medizin, die er sich aus dem Revier beschafft hatte. In den engen Grenzen, die ihm gesteckt waren, suchte er jedem zu helfen. Mein Blockältester Karl, Kompanieführer in Peters Rotem Ruhrregiment, sprach von ihm mit der gleichen Verehrung.

„So wie du möchte ich auch sein, Peter“, hatte er ihm einmal gesagt.

„Na, laß mal Junge, was bin ich schon!“

Als unser Entlassungstrupp abmarschierte, rief ihm ein Jude seines Blocks nochmals „Dank und auf Wiedersehen, Peter“ zu.

„Mach's gut, Junge und euch allen alles Gute!“, antwortete er. Die Kommunisten rechnen mit langer Haft. Nur selten wird einer entlassen, dessen Angehörige sich inzwischen gute Parteibeziehungen beschafft haben mögen. „Von mir werden Sie kein Gnadengesuch sehen“, sagt einer, „Ich bettle die Schweine nicht um meine Freiheit. Die kommt von selbst. Und dann wird abgerechnet.“

„Was nennst du abrechnen?“, fragt ein neugieriger Jude. „Was macht ihr mit dem Kommandanten? Erschießen?“

„Ach wo, der Kommandant kommt in den Zoo.“

Aber nicht alles, was den roten Winkel trägt, ist kommunistisch oder marxistisch. Die „alten Juden“ warnen uns, jeden „Roten“ für einen Gesinnungsgenossen zu halten. Wer aus der NSDAP ausgestoßen wird, und ins KZ kommt, gilt als „politisch“; so habe ich einen jüngeren österreichischen Rechtsanwalt und zwei österreichische SS-Leute getroffen, die wegen Meuterei aus der SS ausgestoßen und nun „Rote“ in Sachsenhausen waren. Einige ganz wenige „Stahlhelmer“ waren da, zwei Bekenntnispfarrer und viele, viele Nörgler, die hier auch als politische Häftlinge galten.

Der Pfarrer Tillich¹⁰⁵, ein Neffe des berühmten Theologen Paul Tillich, stand im

¹⁰⁵ Zusammen mit Friedrich Weißler und Werner Koch war Ernst Tillich als Mitglied der Bekennenden Kirche im Juli 1936 nach Sachsenhausen verschleppt worden, nachdem die „Basler Nachrichten“ eine Denkschrift der „Zweiten vorläufigen Kirchenleitung der Bekennenden Kirche“ an Hitler veröffentlicht hatte. Während Tillich und Koch nach zwei- bzw. dreijähriger Haft wieder entlassen wurden, erlag Friedrich Weißler, der den Nazis als Jude galt, im Februar 1937 den brutalen Mißhandlungen im KZ Sachsenhausen.

Verdacht, Proklamationen der Bekenntniskirche an ausländische Zeitungen geleitet zu haben. Dafür büßte er schon zwei Jahre im KZ; ein ordentliches Strafverfahren konnte der nationalsozialistische „Rechtsstaat“ mangels eines Delikts nicht einleiten. Er war Blockschreiber und sprach „seinen Juden“ Mut zu. Tillich war ungebrochen; seine vornehme Haltung und seine fromme Art stärkten die „Stämme Israels“, die er jeden Abend um sich sammelte. Durch ihn hörten wir auch gelegentlich von dem berühmtesten Häftling unseres Lagers, Pastor Niemöller¹⁰⁶, dem überragenden Märtyrer des Kirchenkampfes, der in seinen Motiven durchaus mit den großen Kirchenempörern vergleichbar ist. Nach Niemöller richteten sich die kämpferischen Protestanten aus; aber auch für die anderen, die eine offene Auseinandersetzung mit der Diktatur nicht wagten, ist Niemöller eine leuchtende Führungsgestalt geworden. Es mag im Juni 1937 gewesen sein, als unser katholischer Freund H. aufgewühlt zu uns kam: er habe in der Kirche am Hohenzollerndamm gepredigt. Die Kirche und der Gemeindesaal, in den die Predigt übertragen wurde, seien überfüllt gewesen, und der Gottesdienst hätte zu sehr später Stunden wiederholt werden müssen. H., der Katholik, habe sich bei dieser Demonstration des kämpferischen Protestantismus, des Ringens um die Freiheit des Christenmenschen, seiner Tränen nicht geschämt. Niemöller habe sich gegen Staat und Führung gestellt, nicht um politische Forderungen mit religiöser Ideologie zu verkleiden. Er habe das Anti-Christentum des Nationalsozialismus geißelt und den Gegensatz zwischen der versprochenen religiösen Toleranz und der staatlichen Praxis in Kirchendingen so scharf und offen dargetan, daß die Hörer mit der Verhaftung von der Kanzel weg rechneten. Niemöller selbst habe diese Predigt seine letzte genannt.

Er wollte Märtyrer werden, und er hat den Prozeß und die Haft provoziert. Seine Verurteilung zu sieben Monaten Festung, verbüßt durch die Untersuchungshaft, war eine Demonstration des Gerichts für den Mut und die Unschuld dieses Gesinnungskämpfers. Seine Überführung ins KZ war eine Gegendemonstration Hitlers und der Gestapo, und ein Justizminister von Ehre hätte daraufhin abdanken müssen. Nun saß der U-Boot-Kapitän mit dem *Pour le mérite*¹⁰⁷, dem nationale Gesinnung wirklich nicht abgesprochen werden konnte, seit neun Monaten in Sachsenhausen. Niemand durfte ihn sehen. Er lebt im Bunker, d. h. im

¹⁰⁶ Martin Niemöller (1892–1984), diente im Ersten Weltkrieg als U-Boot-Kommandant und lehnte als Deutschnationaler die Weimarer Republik ab. Während er im Februar 1933 noch die nationalsozialistische Machtübernahme begrüßt hatte, rückte er in den folgenden Monaten immer mehr von dem neuen Regime ab und gehörte zu den Begründern der Bekennenden Kirche. Wegen seiner kritischen Predigten wurde er 1937 verhaftet und zuerst im KZ Sachsenhausen, von 1941 bis zur Befreiung durch amerikanische Truppen 1945 im KZ Dachau gefangengehalten. Nach dem Krieg war er Kirchenpräsident der evangelischen Kirche in Hessen und Nassau sowie Leitungsmitglied der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) und engagierte sich gegen die Wiederbewaffnungspolitik der Bundesregierung.

¹⁰⁷ Der *Pour le mérite*, 1740 vom Preußenkönig Friedrich II. gestiftet, war die höchste militärische Auszeichnung im Ersten Weltkrieg.

Lagergefängnis. Dort wurde er in Einzelhaft gehalten, brauchte nicht zu arbeiten, durfte es nicht, lernte Gesangbuchlieder auswendig, lebt mit der Bibel und den Psalmen und mußte täglich als unfreiwilliger Zeuge mitansehen und hören, was im Bunker vor sich ging. Auf dem Hof des Bunkers wurden nämlich die Lagerstrafen „Bock“ und „Pfahl“ vollzogen. Sieben Monate Untersuchungshaft, neun Monate Konzentrationslager, die Qual der menschlichen Kreatur vor Augen und in die Ohren gellend –, aber man sagte uns, daß dieses vorsätzliche Zerbrechen eines Menschen noch immer nicht gelungen war. Es gab allerdings ein merkwürdiges Gerücht, Niemöller beginne zu „katholisieren“. Wir konnten es nicht überprüfen, da niemand von uns ihn gesehen oder gar gesprochen hat.

Den Bau der „neuen Siedlung“ leitete ein Stahlhelmer, Diplomingenieur, Mann um die sechzig, eine führende Persönlichkeit des Berliner Stahlhelm, der schon zwei Jahre im Lager saß. Wir kannten seinen Namen nicht, wußten auch nicht, weshalb er unser Los teilte. Einmal deutete er den Grund seiner Haft an: „Ich rate euch, nehmt den Namen Hitler nicht in den Mund, wenn ihr einmal öffentlich redet.“ Georg Cohn hat später seinen Verteidiger aufgesucht, der die Sache seines Mandanten für aussichtslos hielt. Von ihm erfuhren wir, daß dieser Bauleiter einen alten adligen Namen trägt. Zu uns Juden verhielt er sich immer kameradschaftlich und fürsorgend. Er lebt von der Hoffnung, daß seine Gesinnungsfreunde das Naziregiment ablösen würden, dann würden im Vierten, monarchischen Reich die schändlichen Nürnberger Gesetze „natürlich sofort“ aufgehoben werden, und es sei unsinnig und feig, wenn wir jetzt unser Vaterland verließen. Er brachte uns oft gute Nachrichten aus der „politischen Abteilung“, zu der er Beziehungen hatte. Die „politische Abteilung“ ist die Zentrale der SS-Lagerverwaltung, in die Beamte der Geheimen Staatspolizei kommandiert sind. Dort durften Häftlinge nicht arbeiten, aber zu meiner Zeit mußte man diesen Grundsatz durchbrechen, weil das Lager überfüllt war. Ein deutsch-nationaler Ingenieur und ein paar ausgesuchte Häftlinge waren damals vorübergehend dort tätig.

Zu den „Politischen“ sahen die Lagerinsassen wie zu einer Art Vorgesetzten auf. „Der, der ist ja ein Politischer.“ Das klang, als wollten sie sagen: der ist fast so viel wie ein SS-Mann. Auch die SS selbst behandelte die „Politischen“ anders als die übrigen Gruppen. Sie sah in ihren Gegner, aber doch Menschen, die sie achtete. Daß alle wesentlichen und bevorzugten Lagerposten mit politischen Häftlingen besetzt waren, kann nicht ohne Zustimmung der SS-Führung geschehen sein. Merkwürdig, daß an zweiter Stelle der ungeschriebenen Häftlings-Rangordnung die Berufsverbrecher, die BVer, standen. Sie tragen einen grünen Winkel, und manchen besonders „Gefährlichen“ hat man auf die Häftlingsjacke und den Mantel ein 40 cm hohen BV gemalt. Sie alle sind schwer vorbestraft, aber auch ihre Strafen liegen lange zurück und sind bis auf den letzten Tag verbüßt. Gegen einige mag das Gericht „Sicherungsverwahrung“ nach Strafverbüßung angeordnet haben; die anderen hat die Polizei ohne jede gesetzliche Handhabe ins Lager gebracht, als irgend einmal wieder eine Aktion gegen das Berufsverbrechertum fällig war.

So wird man die unbequemen Gesellen los. Es gibt nach Strafrechtstheorien, die sich in der ganzen gesitteten Welt durchgesetzt haben, einen staatlichen Strafanspruch, der mit der Strafverbüßung verbraucht ist. Ist der Strafzweck erreicht, dann soll dem besserungsfähigen Verbrecher die Wiederkehr in die Gesellschaft offen stehen. Der nationalsozialistische Willkürstaat hat mit solchen liberalen Theorien, die für ihn ja nur „Humanitätsduselei“ sind, gebrochen. Jahr um Jahr fängt er Menschen, die irgendwann einmal im Zuchthaus gesessen haben, ein; wer rückfällig geworden, aber längst wieder in Freiheit und Arbeit ist, tritt mit Sicherheit den Weg in die Konzentrationslager an. Da ist ja Platz genug. Und Arbeit gibt es auch, denn man muß ja neue bauen – ohne Arbeitslohn. Die BVer hatten Esterwegen gebaut, den Wald von Sachsenhausen gerodet und den riesigen Komplex unseres Lagers in den märkischen Sand gestellt.

Es gab ungewöhnlich intelligente Burschen unter diesen „Grünen“. Ich bedauere, daß ich nur so wenig gesprochen habe. Da war ‚Klettermaxe‘, der berühmte Berliner Einbrecher und Fassadenkletterer. Da war der ‚Kumpel‘ Haarmanns (Kumpel heißt: Gehilfe, wir nannten uns alle so nach westfälischem Brauch). Hans, der gutmütige Hans, hatte fünf Jahre Zuchthaus wegen schweren Einbruchs und Kuppelei. Arthur, ein eleganter, bildhübscher Bursche, Blockältester von Block 15, kannte sämtliche Luxuslokale Berlins: „Ihr glaubt wohl, ich bin nie bei Horcher gewesen oder in der ‚Femina‘? Die kenn’ ich besser als ihr.“ Er mag Hochstapler und Zuhälter gewesen sein. Heinrich, ein Frankfurter Kind, war Vorarbeiter im „Holzhof“. Er brüllte in unsere Arbeitsgruppen hinein wie alle BVer: „Wo ist hier der Staatsanwalt? Ich suche den Staatsanwalt.“ Das hieß, einen Angehörigen des Berufs, dem er und seine Genossen die Strafe zu verdanken hatten. Unter den jüdischen Häftlingen gab es natürlich auch Staatsanwälte. Aber nur einer war töricht genug, seinen wirklichen Beruf zu nennen. Er hätte aus der Art des Rufens erkennen müssen, daß man nichts Gutes gegen ihn im Schilde führte. Der Staatsanwalt war Häftling, und der Vorarbeiter, sein ehemaliges Opfer, nun sein ‚Vorgesetzter‘. Rechtsanwälte aber waren bei Heinrich und den BVer beliebt: Solidarität! Und alle meine richterlichen Kameraden verwandelten sich im Nu in Anwälte.

Während wir eines Sonnabends Briketts schichteten, nur wenig gestört von den SS-Posten, die hie und da einen Häftling auf die Briketthaufen warfen, erkundigte Heinrich sich nach den Berufen seiner Kolonnenleute. In der Kette, die ein Brikettstück nach dem anderen von Hand zu Hand reichte, stand ein Landgerichtsdirektor neben mir. Auch er wurde natürlich „Anwalt“, da sich Heinrich mit der lakonischen Berufsangabe ‚Jurist‘ nicht begnügte, und während wir in den überfüllten Brikettstuppen Glieder eines laufenden Bandes waren, erzählte uns Heinrich seine Geschichte: „Ihr Juristen mögt ja ganz tüchtige Kerle sein; aber um eins kümmert ihr euch nicht: was nach dem Kasten aus uns wird. Das ist eine Lücke im Gesetz (wörtlich). Als junger Kerl hab ich eine Kleinigkeit ausgefressen. Vier Monate hab ich gesessen. Als ich rauskam, hab ich mir fest vorgenommen: Nie wieder! Ich wollte anständig bleiben. Zehn Mark hatte ich in der Tasche, aber die waren nach zwei Tagen Herumlaufen in Berlin weg. Ich ging

zur Gefangenenfürsorge. Da saß ein alter Richter, ein netter Kerl. Der sagte zu mir: ‚Junge, laß dich nicht verkommen, hier hast du 20 Mark.‘ Aber ich wollte kein Geld, ich wollte Arbeit. Tatsächlich hat er mir Arbeit beschafft. Ich war glücklich, aber schon nach ein paar Tgagen stänkerte einer: ‚Der hat gegessen und kriegt Arbeit, und anständige Familienväter gehen stempeln.‘ Also flog ich im Bogen. Ich hab wieder Arbeit gesucht, ging zu dem alten Richter, und der beschaffte mir welche in einem städtischen Betrieb. Nach zwei Wochen ging’s wieder los, und ich bekam die Papiere. Ich ging zum Direktor, einen Sozialdemokraten, und sagte ihm, daß ich so nur wieder auf die schiefe Ebene gedrängt werde. ‚Ach, Sie glauben wohl, Sie haben Anspruch auf Arbeit, weil Sie vorbestraft sind und sechs Millionen müssen feiern‘. Was blieb mir übrig? Ich bin einem Ringverein¹⁰⁸ beigetreten und kann nur sagen – er sprach mit einem gewissen Stolz – ich bin ein ganz bekanntes und angesehenes Mitglied unseres Vereins geworden. Wenn Ihr glaubt, daß wir Schweinereien gemacht haben, ... is nich! Einem Arbeiter sein Fahrrad klauen, kommt nicht in Frage. Wir werden doch so einem Mann nicht die Existenz nehmen; das Fahrrad ist ja ein Teil seiner Existenz, klar! Oder etwas klauen, das einem anderen heilig ist, ausgeschlossen. Wir haben oft gehört, daß in irgendeiner Kirche eine goldene Monstranz mit echten Steinen steht. Wär ’ne Kleinigkeit gewesen, sie zu holen. Machen wir nicht! Aber wenn ihr von intelligenten Sachen in der Zeitung gelesen habt, schwierigen Bankeinbrüchen oder so was, was monatelang vorbereitet werden mußte, Sachen mit ’nem Pfiff, wo man sich ordentlich den Kopf zerbrechen mußte: das haben wir gemacht. Tja, und nun bin ich halt hier – wegen eurer Lücke im Gesetz. Hab ich nicht recht?“ Er hatte so fließend gesprochen, als deklamierte er Sudermanns „Stein unter Steinen“. Wir sind nachdenklich und beeindruckt. Der Richter-Anwalt lüftet sein Inkognito: „Was soll ich Theater machen? Ich bin nicht Anwalt, ich war Richter, und vielleicht kennst Du mich?“ Heinrich lacht, klopft seinem ‚Untergebenen‘ auf die Schulter und sagt: „Macht nichts, Junge.“

Viel stärker packt mich das Schicksal meines Blockältesten, Karl Lennertz, der mir seine Geschichte am Weihnachtstag erzählt. Ruhrarbeiter, Krieg, Rückkehr in das revolutionierte Ruhrgebiet. „Was haben wir nicht alles im Krieg gesehen. Dieses Unrecht, diese zerfetzten Menschen. Und wofür das alles? Und jetzt, als wir nach Hause kamen, sollte alles so weitergehen. Revolution – aber die Zechenherren saßen da, wo sie früher gegessen hatten. Im Kriege habe ich meinen Glauben verloren, und als ich 1919 wiederkam, war ich Kommunist. Ich hab’ in der Roten Armee unter Peter mitgemacht. Wir haben verloren. Unser Aufstand wurde niedergeknüppelt, Arbeit gab’s für unsereins nicht, ich war ein junger Kerl, und da habe ich eben ... gestohlen. Verstehst du? Gestohlen!“ Er sagte ‚gestohlen‘ wie jemand, der sich zu seiner Tat offen bekennen will, ohne sie

¹⁰⁸ Ringvereine waren im Berlin der zwanziger Jahre kriminelle Organisationen, die zu meist auf bestimmte Straftaten wie Hehlerei, Glücksspiel oder Prostitution spezialisiert waren und teilweise sogar Kontakte zur Polizei unterhielten.

noch gut zu heißen. „Acht Jahre Zuchthaus. Die habe ich abgemacht. Nachher noch einmal ein Jahr neun Monate Gefängnis. Aber dann ist nichts mehr passiert. Wegen jedes Drecks hat man mich denunziert. Wenn irgendwo ein Mord geschah, dann war ich's. Dahinter steckte der Vater eines Mädels, der nicht wollte, daß seine Tochter mit mir ging. Ich hab' geheiratet. Meine Frau ist Tänzerin. Wir sind zusammen aufgetreten, es ist uns bitter schlecht gegangen, aber wir haben uns durchgebissen. In einem Schrebergarten haben wir gelebt und Kariackel und Schweine gehalten. Die Polizei hat nichts mehr von mir gewollt. Der Kommissar in Duisburg hat mir sogar die Erlaubnis beschafft, zu 'ständeln'" (singen auf den Höfen). Ich hab gedacht, jetzt haben wir Ruhe. Die acht Jahre, gewiß, aber ich war ein ganz junger Kerl. . .

Da kam 1933. Zunächst passierte gar nichts, aber eines Nachts – im Februar werden es fünf Jahre – haben sie mich nach Esterwegen gebracht. Ich hab geschuftet, was hab ich nicht alles sehen müssen! Lagerstrafe! Aber sie lassen mich nicht los. Meine Frau, mein Bruder haben schon x Gesuche gemacht. Die Polizei belügt sie, sie macht ihnen Hoffnung und dann fliegen die Gesuche in den Papierkorb. Wie oft hab ich schon in den Draht laufen wollen! Junge, ich bin 40 Jahre. Erst Krieg, dann so lange Kasten und jetzt fast fünf Jahre KZ!"

„Hast du von Niedermeier gehört? Das war ein hohes Tier bei Schuschnigg, Ministerialdirektor oder so was. Der war bei mir Blockschreiber. Gott, was haben die den gequält! Aber er war ein frommer Katholik und hat durchgehalten. Noch nie habe ich einen Menschen gesehen, der so gläubig war. Mich hat er wieder fromm machen wollen. Jeden Abend hat er auf mich eingesprochen, aber ich habe ihm gesagt: ‚Ich kann nicht glauben – unmöglich. In der Welt ist nur Blut, Elend und Ungerechtigkeit.‘ Er will für mich beten, hat er gesagt – merkwürdiger Mann. Aber er ist mein Freund. Durch ihn werde ich weiterkommen. Er hat große katholische Beziehungen und die werden mir helfen. Ich gehe natürlich 'raus aus Deutschland, nicht eine Nacht bleibe ich in diesem Lande.“ Mir war, als ob Karl Moor zu mir gesprochen hätte. Diesem Karl verdanke ich zumindest meine Gesundheit, vielleicht sogar mein Leben. Menschlich überragte dieser 'Zuchthäusler' turmhoch unsere SS-Schinder. Ebenso erstaunlich wie seine Klugheit war sein feines Gefühl für den moralischen Wert und Unwert seiner Kameraden. Er half den Schwachen und wußte, wie es in den stillen Leidensgefährten aussah. Dem Pfarrer Ehrenberg¹⁰⁹ hat er, der Kommunist und Atheist, wo er nur konnte, beigegeben.

Unter den vielen Stubenältesten war nur einer, den er seinen ‚Freund‘ nannte: Dr. Karl August Harzen. Er hatte uns Harzen gegen den Lagerbrauch mit vollem Namen und Dokortitel vorgestellt, denn er war wie alle BVer sehr stolz auf den akademischen BV-Kameraden. Dr. Harzen, Regierungsmedizinalrat in Berlin, hatte 1933 wegen Devisen-Verbrechens drei Jahre Zuchthaus und 100 000 Mark

¹⁰⁹ Der protestantische Pfarrer Hans Ehrenberg, 1883 geboren, war ebenfalls im November 1938 in das KZ Sachsenhausen verschleppt worden. Er wurde im März 1939 entlassen und emigrierte nach England.

Geldstrafe erhalten und die Strafe in Brandenbrug verbüßt. Nach seiner Entlassung hatte er als Privatarzt in Berlin gerade wieder zu arbeiten begonnen, als er eines Morgens um vier Uhr verhaftet und aufgrund einer Aktion gegen Zuchthäuser in dieses Lager gebracht wurde. Er war nie vernommen worden, und er kannte keinen anderen Grund als diese einzige verbüßte Vorstrafe für seine ‚Vorbeugungshaft‘. Jetzt saß er bereits 22 Monate hier. Er trug sein Schicksal ruhig und würdevoll und gehörte zu den angesehensten Häftlingen. Wir haben sehr gut miteinander gestanden. Er suchte mich und ich ihn, weil wir schon nach kurzem Zusammenleben geistigen und menschlichen Kontakt fühlten. Ihm verdanke ich manchen Einblick in den Lagerbetrieb und die Psychologie der Häftlinge. In Brandenburg hatte er ein Buch über die Psychologie der Strafgefangenen geschrieben. Das Justizministerium hatte das Erscheinen natürlich untersagt.

Mochten politische Vergangenheit und menschliche Haltung den ‚Roten‘, Intelligenz und Geschick den ‚Grünen‘ zu ihrer gehobenen Stellung verholpen haben, so waren die ‚Braunen‘, die Hefe des Lagers. ‚Rote‘ und ‚Grüne‘ gab es wohl nicht mehr als 2000, dagegen wimmelte es von ‚Braunen‘. Ich schätze, daß 4500 ‚Braunbewinkelte‘, arische Asoziale, unsere Leidensgefährten waren. ‚Asoziale‘ oder ‚Arbeitsscheue‘ wechselten als Sammelbegriff. Wer war nicht alles ‚asozial‘ und ‚arbeitsscheu‘! Notorische Säufer, Männer der Landstraße, Penner, Bettler, Imbecille, wandernde Handwerksburschen, die sogenannten ‚Speckjäger‘: alles, was die ‚Herberge zur Heimat‘ oder das Obdachlosen asyl gewohnheitsmäßig bevölkerte. Man hatte sie gleich uns eines Tages eingefangen. An jenem berüchtigten 13. Juni 1938 lauerten die Gendarmen auf den Landstraßen den ‚Kunden‘ auf, die Polizei drang in die Obdachlosen asyl ein und schleppte den Fang nach Sachsenhausen. Hunderte von Zigeunern aus den Vororten des Zigeunertums hatte man mitgenommen, harmlose Musikanten aus Fulda und Halberstadt, Pferde- und Markthändler aus Ostpreußen. Sie hießen Petermann oder Rosenberg und unterhielten sich in ihrer merkwürdigen Zigeunersprache, von der sie selbst nichts wußten.

Aber den braunen Winkel trugen auch Typen, die man als Nörgler, Quengler und Prozeßhansel aus der Anwaltspraxis kennt; Leute, die mit der Polizei öfters ‚Krach‘ hatten; Männer, die mit ihrer Familie zerfallen und oft von der eigenen Frau denunziert waren, weil sie sie nicht unterhielten. Von Schuldturm und Schuldnechtschaft erzählte bis 1933 nur die deutsche Rechtsgeschichte. Seither hat man den Schuldturm in Sachsenhausen neu errichtet. Ich habe oft bei der Arbeit mit ‚Braunen‘ gesprochen und sie nach dem Grund ihrer Schutzhaft gefragt; sie selbst behaupteten meist, nicht zu wissen, weshalb sie im Lager waren. Wenn alle Kategorien versagten, fragte ich nach der Alten: „Du kannst schon recht haben, die hat mich reingebracht.“

Schließlich gab es Hunderte, deren ‚Schuld‘ auch schärfste Gewissensforschung nicht feststellen konnte. Das waren dann Angehörige ‚asozialer Berufe‘, also Leute, die sich ihren Unterhalt als ‚fliegende Händler‘, als ‚Wandergewerbetreibende‘ oder ‚Warenhauspropagandisten‘, manchmal auch als ‚Sohn beim Vater‘ verdienten. Sie waren auf dem deutschen Sklavenmarkt besser zu verwenden; man hatte sie ersucht, ihren asozialen Beruf aufzugeben, hatte ihnen

den Wandergewerbeschein genommen und Arbeit an der Reichsautobahn zugewiesen. Wer Widerspruch wagte, wurde in Sachsenhausen kuriert. „Weshalb bist du hier?“ – „Ich? Du siehst doch, ich bin arbeitsscheu. man hat mich nämlich von meiner Arbeitsstelle weggeholt, verstehst du? Eine Mark 20 hab ich die Stunde verdient, bei der Autobahn gibt es 58 Pfennig. Wärst du da gegangen? Na, also! Und jetzt verdiene ich gar nichts.“ Merkwürdige Menschen sind mir begegnet: Psychopathen, Phantasten, Betrüger, Privatdetektive, ‚Erfinder‘. Ein früherer deutsch-nationaler Parteisekretär, Willi Schmitz aus Düren, hatte als alter ‚Freund‘ der Nazis ‚Krach‘ mit der Polizei und obendrein mit seiner Frau. Und wurde so fürs Lager reif. Sein Transportkommando, in dem ich besonders gern arbeitete, hatte dem etwas leichtsinnigen, aber grundanständigen und immer fürsorglichen Mann viel zu verdanken. Er wollte mir kollegiale Gesellschaft vermitteln und stellte mich dem früheren Rechtsanwalt Peter Anrath aus Düsseldorf vor. Das ist ein typischer Querulant, der sich wahrscheinlich durch störende Eingaben und Prozesse Partei und Polizei zu Feinden gemacht hatte. Wir führen ein Höllengespräch. Wir sind noch nicht eine Minute miteinander bekannt, als er mir seine rechtsphilosophischen volkstümlichen Schriften mit schwungvollen Titeln herunterschnurrt, Staat und Justiz in den großen Worten der französischen Revolution anklagt, die Menschenrechte beschwört und mir eröffnet, daß er – sich die Pulsaders durchschneiden wolle. Er hatte Streit mit einem Vorarbeiter und erwartete seine Versetzung in die Strafkompagnie. „Das bedeutet so viel wie Tod, und da gehe ich lieber freiwillig. Aber wenn es mißlingt, wenn ich nicht tief genug schneide, dann gibt es 25, und ich fliege in den Bunker. Was soll ich nur machen?“ Ich versuche, ihm Mut zuzusprechen. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist.

Es gab Leute, die Persisch konnten. In einem kleinen Frankfurter entdeckte ich einen Autodidakten, der französisch sprach. Wenn wir nicht beobachtet waren, redete ich ihn mit meinen französischen Brocken an, und er antwortete wohltonend, eine freundliche Abwechslung beim Holzschleppen. Zu meinen besonderen Freunden gehörte Glombitza, Astrologe aus Beuthen. Überhaupt stellte Oberschlesien Hunderte von Insassen. Die Unterhaltungen mit Glombitza sind eine Nummer in meinem ‚Cabaret-Programm Sachsenhausen‘ geworden. Das gibt es nämlich auch. Denn in all dem Grauen blieb ich noch fähig, auch das Groteske und Tragikomische zu sehen. Diese Gabe hat mich schwere Situationen leichter tragen lassen. „Du bist auch aus Beuthen? Da mußst du mich doch kennen, ich bin doch der Glombitza. Der, was jeder kennt! Nein? Nu, der Astrologe mit die langen Haare! Weißt du nicht, der, was auf dem Markt steht und die Choroskope verkauft. Fufzig Pfennig das Stück. Hab ich schönes Geld verdient. Hab ich doch bloß abgezogen die Dinger aus astrologische Bücher. – Schwindel? Da kannst du schon nicht sagen Schwindel. Was willst du für fufzig Pfennige? Ein persönliches Choroskop von Professor Hauser oder Madame X., das kostet ja zweihundert Mark. – No, vielleicht wirst du meine Frau kennen, mit dem sechs Meter langen Zopf. Unsere ganze Familie hat doch so langes Haar, is ja berühmt dafür. Mir hat der Pjieron, der Vierkant, die schönen Haare abschneiden lassen. Da hab ich ihn bloß sooo ange-

guckt. Soo! Hat er mich in den Bunker schmeißen lassen für vierzehn Tage. Aber schon nach zwei Tagen ist er in die Zelle gekommen. Hab ich ihn wieder angeguckt, sooo... (- er macht magische Augen -). Da hat er mich schon nach zwei Tagen laufen lassen. Kennst du nicht den Rasputin-Kopf von die Kinoplakate? Das is doch mein Kopf, hat mir die Kinogesellschaft 500 Mark für meinen Kopf gegeben. No, jetzt muß du mich doch kennen? Mit einem von deinen Leuten, dem Hermann Rosenthal vom Ringe, hab ich gute Geschäfte gemacht. Haben wir zusammen gemacht einen Originalkonkurs! Du verstehst doch –(er zwinkert mit den Augen), einen Originalkonkurs. Hat er mir vermietet sein Lokal, den großen schönen Laden am Ringe – für 30 Mark! Aber im Vierteljahr! Vorne war astrologische Zentrale, hinten hab ich die Kindergarderobe versteckt, was eigentlich Konkursmasse war. Habn wir die schöne Ware gut verkauft, aber eine Bestie von Frauenzimmer hat uns angezeigt. Hat er bekommen Gefängnis und war im Juni in Sachsenhausen, und ich hab gekriegt 4 000 Mark Geldstrafe, aber is mir erlassen worden.“

„Glombitza“, sagte ich in unserem lieben Oberschlesisch, „warum hast du eigentlich nicht gewußt, daß du hierher kommst? Du bist doch Astrologe?“

Der alte Fuchs wich aus.

„Hab ich dem Führer das Choroskop gestellt: Totales Chaos, vollständiger Zusammenbruch. – Bin ich hierher gekommen. Dafür! Pjeronje! So was hat die Weltgeschichte noch nicht gesehen, so ein Skandal, so eine Niedertracht. Wie man die Menschen hier behandelt! – Hast du vielleicht ein Stückel Brot? Kannst du vielleicht eine Zigarette organisieren?“

Wir haben oft Balken zusammen geschleppt und uns gut vertragen. Das war nun ein wirklicher „Asozialer“, dem die Polizei das Handwerk gelegt hatte. Aber das KZ war eine allzu schreckliche Strafe für sein astrologisches Treiben.

Ich sehe Willy Breibach vor mir, einen Obstzüchter aus dem Rheinland, schlau, skrupellos, mit einem unendlichen Mundwerk. Er war zum „Läufer“ avanciert, Stütze des Hauptvorarbeiters und Lagerbote. In seinem Dorf mag er, der Allesbesserwisser, mit Partei und Ortsbauernführern in ständigem Streit gelegen haben. Solche Leute werden dann im Lager geheilt. Sogar innerhalb der ‚Braunen‘ gab es selbstgeschaffene soziale Abstufungen. Sahen die Politischen auf die ‚Grünen‘ wegen ihrer dunklen Vergangenheit herab, hielten die BVer die Mehrzahl der Asozialen für minderwertig, so verachtete der ‚Braune‘ Nörgler oder Trinker den ‚Speckjäger‘, den Bettler und Zigeuner, und sogar Glombitza, selbst ein ‚Brauner‘ hatte für die ausgemergelten allerärmsten Landstreicher und Klingelfahrer nichts übrig. Noch in diesem Gemeinschaftselend suchte man sich einen letzten Rest von Selbsterhöhung zu retten, indem man auf noch Elendere herabsah, über die man sich erhaben dünkte. „Gibt mir das Brot, aber so, daß der verfluchte ‚Braune‘ es nicht sieht!“, bat der ‚braune‘ Glombitza und zeigte auf einen lüstern beobachtenden ‚Speckjäger‘. Dieser immer hungrigen bitter armen Menschen, der Abschaum des Abschaums, standen im Verdacht des Denunzierens; sie rächten sich so für die Mißachtung ihrer Kameraden.

Zu diesen drei Hauptgruppen (außer den Juden) kamen noch drei weitere, jede zahlenmäßig gering: die ‚Blauen‘ – Rückwanderer aus dem Ausland, Deutsche,

die sich im Ausland unbeliebt gemacht hatten und denen man hier einen Begriff vom neuen Dritten Reich vermittelte; die ‚Rosaroten‘, Homosexuelle, die man in ‚geschmackvoller‘ Farbensymbolik mit einem rosaroten Winkel kennzeichnete und so dem Spott der SS preisgab. Schließlich die ‚Ernsten Bibelforscher‘, deren lila Winkel an kirchliche Farben erinnern sollte. Ich wußte, daß Angehörige dieser merkwürdigen Sekte in allen Lagern festgehalten wurden. Man hatte mir erzählt, wie starr sie zu ihrer Sektenüberzeugung standen, wie sie unmenschliche Behandlung und Prügel mit Bibelzitaten beantworteten, wie sie sich weigerten, ihrer Anschauung zu entsagen, mochte auch unabsehbare Haft drohen. Hier in Sachsenhausen lagen sie in der ‚Isolierung‘. Sie wurden von den übrigen Häftlingen in abgesperrten Sonderbaracken ferngehalten, durften den Appellplatz nicht betreten, die Kantine nicht besuchen, wurden gemeinsam mit der Strafkompagnie zu besonders schwerer Arbeit geführt und hatten Sprechverbot. Ihre Überzeugungstreue hätte vielleicht vorbildlich wirken und Widerstand entzünden können. Hätten sie sich bereit erklärt, Adolf Hitler als ihren Gebieter anzuerkennen, sie wären längst in Freiheit. Aber: „Wir erkennen keinen anderen an als unseren himmlischen König und seine Propheten“, war die Sektenantwort, und nur einer sei umgefallen.

Unser Arbeitskommando marschierte oft, wenn es zu den Baustellen zog, an ihnen vorüber. Ein leiser Zuruf: „Wie spät ist es?“ – Eine leise Antwort: „noch zwei Stunden bis Mittag“, ein Lächeln, ein milder Gruß, dann mußten wir uns wieder von ihnen abwenden. Ich prüfte die Gesichtszüge dieser Märtyrer ihres Glaubens. Intellektuell waren sie nicht. Harzen erzählte mir von einem Amtsgerichtsrat, der als ‚Ernster Bibelforscher‘ im Lager gegessen hätte. Sonst aber mochten diese Männer Buchdrucker oder kleine Beamte sein, aus Sachsen, Ostpreußen oder Schlesien. ‚Die Narren in Christo‘ führt man im Dritten Reich ins Konzentrationslager. Aus den Gesichtern dieser schweigenden Dulder sieht mich Emanuel Quint¹¹⁰ an. Ihr Kinderglaube und ihre Überzeugungstreue haben sie zu heroischen Gotteskämpfern werden lassen. Sie waren keine Revolutionäre, sie wollten in milder Friedfertigkeit nichts sein als Gotteskinder auf ihre Art; aber das Dritte Reich verträgt keine Überzeugung, die den Propheten Jesaja höher schätzt als Adolf Hitler.

Kaum als Gefangene anzusehen waren die sogenannten Ehrenhäftlinge. Die hatten nicht etwa Ehren-Delikte begangen, der lautere Gegner dieses Staates wird ja als heimtückischer Attentäter mit Zuchthaus oder Tod bestraft. Diese SS-Leute in einer blauen Vorzugs-Häftlings-Kleidung hatten ‚nur‘ ihre Kameraden bestohlen, im Suff alles kurz und klein geschlagen oder sich sonst disziplinwidrig aufgeführt. Deshalb hatte man ihnen für kurze Zeit die Freiheit genommen. Ihr Haar aber, der Schmuck des freien deutschen Mannes, war ihnen belassen, während wir, ‚die Mörder vom Raths‘, die entehrende Scherprozedur hatten durch-

¹¹⁰ Emanuel Quint ist die Hauptfigur einer gleichnamigen Erzählung von Gerhart Hauptmann. Eva Reichmanns Schwester, Elisabeth Jungmann, war von 1922 bis 1933 Sekretärin und enge Mitarbeiterin Hauptmanns gewesen.

machen müssen. Diese Ehrenhäftlinge taten Stubendienst, durften sich im Lager frei bewegen und kehrten nach Ablauf ihrer Strafzeit in die Standarten zurück.

Schwer zu beantworten, welche Gruppe am schlechtesten behandelt wurde. Es konkurrierten Bibelforscher, Juden und die niederen Grade der Asozialen. Die ‚Bibelforscher‘ lebten in der Isolierung, und das war furchtbar genug. Die Juden wurden gehaßt und geschunden. Die ‚Asozialen‘ hungerten und brachen deshalb oft bei der Arbeit zusammen. Man hielt ihnen sogar Liebesgaben zurück, die sich ihre Mütter oder Frauen vom Mund abgespart hatten: „Raus, verfluchtes Lumpenpack“, befahl der Obersturmführer, der die Zahlmeistergeschäfte führte. „Die Frauen kriegen Unterstützung, Staatsgeld und schicken es diesen Lumpen, die der Staat hier füttert.“ Im Nu packte die SS die armen Teufel am Kragen und warf sie zur Tür hinaus. Uns dagegen wurde unser Geld korrekt ausgezahlt, so sehr man uns auch haßte.

Das also waren unsere Kameraden! Bei der Arbeit trafen wir uns; sonst waren die Judenblocks von den arischen Baracken scharf getrennt. Dagegen waren ‚Rote‘ und ‚Grüne‘ als Stuben- und Blockälteste Vorgesetzte der Juden. Jüdische Stubenälteste wünschte man grundsätzlich nicht, aber der Massenandrang von Juden machte es notwendig, ein paar zu Stubenältesten zu befördern.

Dort, wo die letzten Häuser von Oranienburg – ‚die herrliche Sommerfrische am Lehnitzsee‘ höhnte der Poststempel – standen, hatte man wohl 1935 begonnen, mehrere Quadratkilometer märkischen Waldes zu roden. Unter Kolbenstößen wurden die Bäume gefällt, und im Laufschrift wurde der Boden planiert. Menschliche Pferde zogen Straßenwalzen, alte Esterwegener und Dachauer Häftlinge bauten Straßen und kanalisiert. Es wurden zwei Lager gebaut: so will es das System der deutschen Konzentrationslager. Das eine ist Kasernen-Anlage für die Totenkopf-Standarte Brandenburg der SS-Verfügungstruppe. Diese deutsche Revolutionsarmee mag in ganz Deutschland 250 000 militärisch ausgebildete und in Standarten (Regimenter) zusammengefaßte SS-Leute zählen. Der Dienst in der Verfügungstruppe steht dem Heeresdienst gleich. Himmler hatte sie als Schutztruppe des Nationalsozialismus gegen den Widerstand der Reichswehr durchgesetzt, die gern der einzige Waffenträger der Nation geblieben wäre¹¹¹. Ein

¹¹¹ Die SS-Wachverbände für die Konzentrationslager wurden auf Anweisung Himmlers ab März 1936 als SS-Totenkopfverbände bezeichnet. Entsprechend der geographischen Lage drei großen Konzentrationslager Dachau, Sachsenhausen und Buchenwald wurden die drei Standarten (Regimenter) der SS-Totenkopfverbände Oberbayern, Brandenburg und Thüringen genannt. Ihre Gesamtstärke betrug Ende 1938 rund 9 100 Mann.

Die SS-Verfügungstruppe, aus der sich die Waffen-SS entwickelte, wurde als bewaffnete SS-Einheit nach dem Mordeinsatz der SS gegen die SA-Führung im Sommer 1934 unter Billigung der Wehrmacht gebildet. Himmler dehnte diese Vereinbarung in den folgenden Jahren immer weiter aus, so daß Ende 1938 mehr als 14 000 SS-Männer im Rahmen der SS-Verfügungstruppe unter Waffen standen. Konsequenterweise im Aufbau einer eigenen SS-Armee wurden von Himmler mit Beginn des Krieges die inzwischen 18 000 Mann der SS-Verfügungstruppe und 8 000 Mann aus den SS-Totenkopfverbänden jetzt zur Waffen-SS zusammengefaßt.

treffendes Symbol stigmatisiert den Henkerdienst, den diese ‚Gefangenenwärter‘ ihrem System leisten: ein Totenkopf an der Mütze. Die Mannschaften, 17 bis 19 Jahre alt, lebten in gut ausgestatteten Baracken. Einige hölzerne Blockhäuser wurden gerade beseitigt und durch massive zweistöckige Kasernengebäude ersetzt, die natürlich auch von Häftlingen gebaut waren. Schuppen an Schuppen bargen Mannschafts-Kraftwagen, mit denen man in 25 Minuten nach Berlin hätte rasen können, wenn dort etwa das vergewaltigte Volk aufzubegehren. . .

Auf einem riesenhaften Kasernenhof, umgeben von Verwaltungsgebäuden, SS-Krankenhaus, Offizierskasino, Mannschaftsküche und Waffenkammer, wurde den jungen SS-Rekruten das preußische Exerzierreglement beigebracht. In den Wald hineingebaut zogen sich Reihen hübscher Landhäuser für die Sturmführer und andere sogenannte Offiziere. Die Straßen im Wald wurden gerade mit den Namen der ‚befreiten‘ Sudetenstädte benannt. Den verheirateten Scharführern waren sehr geräumige Siedlungshäuser mit Drei- und Vier-Zimmer-Wohnungen zudedacht. Für den Kommandanten sämtlicher deutscher Konzentrationslager, den Inspekteur Eicke, bauten wir eine pompöse Villa, ‚Haus Eicke‘. Ich habe unter manchem Balken geächtzt, den unser Transportkommando durch den märkischen Fliessand dorthin schleppte. Die Standarte führt ein Standartenführer (Oberst), der gleichzeitig Kommandant des Konzentrationslagers ist. Der Fronvogt von Sachsenhausen aber war wegen seiner großen Verdienste soeben zum SS-Oberführer befördert worden. Den Kasernenanlagen der SS gegenüber, durch eine breite Chaussee getrennt, liegt das Konzentrationslager. Es mag eine gute Stunde dauern, es zu umschreiten. Ein massiver Betonzaun, gekrönt von Stacheldraht, zieht sich um dieses seltsame Gemeinwesen. In Abständen von etwa 150 m stehen Wachtürme, auf ihren Plattformen drehbare Maschinengewehre.

Wer das Lager betreten will, muß zunächst eine Schildwache und dann das Meldezimmer passieren. Neben dem Meldezimmer liegen Autogaragen; eine davon dient als Leichenhalle. Wie oft habe ich jüdische Männer und Frauen, gebeugt und weinend, diesen Weg vom Meldezimmer zum Schuppen gehen sehen, wie oft hat ein Leichenauto aus Schleswig, Pommern oder Westfalen dort auf ‚Kadaver‘ gewartet. (So pflegten die Repräsentanten des neuen Deutschland jüdische Leichen zu bezeichnen, wenn sie sie den Leichendienern der jüdischen Gemeinde aushändigten.) Meldebaracke und Autoschuppen sind Teile des äußeren Lagers, das aus einem ganzen Kranz von Verwaltungsbaracken und zwei großen Arbeitsplätzen besteht. Diesen Barackenkranz sieht der Häftling nur, wenn er aus dem Lager hinaus auf die Arbeitsplätze oder in die Verwaltungsgebäude geführt wird. In ihnen ist die politische Abteilung untergebracht, die Kasse, die Verwahrungsstelle für Wertsachen und Kleider. In einem besonderen Block mit Butzenscheiben erholt sich die SS von ihrem anstrengenden Lagerdienst.

Die großen Arbeitsplätze des äußeren Lagers dienen als Holz- und Industrie-Hof und sorgen für die Beschäftigung der Lagerinsassen. Auf dem Holz-Hof steht das Elektrizitätswerk, liegen Holz- und Brikett-Vorräte, Brennholz, Reisig und unbearbeitete Bäume, die wir aus dem Wald hierher gebracht haben. Zersägt werden sie in dem modernen Sägewerk des Industrie-Hofs. Malerei, Schlosserei,

Klempnerei, Schuster- und Schneider-Werkstatt, eine große Tischlerei, ja, es ist sogar eine kleine Feldschmiede vorhanden. Und obwohl Hunderte von zersägten Balken und Brettern auf diesem Industrie-Hof frei oder gedeckt liegen, ist noch genügend Platz vorhanden, daß drei riesenhafte Kiesgruben, wohl je 8 m tief, 30 m breit und 200 m lang, geschaufelt werden konnten.

Ins innere Lager, dorthin, wo die Häftlinge leben, führt ‚das Tor‘, das berüchtigte Tor. Es ist ein massives, einstöckiges Verwaltungsgebäude mit einem torartigen Durchgang, der auf beiden Seiten durch schwere Gitter abgeschlossen ist. Zum Überfluß steht ein Posten mit Maschinenpistolen vor ihm Wache. Im Erdgeschoß dieses ‚Tors‘ sitzen Tag und Nacht Wachmannschaften. Im ersten Stock liegen die Dienstzimmer des Kommandanten, des Lagerführers und seiner Stellvertreter. Über dem ersten Stock lauern auf einer Wach-Empore Maschinengewehre, die den ganzen Appellplatz mühelos bestreichen können. Drei Scheinwerfer erhellen ihn, wenn es den Posten einfällt, mit ihren Strahlen umherzugeistern. Im Dachfirst ein Türmchen mit einer Leuchtuhr. Sie suchten wir auf unserem Weg zur Arbeit als einzigen Zeitweiser, der uns sagte, wieviel Mühsal bis zur nächsten flüchtigen Arbeitspause noch vor uns lag.

Unmittelbar zur Rechten und Linken des Tors spannt sich der ‚Draht‘, der symbolische ‚Draht‘. Er ist ein Zaun aus Betonpfählen, die, je 2 Meter 50 hoch, in Abständen von 3 Metern aufgestellt sind. Zwischen diesen Pfählen laufen acht dicke Kupferdrähte übereinander. Am Spätnachmittag, wenn die Dunkelheit einbricht, werden sie elektrisch geladen. Eine rote Laterne leuchtet als Warnungszeichen bis zum Tagesbeginn. Das eigene Elektrizitätswerk des Lagers speist auch diesen ‚Draht‘, der mit seiner tückischen Todesart ein rechtes Sinnbild des Totenhauses KZ ist. Versehentlich kann man in den ‚Draht‘ kaum hineinrennen; denn vor ihm läuft durch das ganze innere Lager der ‚Todesweg‘, ein Gang, mit weißen Steinen bestreut. Wer ihn lebenssatt oder freiheitsdurstig betritt, auf den wird ohne Anruf geschossen. Weiß ist der Todesweg, damit der Posten den Menschenschaten besser aufs Ziel nehmen kann.

Vor dem Tor breitet sich in mächtigem Halbrund der Appellplatz. Wir 14 000 Häftlinge waren dort bequem aufzustellen. Er hätte auch weitere 10 000 leicht gefaßt. Im den Halbkreis schließen sich die Holzbaracken des Lagers. In einem Sektor etwa fünf Baracken, das Häftlings-Revier mit Liegeräumen für die Kranken und Verletzten, Arzt-Sprechzimmer, Bädern, Medikamenten-Ausgabe, ja sogar einem sogenannten Operationszimmer. Im Anschluß an diese Baracke etwa vier große Blocks mit Kleiderkammer und Geräteräumen, Kasse und einem Kantinenkeller, Schreibstube und Dushraum, die wir beide beim Empfang kennen gelernt hatten, dazwischen zwei große massive Gebäude, die Häftlingswäscherei und Küche, modern und hygienisch eingerichtet. Dort liegen auch die Kartoffel- und Vorrats-Keller, die Strumpf-Stopferei und Flickstube. Dann folgen in Abständen die 48 Häftlingsbaracken, je durch eine sechs Meter breite Lagerstraße getrennt. Im Hintergrund des inneren Lagers eine große Gärtnerei, in der die SS ihre Schweine mästet. Dieses neu-deutsche Gemeinwesen, Strafanstalt besonderer Art, wäre nicht von hitlerischem Geist, wenn es nicht noch ein Gefängnis im

Gefängnis hätte. Von hohen Steinmauern umgeben, überragt ‚der Bunker‘, das düstere Lagergefängnis mit seinen Tageslicht- und Dunkel-Zellen die Häftlings-Baracken, deren Insassen täglich fürchten, das unbekannte feindliche Gebäude um irgendeines Verstoßes gegen die Lagerordnung willen kennenzulernen. Im Ganzen eine zweckmäßige Anlage, die sich bei oberflächlicher Besichtigung harmlos ausnehmen mochte.

Im inneren Lager wurden die bevorzugten Häftlinge beschäftigt, also in erster Linie die Kommunisten, für die die große kommunistische Familie sorgte. Zur Arbeit im Kartoffelkeller und in der Strumpfstopferei wurden ein paar Hundert alte Leute herangezogen. In den ersten Wochen, wo man nicht wußte, was man mit dem Menschenüberfluß anfangen sollte, durften dort auch etwa 200 Juden Transport- und Erdarbeiten machen. Die Hauptarbeit aber geschieht außerhalb des inneren Lagers. Jeden Morgen rücken 4 000 Mann auf ‚die Klinker‘ aus, ein riesiges Baugelände, auf dem anscheinend Ziegel- und Tonwerke – oder waren es Flugzeug-Fabriken? – errichtet werden. Es liegt etwa 25 Marschminuten vom Lager entfernt und ist so groß, daß die 4 000 Sklaven dort verschwinden. Es ist die Hölle des Lagers¹¹². 2 000 Mann arbeiten auf der ‚neuen Siedlung‘, bauen also die Stadt der SS-Scharführer, 300 Fronen für Herrn Eicke, ebenso viel für die Offizierssiedlung Sachsenhausen, wo die Waldstraße planiert und gepflastert werden, ein paar Hundert laden Zement und Ziegel am Kanal aus, die kräftigeren auf dem Industrie-Hof umher. Sinnvolle Arbeit, d. h. Arbeit mit einem vernünftigen Arbeitseffekt, wird nur auf den ‚Klinkern‘ und den Baustellen geleistet. Was auf dem Holz-Hof geschieht, ist ‚Beschäftigungs-Spiel‘, grausames Spiel und nicht Arbeit. Da werden Brennholz-Mieten sechs Meter hoch aufgeschichtet, kunstvoll geformt und nach einer Woche – wieder abgetragen, um in 30 Meter Entfernung neu aufgebaut zu werden. Angeblich soll ein Privatdozent der Nationalökonomie ein Buch ‚Arbeit, nicht Beschäftigung‘ geschrieben und darin die nationalsozialistischen Arbeitsbeschaffungs-Methoden kritisiert haben. Für diesen Freimut habe man ihn nach Sachsenhausen gebracht, wo er auf dem Holz-Hof Gelegenheit hatte, den Unterschied zwischen Arbeit und Beschäftigung am lebenden Objekt zu studieren. (Er hieß Forstmann. Ich selbst habe ihn nicht gesehen.)

„Das ist meine Welt, das heißt eine Welt.“ Ihr wißt jetzt, wo und mit wem ich vom 10. November bis zum 28. Dezember 1938 zu leben gezwungen war. Ihr wißt, wie man uns beschäftigt hat. Die Wesensart unserer Wärter habt Ihr am Empfangstag kennengelernt. Also könnte ich eigentlich diesen Bericht beenden. Aber

¹¹² Jenseits des Kanals zwischen Grabow- und Lehnitzsee mußten Häftlinge im Juli 1938 mit dem Bau des „Klinkerwerks“ beginnen, das jährlich 150 Millionen Ziegel produzieren sollte. Wie zahlreiche überlieferte Häftlingsberichte zeigen, gehörte die Arbeit im „Klinkerwerk“ zu den schrecklichsten und tödlichsten im Lager. Vgl. zum Beispiel das Kapitel „Klinkerwerk“ in dem Band: Sachsenhausen. Dokumente, Aussagen, Forschungsergebnisse und Erlebnisberichte über das ehemalige Konzentrationslager Sachsenhausen, hrsg. vom Komitee der antifaschistischen Widerstandskämpfer der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1974.

die knappen Schilderungen können weder unsere Stimmung verdeutlichen noch das System, das heute Deutschland beschmutzt. Ich könnte es in einen Satz fassen: ich könnte sagen, daß ich stärker noch als im Krieg hier den Urlaut der Menschenkreatur gehört und das Böse schlechthin gesehen habe. Was aber bedeuten schon solche Abstrakta? Seit sechs Jahren lese ich die ausländische Presse. Ich kenne Bücher über das Neue Deutschland, von Ausländern und Emigranten geschrieben. Aber das Geschehen in seiner Plastik ist kaum irgendwo gestaltet. Strasser hat die ‚deutsche Bartholomäusnacht‘ geschildert, Heiden den Reichstagsbrand, die Vergewaltigung Österreichs, Wesen und Treiben der Menschen, in deren Hand heute Deutschland ist¹¹³. Das Schicksal der Juden kennt man nicht. Feuchtwanger hat es in seinen „Geschwistern Oppermann“ mit allzu leichter Feder zu zeichnen versucht¹¹⁴, die englische Presse hat nüchterne Berichte, die amerikanische dramatische stories veröffentlicht. Aber was sagen diese facts, diese bösen, grauenhaften Vorgänge über unser Empfinden aus? Was der leidende Jude erlebt, wie er, ein wehrloses Opfer, von dieser Sturmflut des Hasses umhergewirbelt wird, wie er nach Atem ringt, zu Boden geschleudert sich todwund wieder aufzurichten sucht, das vermisste ich in der Zeitgeschichte, die Buch und Presse geschrieben haben. Und deshalb will ich mir die Schilderung alles dessen nicht ersparen, was in diesen sieben Wochen mit und in uns geschah.

Ich glaube, daß ich auch das Grauen und Entsetzen, durch das wir gegangen sind, ruhig und objektiv sehe und darstelle. Manchem Kameraden bin ich allzu objektiv erschienen, weil ich mich immer wieder bemühe, die letzten Beweggründe, auch des Todfeindes, ernsthaft zu prüfen. Hier in London habe ich Rabbiner Dr. Ochs aus Gleiwitz getroffen. Er ist ein gebrochener Mann und erzählt, daß eine Bewußtlosigkeit von vielen Stunden ihm zu wissen erspart hat, was in allzu schlimmen Buchenwalder Stationen geschehen ist. Daß er noch lebt, verdankt er einem jüdischen Leidensgenossen aus Gleiwitz, der den schwachen Mann wie ein Kind gehegt hat. „Wenn das, was ich gesehen habe, der liebe Gott vergißt . . .“, sagte er zu mir, und mit diesem Satz hat er ein gutes Leitmotiv für jeden gegeben, der vom Leben und Sterben in deutschen Konzentrationslagern berichtet.

Wenn ich im Lager Zeuge der neu-deutschen ‚Kulturthaten‘ war, schrieb der Chronist in mir die Einleitung zu den modernen ‚Erinnerungen aus einem Totenhaus‘ mit den Worten, die nun folgen¹¹⁵: Und jetzt beginnt die Geschichte von dem, was sich im Jahre 1938 eine halbe Autostunde von der Weltstadt Berlin ereig-

¹¹³ Otto Strasser, Die deutsche Bartholomäusnacht, Zürich 1935; Konrad Heiden, Geburt des Dritten Reiches. Die Geschichte des Nationalsozialismus bis zum Herbst 1933, Zürich 1934, und Ders., Adolf Hitler. Eine Biographie, 2 Bde., Zürich 1936/37.

¹¹⁴ In seinem zweiten Roman der Wartesaal-Trilogie „Die Geschwister Oppenheim“, 1933 erschienen, schildert Lion Feuchtwanger (1884–1958) anhand der Geschichte einer jüdischen Großbürgerfamilie in Berlin zwischen November 1932 und Spätsommer 1933 sowohl die nationalsozialistische Machtübernahme als auch die einsetzende Judenverfolgung.

¹¹⁵ Reichmann spielt hier auf die Einleitung zu den „Aufzeichnungen aus einem Totenhaus“ von Fjodor M. Dostojewski an.

net hat, im Zeitalter der Zivilisation, die jedes Leben lebenswert machen könnte, eintausendneunhundertachtunddreißig Jahre nach Christus und seiner Lehre von der Feindesliebe, ein Viertel Jahrtausend nach Überwindung des Absolutismus, hundertachtzig Jahre nach Abschaffung der Folter und hundertfünfzig Jahre nach Ausbruch der großen Revolution, die die Menschenrechte proklamiert hat.

Es sind die Tage des 11., 12. und 13. November, in denen wir 160 Berliner, Insassen des Block 16, beginnen, unsere Kameraden, 140 ‚alte Juden‘ und 50 Westfalen kennenzulernen. Die Westfalen erzählen uns, wie sie in einer Nacht Freiheit und Eigentum verloren haben: von Mitternacht bis zum Morgen des 10. November seien wilde Gestalten in ihre Wohnungen eingedrungen, hätten systematisch und mit pedantischer Gründlichkeit Bilder, Teppiche, Decken und Läufer zerschnitten, Möbel und Türen zertreten, Sessel zerstoßen und aufgerissen und jedes Glas, jede Tasse, jeden Teller, jede Vase an die Wand geschmettert. Dreimal in dieser Nacht sei der Partei-Mob, so berichtet Rabbiner Dr. David aus Bochum, in sein Haus gestürmt, um noch einen Schlüssel, noch einen Bilderrahmen zu suchen, der vielleicht der Zerstörungswut entgangen war. „Ich schütze Ihr Leben“, habe der Bandenführer mit vorgehaltenem Revolver gesagt, „Mehr kann ich nicht tun. Die Volkswut ist rasend.“

Aus Osnabrück berichtet jemand, daß die Brandhorden einer armen jüdischen Lehrersfrau höflich gekommen sind: „Nicht wahr, Frau Trepp, Sie verstehen, wir haben Auftrag ... Wir tun nur unsere Pflicht ... Wir sehen ja wie's bei Ihnen aussieht, aber wir müssen schließlich ... Haben Sie nicht ein paar alte Töpfe oder Geschirr, das wir zerschlagen können. Irgend etwas muß geschehen, Befehl ... Nicht wahr, Sie verstehen?“ Mich hat dieses Satirespiel noch schmerzhafter berührt als die Untaten, die unsere Kameraden in einer Nacht arm gemacht haben. Was mag bei uns geschehen sein? Ob auch unsere Wohnung zertrümmert ist? Ob unsere Frauen auch das wilde Heer durch die Wohnungen haben jagen sehen? Die Frauen unserer Westfalen haben kein Wasserglas mehr im Haus. Wie mag es bei uns aussehen?

„Nicht nachdenken!“, warnen die ‚alten Juden‘. „Ihr seid jetzt hier und habt an nichts zu denken als an Euch. Ihr müßt Euch erhalten. Wer den Kopf hängen läßt, kommt hier nicht raus. Lernt lieber, mit den Augen zu arbeiten, statt an Eure Frauen zu denken.“ Mit den Augen arbeiten, ist Lager-Jargon, und bedeutet, sich umsehen, ob ein ‚Brauner‘ in der Nähe ist. Nur wenn er kommt, drohen Prügel und Strafe und nur dann wird gearbeitet, wirklich gearbeitet. Sonst strengt man sich nicht an. „Die Augen müssen Schwielen bekommen, nicht die Hände.“ Schwielen vom vielen Umschauhalten, ob einer der hetzenden Hunde heranjäht. Dann wird leise, aber eindringlich, 18' geflüstert, ein Warnungskommando im Lager-Jargon. Ist die Gefahr vorüber, zieht der Höllenhund ab, dann wird das Kommando 18' durch 15' abgelöst, im gleichen Flüsterton gesprochen.

Wir verbringen den ersten Tag im Block, tragen uns in alle möglichen Listen ein, fegen die Lagerstraße, säubern die Baracke und nähen unsere Abzeichen an. „Heute braucht Ihr noch nicht zu arbeiten. Seid froh! Ihr kommt noch früh genug dran!“ Das klingt nicht sehr beruhigend. In jeder Juden-Baracke sind 350 Men-

schen zusammen gepercht, und es ist unmöglich, sich hinzusetzen. So stehen wir lungernd herum und sprechen ganz leise miteinander; aber auch das leise Sprechen von 350 Menschen tönt wie lautes Summen. „Ihr sollt nicht so brüllen“, schreien die Stubenältesten. „Paßt auf, was euch passiert. Ihr wollt gebildete Leute sein.“ Niemand von uns brüllt, die Stubenältesten brüllen. Sie wissen nicht, wie sehr sie sich dem Lager-Ton angeglichen haben. Sie wissen auch nicht, daß das Lager mit seiner täglichen Gefahr, der Angst vor Prügel und Strafe, sie, die abgebrühten BVer, zu nervösen Menschen voll geballter Spannung gemacht hat. Wir, die wir gewohnt sind, bewußt zu leben, spüren die stündlich wachsende innere Erregung, fühlen wie die Spannung an unseren Nerven zerrt. Niemand meditiert, klagt, klagt an. Aber wir alle sind voll innerer Verhaltenheit, wenn wir auch ruhig scheinen und uns äußerlich nichts anmerken lassen.

Wir putzen die Blechmesser und Gabeln, die Löffel und die Eßgeschirre aus Aluminium, die ein jüdischer Fabrikant, Opfer der Juni-Aktion, dem Lager ‚gestiftet‘ hat. Es soll bald Mittag geben. Plötzlich schreit es ‚Achtung‘! Seit zwanzig Jahren habe ich das militärische Kommando nicht mehr gehört. Fast alle sind wir Soldaten gewesen, viele Offiziere. Wir reißen die Knochen zusammen und stehen stramm. Ein paar alte und kranke Kameraden, die soldatische Regeln nicht kennen, haben die Hände nicht an der Hosennaht, als in der Tür zwei Scharführer erscheinen. „Ihr wißt wohl nicht, was Ihr zu tun habt, wenn ‚Achtung‘ gerufen wird? Ihr Muselmänner¹¹⁶! Hinlegen! Auf! Hinlegen! Auf! Hinlegen! Auf! Nieder! Auf! ...“ Wir haben in der Baracke kaum Platz zum Stehen, wie sollen wir uns da hinlegen? Wir fallen übereinander, schlagen gegeneinander, treten uns. Mir macht es nichts aus, hinlegen zu markieren, aber neben mir ächzen die Alten, die Herzkranken, die Asthmatiker. Die SS jault vor Freude. Endlich gehen die beiden Treiber fluchend davon.

„Ihr seid blödsinnig. Mit Eurem Geschrei habt Ihr sie reingelockt. Wenn Ihr nicht endlich die Schnauze haltet, geht der Block hoch“, brüllen wieder die Stubenältesten; am lautesten zwei BVer aus Beuthen, wahrscheinlich tüchtige Einbrecher und Messerstecher, alte Kunden des Strafgerichts, tückische Kerle. Es gibt Essen, eine Schüssel voll Graupen. Wir können noch nicht die Hälfte essen, obwohl wir 36 Stunden nichts im Magen haben. „Eure Reste hier in den Eimer, die ‚alten Juden‘ von den ‚Klinkern‘ haben mehr Appetit!“ Später, als wir gemeinsam aßen, haben uns die ‚alten Juden‘ jeden Suppenrest, jedes Stückchen Brot gierig abgenommen. Sie ‚standen nicht mehr so im Fett‘ wie wir, die ‚vollgefressenen Juden‘.“

Am Nachmittag treten wir zum Exerzieren an. Unser Blockführer, SS-Scharführer Kaiser, ‚bewegt‘ uns. Wenn die Freiübungen, das Marschieren und der Laufschrift nicht schlimmer werden, wird es trotz meines Bauches schon gehen.

¹¹⁶ Als „Muselmänner“ wurden im Lagerjargon die schwachen, ausgezehnten Häftlinge bezeichnet, die „Menschen in Auflösung“ (Primo Levi), die sich aufgegeben hatten und deren Sterben erwartet wurde.

Aber die älteren Leute japsen nach Luft, sind ganz außer Atem, greifen an ihr Herz und stöhnen: „Ich bin herzkrank, ich kann nicht mehr.“ Der Scharführer schickt sie ins Glied zurück, läßt uns exerzieren, als wären wir 18 Jahre alt und nimmt keine Rücksicht darauf, daß Männer von 60 und 70 unter uns sind. Aber es fällt uns auf, daß er nicht schlägt. „Marschieren! Links – zwei – drei – vier –, links – zwei – drei – vier! Raus die Knieen, raus die Knieen!“

Knabe, denke ich, wo hast Du deutscher Mann deutsch gelernt? Zwei Stunden geht das Exerzieren, dann tritt der Scharführer ab. Wir dürfen uns rühren. Ein Stubenältester übernimmt das Kommando. Jetzt wird das Exerzieren durchaus gemütlich und erträglich, die Alten dürfen zur Seite treten und sich im Stehen ausruhen. Es wird Abend. Die ‚alten Juden‘ kommen von der Arbeit zurück, sie stürzen zum Resteimer und bitten uns um Brot. Ein Hamburger macht uns Mut: „Der Zirkus ist nur in der ersten Zeit so schlimm. Bei der Arbeit nehmen wir euch zwischen uns, dann wird 's schon gehen. Ihr seid viele, und es ist November. Ihr könnt's gar nicht so furchtbar haben, wie wir in der Gluthitze. Die Sonne hat uns die Haut vom Kopf heruntergedörnt, keiner, der nicht einen geschwollenen Schädel hatte. Und kein Wasser! Auf dem Schießplatz haben sie uns abgeknallt, 90 tote haben wir verloren, 90 und 900 Juden, in vier oder fünf Wochen! Ihr wißt ja nicht, was wir gelitten haben, und kein Mensch hat sich um uns gekümmert.“ Ich fühle mich zu Unrecht angegriffen. Wir haben uns schon gekümmert, aber was wissen die armen Kerle von unserem vergeblichen Anrennen gegen die Mauern des Hasses! Der Erfolg war gegen uns, und jetzt sind wir selbst Opfer.

Es ist 6 Uhr 30. Der Blockälteste läßt uns vor der Baracke antreten. Drinnen werden die Tische und Bänke aufeinander gestellt, und der Tagesraum wird gekehrt. 50 Mann müssen dort auf den blanken Dielen schlafen, weil die beiden Schlafsäle die 350 Menschen nicht fassen. Es ist sieben Uhr geworden; wir müssen uns schlafen legen. Wir versuchen, unsere Lagerstatt von gestern wiederzufinden, aber das ist nicht möglich. Hundertzwanzig Mann liegen in jedem Schlafsaal auf dem Stroh, der Rest steht herum oder versucht vergeblich, sich zwischen die Pökelheringe zu zwängen. In diesem Schlafsaal mögen 60, höchstens 70 Menschen unterkommen, wenn die Betten übereinander stehen. Wir aber sind 150. Niemand hat so viel Raum, daß er auf dem Rücken liegen könnte. Jeder liegt auf der Seite und krümmt sich so eng zusammen, wie er es nur vermag.

„Sollen eure Kameraden im Stehen schlafen? Sieh dir mal den rücksichtslosen Kerl an: der liegt auf dem Rücken und 20 Kameraden stehen hier noch herum!“ Es wird recht unsanft Platz geschafft. Wir liegen aneinandergedreht Rücken an Rücken, spüren den Atem des Nebenmanns und halten jeden Schlaf in dieser Verkrümmung unmöglich. Es sind dünne und dicke Pferdedecken ausgegeben, und wer zufällig eine dicke erwischt hat, kann sich ihrer nicht immer kampfflos erfreuen. Unsere schmutzigen Schuhe und den Rock haben wir ausgezogen, die Schuhe sind unser Keilkissen, der zusammengerollte Rock und die Mütze das Kopfkissen. Die Stütze ist hart wie der Stein, auf dem der biblische Jakob geträumt hat. Entkleiden dürfen wir uns nicht. Wer noch einen Brotrest für den nächsten Tag aufbewahren will, hat ihn in der Hosentasche.

Mich bedrückt dieses Nachtlager nicht. Ich empfinde es komisch, grotesk und lache in mich hinein. So müßten unsere Frauen uns sehen. Würden sie auch lachen? Wir sprechen mit unseren Nachbarn; meiner ist Dr. Alfieri, aus Österreich stammend, der Typ des braven Soldaten Schwejk. „Bist du nicht der Neffe von Gerta Roth? Was sagst du eigentlich zu diesem Zustand? Auf dem Rücken liegen ist hier eine Orgie, was? Schnarchst du eigentlich? Schönen Platz haben wir uns hier ausgesucht, wie? Der Dicke hinter uns macht Musik, der pfeift ja durch die Nasenlöcher, hör mal, wie der pustet! Ich glaube, das ist kein Mensch, das ist ein Nilpferd!“- „Was wiegst du eigentlich, Alfieri? Doch auch über zwei Zentner? Der Dicke dort muß mindestens drei wiegen. Wie der aussieht! Ich glaube, der hat Basedow. Der wird nicht durchhalten. Hast du den Langen gesehen, den Historiker? Der sieht aus wie der Tod, und taub ist er auch. Der hört kein Kommando. Der wird nicht lange machen!“

Ich spreche nüchtern aus, was jeder beobachtet hat; aber wir erschauern. Das da sind kranke Menschen, doch sie würden leben, ungefährdet leben draußen, in der Freiheit, unter den gewohnten Bedingungen. Dieses Lager wird ihnen ihr Leben rauben, wird sie morden. – „Wollt ihr endlich den Mund halten“, schreit der Blockschreiber. Und nun folgt der ‚Abendsegen‘, den uns der geschwätzig Frankfurter täglich gibt. Manches, was er sagt, ist nützlich, vieles großspurig und unwichtig. Dann erscheint Karl, gibt uns Winke für das morgendliche Waschen, das mit entblößtem Oberkörper erfolgen muß und sagt alles, was er uns über die Lagerordnung zu berichten hat, humorig und mit gesundem Mutterwitz. Plötzlich wird er scharf und bitter: „Ins Revier oder zur Ambulanz dürft ihr Juden nicht. Für Juden gibt's kein Revier, für Juden gibt es keine Ambulanz, für Juden gibt's nur einen Sarg!“ Er hat wörtlich zitiert, was bei der Befehlsausgabe von der Lagerführung angeordnet wurde. „Ich kann nichts machen. Tut mir leid. Gute Nacht.“ Und Karl geht in den Tagesraum. Langsam beginne ich zu begreifen, wer krank ist, wird nicht in die Krankenstube, das Revier, geführt; wer sich verletzt hat, wird von der Ambulanz nicht verbunden. „Für Juden gibt es nur einen Sarg“. So ist das hier! -

Das Licht wird ausgelöscht, wir versuchen zu schlafen. Drüben stöhnt einer, dort röchelt es. Asthma, denke ich. Aus einer anderen Ecke klingt es wie ein Schluchzen. Ja, für weiche Leute ist das hier kein Aufenthalt. Nebenan im Tagesraum brüllt jemand plötzlich ‚Achtung‘! Es wird Licht. Zwei Scharführer stehen in der Tür und feixen. Wir wollen aufspringen, aber sie kommandieren gnädig: „Weitermachen!“ . Das heißt also in diesem Fall: Liegen bleiben.

„Wer ist hier vorbestraft?“ Einer meldet sich. Unsere Wärter sind sehr verwundert, daß der neue Fang im Unterschied zum Juni „keine Vorbestraften“ enthält.

„Was bist du von Beruf?“, herrscht der SS-Mann einen anderen Häftling an.

„Rechtsanwalt“.

„Aha – mit der Kontoristin Rassenschande getrieben! Schwein! – Was bist du?“

„Arzt“.

„Wieviel Abtreibungen hast du gemacht, Saujud?“

Schweigen.

„Keine Abtreibung? Keine Rassenschande, was? Immer fette Judenweiber gehabt, ne? Dicke, fette, wie? – Was bist du?“

„Kaufmann“.

„Aha, deutsche Volksgenossen be...? Hat aufgehört, Gott sei Dank! Den Staat um Steuern betrügen, was? Hat euch so gepaßt! Um wieviel Steuern hast du den Staat betrogen?“

„Ich habe nicht betrogen.“

„Frech wird der Kerl auch noch! Das ist eine Elite. Vollgefressenes Judenpack! Na, den Bauch werden wir euch schon wegbringen, da könnt ihr sicher sein!“

Sie grinsen über ihren Witz und gehen laut lachend aus dem Saal. Ein Stubenältester ruft: „Achtung“ und sieht durchs Fenster, daß die beiden die nächste Baracke beglücken. „So“, meint er, „Da habt ihr den Salat. Wie oft sollen wir euch noch sagen, daß ihr ruhig bleiben sollt. Sie werden euch noch rausholen, dann könnt ihr die ganze Nacht ‚Sport‘ machen oder draußen stehen oder ‚rollen‘. Die haben uns schon im Hemd in der Nacht ‚rollen‘ lassen. Als ob ihr keinen Verstand hättet!“

Wieder geht das Licht aus; es mag 8 Uhr 30 sein. Hoffentlich haben wir jetzt Ruhe. Hüsteln. Schnarchen, Unruhe, die vom Versuch herrührt, sich zu recken und sich auf die andere Seite zu legen – langsames Einschlafen. Durchs Fenster sehe ich das müde Licht, das den Gang in der Nachbarbaracke erleuchtet. Sonst ist alles dunkel. Doch ab und zu wird die Lagerstraße taghell. Das ist der Scheinwerfer, der von den Wachtürmen kommt. Die Blockeingänge sind nicht verschlossen; aber wer hinausgeht, auf den wird ohne Warnung geschossen – wenn in der Baracke etwas passiert, kann der Blockälteste eine Notlaterne auf die Straße werfen. Dann schießt der Posten nicht. Sonst ist jeder Schritt aus der Baracke Selbstmord. In Buchenwald haben einige Häftlinge, darunter ein Kaufmann Krebs aus Berlin, ihrer Qual so ein Ende gemacht.

Wie es auch immer kommt, denke ich, den Gefallen werde ich ihnen nicht tun. Sollen sie mich zu Tode hetzen! Ich will versuchen, so lange auszuhalten, wie es nur geht. Freiwillig trete ich nicht ab. Das war nicht Lebenshunger – der kam erst später – sondern Trotz, politischer Trotz, der dem Feind den leichten Sieg nicht gönnt. Neben mir scheint alles zu schlafen. Der Dicke bläst und pfeift beim Luftschnappen wie ein kakophonisches Orchester. Wenn es Preise für Wettschnarchen gibt, wird sicherlich der erste an Rechtsanwalt Horwitz fallen.

„Hau doch dem Dicken auf den Kopf“, rät Alfieri. Ich tue das. Der Dicke preßt etwas wie „Rücksichtslosigkeit, Unverschämtheit“ durch die Nase. Dann siegt die Müdigkeit und ich schlafe. Was ist das? Verfluchte Schweinerei, wer tritt mich denn da? Ach, das sind die Läufer, die sich in die Latrine tasten. Sie kriechen über unsere Leiber und müssen uns treten. Es gibt ja keinen Gang, und es gibt kein Licht, wie sollen sie sich zurecht finden? Ein alter Mann, der über meine Füße stürzt, zu Boden fällt und sich und mich schlägt, schluchzt. Er schluchzt nicht, weil er sich geschlagen hat. In solchen Augenblicken überkommt ihn und uns alle die Trostlosigkeit dieses Lebens hier. Noch vor ein paar Tagen hat uns bürgerliche Be-

haglichkeit umgeben, und heute müssen wir auf allen Vieren kriechen, um unsere Notdurft zu verrichten.

Dieses Wandern stört uns jede Nacht. Es ist quälend für den, der fürchten muß, mit jedem Schritt seine Kameraden zu treten und schmerzhaft erschreckend für die Getretenen. Später hat man versucht, uns so zu legen, daß ganz schmale Gänge entstanden, in denen die nächtlichen Wanderer wenigstens Fuß vor Fuß setzen konnten. Mochte der tägliche Kampf um die Lagerstätte, das Betteln um wärmere Decken – im Laufe der Zeit, als die Entlassungen es gestatteten, wurden zwei Decken ausgegeben – noch so widerwärtig sein; mochte das Hüsteln, Stöhnen, Schnarchen und Treten noch so sehr stören: der Augenblick, in dem wir uns aufs Stroh legen durften, war der Schönste unseres Tages. Ruhe, Ruhe – die Quälgeister kamen ja nicht jeden Abend.

Allerdings, wenn das Licht verlöscht war, jagten uns die Gedanken durch den Kopf. ‚Gestern Abend noch freie Menschen und heute?‘ Wie heißt es in der Haggada¹¹⁷? ‚In diesem Jahr Knechte, im nächsten freie Leute.‘ Umgekehrt – gestern noch freie Menschen und heute Sklaven. Im nächsten Jahr aber. . . Es überkommt uns eine abergläubische Scheu, nicht an das nächste Jahr zu denken. Dieses Jahr haben wir alle unsere Familie ernähren können. Was wird im nächsten sein? Vielleicht verenden wir in diesen Mauern. Aber die Mehrzahl erlöste der Schlaf wenigstens für Stunden. Da es keine Uhr gab, wußten wir nicht, wie lange wir schliefen und wie lange wir dem neuen Tag entgegen wachten. Dieses Wachen war qualvoll, und doch – wir lagen immerhin, und die Körperwärme der Kameraden ließ zum Beispiel mich nicht frieren. Später kauften wir gemeinsam einen Wecker für Karl. Dann schlich ich, wenn der Schlaf zu Ende war, in den Tagesraum zu der Ecke, in die sich Karl auf einen Strohsack gebettet hatte. Der Dämmerchein von drüben ließ mich die Ziffer nicht erkennen, und so wartete ich, bis wieder einmal der Scheinwerfer über die Lagerstraße strich. Dann las ich: 2 Uhr 30. Also noch zweieinhalb Stunden Zeit bis zum Wecken! Wie reich bin ich: noch zweieinhalb Stunden gefahrlos leben können, zweieinhalb Stunden Ruhe, allein mit seinen Gedanken, vielleicht sogar mit seinen Träumen in dieser Muße, in der es sonst kein ‚Allein‘ gibt! Ich lege mich wieder hin, ich dämmere wieder ein, bis mich der Lichtschein aufschnellen läßt. Wenn es hell wird, müssen wir im Augenblick vom Boden aufspringen. Wer liegen bleibt, gilt als Faulenzer und Gehorsamsverweigerer. Die SS ist früher aus dem Bett als wir. Sie schleicht im Dunkeln in die Baracken und steht augenblicklich im Schlafraum, wenn das Licht aufblitzt.

„Könnt ihr nicht aufstehen, ihr faulen Hunde, ich werde euch Beine machen“ und dann beginnt die wohlbekannte Übung des ‚Hinlegen – Auf, Hinlegen – Auf‘ in dieser Enge, wo alles durcheinander stürzt, die Alten sich keuchend hoch zwingen, um sich gleich wieder klatschend fallen zu lassen, das alles unter schallendem

¹¹⁷ Die Haggada ist eine volkstümliche Pessach-Erzählung zur jüdischen Geschichte, die der Vater zu Beginn dieses jüdischen Familienfestes am ersten oder zweiten Pessach-Abend vorliest.

Lachen und Höhnen der SS-Bengel. Sie wissen genau, daß wir nicht faul sind, aber der Spaß am Quälen treibt sie zu uns. Sie kommen in den Schlafsaal, stören uns in der kärglichen Frühstückszeit im Tagesraum und plagen uns im Waschraum. 350 Menschen müssen sich da binnen 25 Minuten waschen. Wir halten den Mund unter der Leitung und spülen ihn so, begießen uns die Brust und den Kopf, einer steht hinter dem anderen, um rasch ein paar kalte Schauer zu erhaschen, dann halbnackt in den Gang zu stürzen und dort das Hemd auszuziehen. Denn ziehen wir es schon im Waschraum nach dem Waschen über, dann wird uns der Blockführer sicherlich beschuldigen, wir hätten uns verbotswidrig im Hemd gewaschen. Erklärungen gibt es ja nicht, und so setzt es Meldung, die offizielle Bestrafung nach sich zieht. Sind unsere Peiniger milder gestimmt, dann schlagen sie dem Sünder nur ein paar Ohrfeigen oder begießen ihn mit Wasser. Bei besonders guter Laune empfehlen sie ihn der Fürsorge des Blockältesten. Dann brüllt Karl lauter als ein Sturm SS-Leute: „Du Schweinehund, mit dir rechne ich ab, na warte nur. Du kannst heut etwas erleben.“ Ist der SS-Mann draußen, ordnet Karl ‚drakonische‘ Strafen an. „Du wäschst heute das ganze Geschirr ab!“ – und er zwinkert mit den Augen. Dem Waschraum-Galopp war der Weg zur Latrine vorausgegangen. 60 Männer in einem Raum, einer hinter dem anderen stehend, in widerwärtig stinkender Luft, welch fürchterlich Umstellung! Der Zivilisationsmensch, der für seine Bedürfnisse Anonymität beansprucht, ist binnen 24 Stunden ein Herdenstück geworden.

Am Sonnabend, den 12. November nähern wir noch immer, putzen und fegen. Beim Mittagessen, das wir am Boden kauern oder stehend verschlingen, unterhalten sich zwei kulinarische Sachverständige über das Mahl in unserem Blechnapf. Dr. Zwillenberg, Mitinhaber des Warenhauskonzerns Tietz, der Mann mit den berühmten Lebensmittel-Abteilungen und ich. „War gar nicht schlecht, wie? Wohl gewärmtes Corned beef mit Kartoffeln.“, - „Ja, muß wohl so was gewesen sein. Wirklich gut zubereitet. Schmeckt fast wie Gulasch.“ Wir sind, wie sich herausstellt, sehr schlechte Sachverständige. Es war nämlich ‚Polaris‘, konserviertes Walfischfleisch, was wir da gegessen hatten¹¹⁸. Selbst um diese edle Kost hat man sich später gerissen, und ich hätte oftmals gern eine zweite Schöpfkelle mit Walfisch-Gulasch-Saft über meine trockenen Kartoffeln geschüttet. Die ‚alten Juden‘ leckten ihre Näpfe förmlich aus, wenn es ‚Polaris‘ gab. Ob die widerlichen Furunkulose-Erscheinungen, unter denen bald viele Kameraden litten, von dieser Delikatesse herrührten, kann ich nicht beurteilen.

Scharführer Kaiser läßt uns exerzieren. Er ist Sachse, vielleicht 22 Jahre alt, sein Gesicht ist verwaschen, dumm, aber nicht roh. Er scheint gutmütig zu sein, kein Sadist wie seine Kameraden. Er fragt nach unseren Berufen und hört sie schweigend an. Nichts von den lagerüblichen Reaktionen. „Also Rassenschänder, Ab-

¹¹⁸ Die Geschichte, daß die Gefangenen in Sachsenhausen Walfischfleisch essen mußten, taucht in etlichen Schilderungen ehemaliger Häftlinge auf, ist allerdings anhand der überlieferten Dokumente nicht zu belegen.

treiber“ usw., die die gelehrigen Unterführer vom Geist des Kommandanten und seines Lagerführers entliehen haben. Dieser Junge schweigt! Spürt er durch die schändliche Zuchthaus-Kleidung hindurch etwas von der Leistung und Würde der Menschen, die hier vor ihm stehen? „Kaufmann, Musiker, Richter, Angestellter, Arzt, Chemiker, Lehrer.“ Vor sechs Jahren hat Kaiser zu solchen Männern aufgesehen. Er scheint nicht so gründlich vergessen zu haben wie die anderen. Nach einiger Zeit kommandiert er ‚Rühren‘, geht in die Baracke und unterhält sich drinnen mit dem Blockältesten.

‚Achtzehn‘ wispert es vom Flügelmann her. ‚Vierkant‘ wälzt sich heran, Eisfeld, der Lagerführer, begleitet ihn. Wir reißen die Mützen herunter. Fleischermeister Golombeck, Führer eines Regiments SS, das immerhin die deutschen militärischen Abzeichen trägt, mustert uns und knirscht gütig und väterlich! „Nehmt euch ja in Acht, sonst gibt's 25 auf den...!“ Kein Grund für diese lebenswürdige Ermahnung, aber der neudeutsche Fronvogt hält solche Drohungen für pädagogisch. Sein blonder Begleiter übertrumpft ihn: Er tritt mit dem Stiefel, wer ihm gerade zunächst steht. Er ist etwa 40 Jahre alt, also 15 Jahre jünger als der Herr Oberführer und stammt aus Halle, wo sein Vater Kolonialwarenhändler ist. Aus Halle stammt Heydrich, der wirkliche Chef der Gestapo, der Mann mit der fliehenden Stirn, der ‚Mörder‘. Eisfeld könnte sein Busenfreund sein, sein getreuer Nacheiferer ist er sicher.

In der Baracke hat Karl einen Mann liegen lassen, der ganz leise um Wasser wimmert. Er bittet, daß wir das Fenster an seinem Kopfende öffnen. Dr. Peiser bemüht sich um ihn. Am nächsten Morgen wird das Wimmern noch flehender: „Kamerad, gib mir einen Schluck Wasser!“ Ich frage Dr. Peiser, was dem Armen fehlt. „Zucker“, sagt der Arzt, „Koma; ich kann nichts tun, ich habe kein Insulin.“

„Darf ich ihm Wasser geben?“

„Du kannst nichts mehr verderben.“

Ich sehe in das wächserne Gesicht und beginne zu begreifen, daß dieses menschliche Wesen verbrennt. Fünf Minuten von uns entfernt ist das Revier. Dort mag es Insulin geben. Aber: ‚Für Juden gibt es nur einen Sarg‘. Wir knieen bei dem Röchelnden nieder, geben ihm Wasser, schaffen ihm Luft, indem wir ein Barackfenster öffnen. Dann aber müssen wir zum Zählappell hinaus, und Karl verlangt, daß auch der Todkranke hinausgeht. Zwei Kameraden fassen ihn unter die Arme – er kann nicht mehr gehen –, sie tragen ihn hinaus. Wir stehen zum Appell angetreten und werden gezählt; erst von Karl, dann vom Blockführer. Wir stehen ‚stillgestanden‘, der Appell dauert zwanzig Minuten. So lange hängt der Menschenrest in den Armen seiner Nebenleute, dann tragen sie ihn auf das Stroh zurück.

Mittags wiederholt sich der Appell: wieder wird der Sterbende hinausgeschleppt, wieder hängt er – ‚stillgestanden‘. Abends ist zum dritten Mal Appell. Es hilft nichts! Wer nicht tot ist, muß antreten. Niemand darf beim Appell in der Baracke sein, wenn das Lager gezählt wird. Dreimal am Tage müssen wir Hans Hirschmann, Handelsvertreter aus Berlin, zum Appell schleppen. Auch Karl kann nicht helfen. Drinnen, wenn wir ihn wieder aufs Stroh legen, wimmert es leise aus dem schon spitzen Mund: „Gib mir Wasser, ich muß ja doch sterben.“

„Hast du gesehen, wie einer von den Braunen den Zuckerkranken geschlagen hat?“

„Unmöglich! Auch den?“

„Und wie!“

Sonst sprechen wir kein Wort über das Verenden, dessen Zeuge wir sein müssen, ohne helfen zu können. Am nächsten Morgen hängt er wieder zwischen zwei Kameraden, die Hände um ihren Nacken gekrallt. Sie fassen ihn fest, weil er völlig kraftlos ist. Sein Kopf liegt auf der Brust, das Gesicht hat kein Leben mehr, die Augen sind geschlossen. Wenn er doch endlich erlöst wäre!

„Stillgestanden!“ – Die Meldung ist vorüber. „Rührt euch!“ Der Blockführer – es ist nicht Kaiser, der den Appell abnimmt – geht fort. Die beiden Kameraden wollen den Sterbenden rasch auf sein letztes Lager tragen. Da dreht sich der Blockführer um, wendet und geht langsam auf die Gruppe zu. Er sieht, daß da zwischen den Schultern etwas hängt, was einmal ein Mensch war. Das Bild muß er kennen: Es ist doch der Gekreuzigte, der mit ausgebreiteten Armen, herabgesunkenem Kopf und erloschenen Augen leidet. Jetzt habe ich sie gesehen, die Kreuzigung, anders als auf den idealisierenden Bildern der Italiener. Nur ein Greco hat dieses Verenden, dieses Absterben so zu malen gewagt. Aber die Bestie in menschlicher Gestalt grinst nur: „Wer hat euch erlaubt abzurücken? Der Block tritt ab. Die drei bleiben stehen! Ich werde euch anstreichen, ohne Befehl abzurücken!“ Und während wir abschwirren, um zur Arbeit eingeteilt zu werden, muß die Kreuzigungsgruppe weiter vor der Baracke stehen.

Als wir am Abend von der Arbeit zurückkehren, fragt Karl laut unseren Block: „Wer kennt Hans Hirschmann?“

„Hier, hier, hier!“

„Der Mann ist tot.“

Sonst sagt er nichts, aber er fühlt wohl das Gleiche, wie wir, die wir diesen Anblick niemals vergessen werden. Ich hörte später von dem Schauspieler Max Ehrlich, daß Hirschmann sein Wohnungsnachbar war. Er hatte mit täglicher Insulinzufuhr gelebt und ist wie so viele gestorben, weil sie plötzlich unterbrochen wurde. Er war 32 Jahre alt; ich hatte ihn für 55 gehalten. Seine Frau soll das verbrannte Gesicht im Leichenschuppen kaum noch erkannt haben.

Am Sonntag, den 13. November, werden die ‚neuen Juden‘ für die verschiedenen Arbeitskommandos eingeteilt. Das Lager ist wie an jedem Wochentag ausgerückt. Hier gibt es keinen Sonntag und keinen Feiertag. „Ja, in Dachau“, schwärmen die Stubenältesten, „da hatten wir es gut. Am Sonnabend um elf Uhr ist dort Schluß, und der Dienst beginnt erst wieder am Montagmorgen. Da hast du deine Ruhe. Hier aber ist die Hölle. Der vorige Lagerführer hat uns wenigstens einmal im Monat einen freien Sonntag gemacht, aber der Satan...“ Alle Häftlinge unter 45 Jahren werden für die ‚Klinker‘ eingeteilt. Wir machen lange Gesichter. Der Blockschreiber redet uns gut zu: „Die ‚Klinker‘ haben auch ihren Vorteil: die Postenkette kommt nicht so nah an euch heran. Ich würde lieber auf die ‚Klinker‘ als auf die neue Siedlung gehen.“

Aber noch ist uns ein Tag geschenkt. Wir stehen am Vormittag vor unserer Baracke und jede fünf Minuten wird ein Mann zum Rasör gerufen. Endlich haben wir wieder ein sauberes Gesicht. Am Nachmittag stehen wir wieder auf der Lagerstraße, neben uns die anderen Blocks. Wir stehen uns die Beine in den Leib. Ein alter Mann ist aus der Nachbargruppe fortgelaufen und scheint etwas zu suchen; ein Westpreuße nach seinem Tonfall. Der Blockälteste faßt ihn am Arm: „Mach, daß du ins Glied zurückkommst!“ Der alte Mann lächelt: „Ich wohne doch in der Preußenstraße.“ Der Blockälteste versteht nicht: „Ich wohne doch in der Preußenstraße.“ Jetzt beginnt der Blockälteste zu begreifen: „Mach keine Sachen, geh zurück!“ – Der Alte reißt sich los und lächelt überlegen: „Preußenstraße 41, da wohne ich doch. Ich muß doch in die Preußenstraße, was willst du denn von mir?“ Ob der Alte geisteskrank war, ob diese Tage eine Geistesstörung ausgelöst hatten – ich weiß es nicht.

Wir stehen viele Stunden nutzlos umher. Nur gut, daß die Novemberluft warm ist. Es hat nicht geregnet, der Boden ist trocken. Die Frommen unter uns empfinden dieses Wetter als eine gütige Fürsorge des Schicksals, das die schuldlos Leidenden so vor den Unbilden und der Gefahr der Witterung behütet. Was aber soll aus uns werden, wenn sich der Himmel grau und winterlich wandelt? Die Zuchthäuslerjacken sind aus deutscher Ersatzwolle gewebt. Die schützt nicht vor Kälte. Wir sind zwar noch bevorzugt, haben Mützen, speckige, verschiedene Gefängnis- oder Militärkappen, aber immerhin Mützen. Die da drüben, ein, zwei, drei, vier Blocks, ja mehr noch, haben keine. Die Kammer war auf diesen Ansturm nicht vorbereitet. Am Nachmittag sollen wir eine Karte nach Hause schreiben dürfen. Das Porto für alle Juden haben drei Kameraden verauslagt. Wir werden ihnen die 900 Mark, die aus ihrem Depot entnommen wurden, später zurückgeben, wenn wir unser Geld ausgezahlt erhalten; denn jetzt bekommen wir noch kein Geld. Wir dürfen nichts in der Kantine kaufen, zur Strafe für den Mord, den wir begangen haben. Wir dürfen auch nicht rauchen, zur Strafe für unseren Mord.

Zur Strafe für den Mord haben die ‚alten Juden‘ am 9. November ‚Sport gemacht‘. Um fünf Uhr morgens sind sie aufgestanden, um fünf Uhr nachmittags sind sie von den ‚Klinkern‘ zurückgekehrt; die anderen Blocks durften abrücken, die 450 Juden aber haben ‚Sport gemacht‘. Sport nach allen Regeln der Menschenschinderei: Kniebeuge in zehn Zeiten. Hüpfen in Kniebeuge so lange, bis man umfiel. Dauerlauf, Hinwerfen und Rollen. Auf und Nieder, wieder Dauerlauf und das fünf Stunden hintereinander! Als sie dann in ihre Baracken sanken, hatte man ihnen ihr Brot und ihr Abendbrot weggenommen. Zur Strafe für den Mord! Zur Strafe für den Mord hat man den jüdischen Menschen in der Provinz ihre Wohnungen zertrümmert und ihre Habe zerstört! Zur Strafe für den Mord hat man uns eingefangen, läßt man unsere Kranken sterben, gibt es kein Revier, keine Ambulanz für Juden – zur Strafe für den Mord.

Vor unserer Gruppe steht der ‚Eiserne Gustav‘. Er hat eine Nase wie ein Korkenzieher, sein Gesicht ist eine ganz gewöhnliche Verbrechervisage, Rohheit und Dummheit in einem. Er spricht einen Häftling an, wir anderen stehen, Mützen ab, stramm.

„Was bist du?“

„Kaufmann in Berlin.“

„Haben sie dir deinen Laden eingeschlagen?“

„Ich weiß es nicht.“

„Hoffentlich! Bestimmt! Einer von euch hat doch einen von uns ermordet, ihr Lumpen, ihr Drecksäcke! Sie haben dir dein Geschäft eingeschlagen, verstehst du? 's recht so! Und mit dem Be... ist es auch vorbei! Ihr dürft nicht mehr schachern, es gibt keine jüdischen Geschäfte mehr – 's recht so! Habt ihr nicht gelesen? Das neue Gesetz? Nein? Ihr dürft das Volk nicht mehr betrügen, ihr Gauner. Und eine Milliarde müßt ihr auch zahlen, ihr Strolche! 's recht so!“

So erfuhren wir zum erstenmal von den Göringschen November-Verordnungen. Irgendwer hatte einen Gesprächsfetzen aufgefangen, und alle möglichen Gerüchte hatten sich an die Worte ‚Gesetz‘, ‚Milliarde‘ geknüpft. Es schien uns ziemlich gleichgültig, was draußen geschah. Die meisten waren überzeugt, daß die Juden ohnehin nicht mehr in Deutschland bleiben konnten und hatten nur einen Gedanken: auswandern, um hier herauszukommen. Mir selbst war der Gedanke der Auswanderung noch immer fern, und in der ersten Karte, die ich an Eva schrieb, wußte ich nichts Wesentliches darüber mitzuteilen. Lilienthal und ich unterhielten uns über den Sinn der Massenverhaftung: Natürlich sollte sie einen unmittelbaren Druck auf die Auswanderungsbereitschaft ausüben. Aber wie eine Massenauswanderung durchführen? Daß man uns, wie ein Gerücht es wissen wollte, nur so lange in Haft halten würde, bis Herr vom Rath beerdigt war, mochten wir nicht glauben; dazu war der Aufwand zu groß.

Am Morgen des 14. November marschierten wir also zu den ‚Klinkern‘ aus. Zum erstenmal passierte ich das ‚Tor‘, an dem SS-Offiziere und Scharführer die ausrückenden Züge wie eine Schafherde zählten. Je fünf marschierende Reihen wurden mit Stöcken getrennt, wobei die Stockschläge je nach Laune leicht oder kräftiger waren. Kaum waren wir aus dem inneren Lager herausmarschiert, da umschwärmten uns ‚die Posten‘, die wir bis dahin noch nicht kannten. Es waren SS-Rekruten, 17 bis 19 Jahre alt, in brauner Uniform mit einem Feldkappe, den Karabiner über der Schulter. Beim Weg durchs Tor hatten wir die Mützen herunterzureißen, die Hände scharf an die Hosennaht zu legen und Blick starr nach vorn zu richten.

Unsere ‚alten Juden‘ hatten uns schonend verschwiegen, was der Weg zu den ‚Klinkern‘ bedeutete. Unmittelbar hinter dem Lagereingang und der Schildwache begann das Martyrium. „Wollt ihr singen!“, keiften die Bengel. Wir hörten, daß ganz vorn gesungen wurde, ein völlig unbekanntes Lied. Wir, der hinterste Zug der drei ausmarschierenden Regimenter, konnte unmöglich den Text verstehen. „Wollt ihr singen, ihr Drecksäcke!“ Sie schrien nicht, sie brüllten nicht: sie kreischten, ihre Stimmen überspitzten sich, es war ein dünnes, heiseres Bellen, das wir da hören mußten. Sie sprangen zwischen die Marschierenden, stießen mit den Kolben, traten mit den Stiefeln, wohin sie trafen, jagten uns, wie Hunde Schafe hetzen. „Wollt ihr laufen, wollt ihr aufgehen! Willst du heut abend im Krematorium liegen? Ich knalle dich nieder! Ich schlag dir den Schädel ein!“ – Sie ris-

sen den Karabiner von der Schulter und gingen in Anschlag. Während diese ganze Zeit liefen wir in scharfem Marschtempo über die Lagerchausee, dann über eine Waldstraße, nein, wir jagten, stürzten vorwärts. An dem Waldweg eine Tafel: „Achtung, nicht weitergehen! Es wird ohne Warnung geschossen. Die Kommandantur.“ Ach so, der Wald führt in menschliche Gegenden!

Es trabt sich schwer im märkischen Sand, aber uns peinigen Gebell und Kläffen mehr als der unwegsame Weg. Da drüben eine Brücke, unter ihr fließt der Kanal. Das ist die Mark, unsere Mark, durch die wir so oft gewandert sind. Unten am Kanal stehen Zivilisten. Die müssen doch sehen, wie man ihre Volksgenossen treibt, schlimmer, als je eine Herde Vieh getrieben wurde. Dabei ist keine Ursache zu Treiben. Wir marschieren in militärischem Tempo und würden schon zur rechten Zeit ankommen, wenn die kleinen Hunde nicht immer zwischen die Gruppen springen, puffen, schlagen und das Bein stellen würden. Die SS-Offiziere fahren auf Rädern mit und scheinen sich an der Tüchtigkeit ihrer Rekruten zu weiden. Jetzt geht es durch Gebüsch am Kanal entlang. Das ist kein gebahnter Weg mehr, das ist der fließende märkische Sand, in den man tief einsinkt. „Wollt ihr laufen!“ – Ein Offizier kommt auf einem Schimmel an uns vorüber. „Guten Morgen, Herr Oberführer“, grüßen die Offiziere. Vierkant macht seinen Morgenritt. Der Schimmel hat eine schwarz-samtene Satteldecke, auf der in Silberstickerei Totenkopf und gekreuzte Knochen, die Zeichen der SS, blinken. „Wie weit ist es noch zu den ‚Klinkern‘?“ , flüstere ich außer Atem meinem Nebenmann zu – „Fünf Minuten.“ – Ein Tor, ein freier Platz mit Geräteschuppen, Baubüros und Baracken. Wir werden hineingetrieben. Endlich können wir wieder stehen. Aber die Posten geben auch hier keine Ruhe: „Du hast ja Tangoschuhe an!“, und schon drücken sie ihren Stiefelabsatz auf die Fußspitzen des Kameraden. Der österreichische Dialekt, den sie sprechen verliert seine Liebenswürdigkeit, wenn er zu Ansprachen dieser Art mißbraucht wird.

Wieder setzt es, ohne jeden Grund, nur aus Lust an der Qual, Stöße in den Nacken oder Knallschoten (Ohrfeigen). Ein Sturmführer, der also die Achselstücke des deutschen Reichsheeres trägt, nimmt sich zwei Juden vor, weil – nun weil sie ihm im ersten Glied gerade zunächst stehen:

„Schlagen Sie ihrem Nebenmann eins in die Fresse!“

Der Angesprochene zögert.

„Haben Sie nicht gehört, Sie sollen ihm in die Fresse hauen.“

Der Häftling zögert noch immer.

„Na, wird's jetzt endlich?“

Jetzt schlägt der Jude zu.

„Jetzt schlagen Sie“, bedeutet er dem Geschlagenen, „dem Kerl hier eins in die Fresse!“

Und auch das muß geschehen.

Wir schwärmen, in Gruppen eingeteilt, über ein weites Gelände. Wir dürfen nicht gehen, sondern müssen im Laufschrift hinter dem Vorarbeiter hertraben; Laufschrift gehört zum Klinker-Komment. Ein Gebäude sieht wie eine Luftschiffhalle aus, ein anderes wie eine Fabrik. Durch das Gelände fahren Loren-

Bahnen, Feldloren und Eisenbahn-Loren, die eigentlich von einer Lokomotive gezogen werden müssen; aber hier hat man menschliche Pferde vorgespannt, die billiger sind als der billigste Heizstoff. Es scheint mir, als ob hier ein Werk von riesenhaften Ausmaßen, das viele Quadratkilometer umfaßt, entsteht. Auch hier war vor kurzem noch Wald. Jetzt ist er gerodet, ein Teil des Bodens schon planiert, der andere wartet auf uns. Der Vorarbeiter ordnet an: „Sandlaufen wie in Dachau! Zieht die Jacken aus! Jetzt fährt in die Ärmel, so daß der Jakenrücken vorn auf die Brust kommt. Jeder knöpft seinem Nebenmann die Jacke auf dem Rücken zu. So, nun habt ihr vorn eine Schürze. In die kommt der Sand. Wir haben keine Schaufeln, also nehmen wir die Jacken. Und nun im Laufschrift dort hinten hin. Dort nehmt ihr den Sand auf, lauft damit zur Planierungsstelle, werft ihn ab und sofort wieder zurück, um neuen zu holen. Ihr müßt hintereinander in der Kette laufen, die Kette darf nicht abreißen. Immer im Kreise laufen, immer schön laufen, kein Abstand! Los – Bewegung, Bewegung!“

An einem Sandhaufen stehen ‚asoziale‘ Kameraden und schaufeln uns Sand in die Jacken-Schürze. Zwei BVer fungieren als Vorarbeiter. Sie sind rücksichtslos, schreien und treiben uns an, als wären sie SS-Leute; so wollen sie sich lieb Kind machen. Ich trabe zunächst ziemlich langsam und sehe, daß etwa 400 Meter von uns entfernt, ähnliche Ketten auch „Sand-Laufen“. Zweihundert Meter von der Auflade-Stelle wird der Sand zu Boden geworfen. Auch dort steht ein BVer, ein älterer Westfale, aber er ist ruhig und trocken-freundlich. Wir traben in erträglichem Tempo zurück, verschnauften eine Viertelminute und wandern mit neuer Ladung los. Was ursprünglich leicht schien, dieses Trippeln durch den märkischen Sand, strengt auf die Dauer an. Wir blicken nach der Sonne. Ist wirklich erst eine Stunde vergangen? Um 12 Uhr ist Mittagsappell; wenn es jetzt halb neun ist, müssen wir noch 3 1/2 Stunden im Kreis laufen. Da haben die ‚Stampfer‘ es dort drüben besser. Die stampfen mit ihren Holzhämmern recht langsam und gaffen uns an: So viel Juden und ‚solche‘ Juden haben sie noch nicht gesehen; denn wir sind ja ‚politische Juden‘, wie unser rot-gelber Davidstern ankündigt, ihre jüdischen Kameraden vom Juni sind ‚asozial‘ wie sie selbst.

„Ihr müßt mit den Augen arbeiten, sonst geht ihr vor die Hunde!“ – „Mensch, dein Speck geht in vier Wochen runter“. In meiner Kette läuft Rechtsanwalt G. L., hinter ihm der hagere Regierungsrat B., der sich seine Schürze ganz voll hat laden lassen – so eifrig darf man nicht sein, denke ich. „Achtzehn, der Oberscharführer kommt!“

Dicke Luft! SS-Oberscharführer Bugdalle¹¹⁹, der Verwalter der Klinkerwerke,

¹¹⁹ Reichmann schrieb den Namen dieses SS-Mannes nach dem Hören: Bogalle. Richard Bugdalle war nach dem Zeugnis des kommunistischen Häftlings und zeitweiligen Lagerältestens Harry Naujoks „der hinterhältigste und gewalttätigste“ der SS-Führer, der heimlich nur „Brutalla“ genannt wurde. Bugdalle wurde 1960 wegen vielfachen Mordes zu lebenslanger Haft verurteilt. Vgl. Harry Naujoks, Mein Leben im KZ Sachsenhausen 1936–1942. Erinnerungen des ehemaligen Lagerältesten, bearbeitet von Ursel Hochmuth, Köln 1987, S. 179–185.

stapft mit einem Kameraden durch den Sand. Er bleibt vor unserer Kette stehen, kreuzt die Arme und sieht sich behäbig die ‚politischen Juden‘ an: „Schneller laufen! Wollt ihr wohl machen!“ Er geht ganz nah an die eben Laufenden und teilt Tritte aus, wohin der Stiefel gerade trifft. Ein paar bringt er zum Stürzen, und nun prasselt ein furchtbares Donnerwetter auf die Ungeschickten nieder, die ihren Sand beim Sturz verschüttet haben: „Zurück! Neuen Sand holen! Noch mal vorbei!“ Jetzt stellt er ein Bein. Ein vornehmer Sport! ‚Der deutsche Mann ist tapfer, offen, er vergreift sich nicht an Wehrlosen‘, haben wir gelernt. Hier arbeitet die Kerntruppe Adolf Hitlers mit Beinstellen und Fußritten. Bugdalle rührt sich nicht vom Fleck; er hat Zuzug von drei Scharführern bekommen, die auch die ‚roten Juden‘ besichtigen wollen. „Wollt ihr wohl schneller laufen! Noch einen Zahn auflegen, noch einen Zahn auflegen! Schneller, schneller! Ihr Drecksäcke!“ Wenn ich in ihre Nähe komme, rase ich wie vom Teufel gejagt, mache eine geschickte Wendung wie ein Hase, der einen Haken schlägt und werde nicht getroffen; ein anderer bekommt leider den Tritt, die Auswahl ist ja groß. Wer aber den Haken allzu scharf schlägt, wird zurückgepiffen und muß noch einmal Spießbruten-Laufen; dann sitzt der Tritt sicherlich im Knie, am Oberschenkel oder sonst irgendwo.

Nun laden und laufen wir schon eine halbe Stunde unter der grölenden Aufsicht der SS. Nur die jungen Leute vertragen den Rundlauf. Mein Herz ist erregt, ich japse nach Luft, die Alten können sich kaum noch halten. Aber das Einführungs-kolleg in die Praxis der Klinkerwerke wird fortgesetzt. Plötzlich macht einer schlapp. Er ist totenbleich, bleibt stehen, und als der Posten ihn anbrüllt, antwortet er leise und sachlich: „Erschießen Sie mich. Ich kann nicht mehr.“ Zu meiner Überraschung setzt es keine Ohrfeige, sondern der Bursche erwidert gedehnt und abwägend: „Tja, erschießen! Das könnte dir so passen! So einfach, wie du dir das vorstellst, geht das nicht. Erschießen! Lauf‘ weiter, wirst du wohl!“ Der Menschenautomat kurbelt sich von neuem mühsam an und versucht weiterzutrablen. Wieder suchen wir die Sonne, unseren einzigen Zeitweiser. Jeder Weg von der Auflade- bis zur Ablade-Stelle scheint uns eine Viertelstunde zu sein, während es vielleicht nur drei Minuten sind. Ich komme ächzend und in Schweiß gebadet bei dem westfälischen Vorarbeiter an und stöhne: „Ach Gott!“

„Ja, Junge“, sagt der, und ich horche auf, „Wenn es den gäbe, wärst du nicht hier. Aber warte nur, die Rache kommt! Wenn nicht heute, dann in einem Jahr und wenn nicht dann, so in zwanzig Jahren. Geh, tritt hiermal aus. Mehr kann ich für dich nicht tun.“ Jetzt kennen wir das probate Mittel, das uns wenigstens eine Minute neuen Atemholens gönnt. Dann müssen wir zurück in die Kette, und das Spiel geht weiter. So wie mir bekommt es allen, die nicht mehr ganz jung oder sportlich erzogen sind. Einer bricht zusammen: „Ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr.“ Alle Leute stolpern vorwärts, bleich, verhärtet, stoppelbärtig, ein entsetzlicher Anblick.

Die SS-Burschen sind etwa 22 oder 24 Jahre alt, Bugdalle mag 30 Jahre sein. Sie strotzen vor Gesundheit, sie lachen, und es scheint mir fast, als ob sie sich ihrer Bössartigkeit nicht bewußt sind; sie spielen mit uns, übermütig, frivol, grausame

Kinder. Jetzt haben sie einen jungen, unförmig dicken Mann vor. Sein Gesicht flammt vor Röte, er ist klein, seine Hose viel zu eng und weit offen stehend, ein Bild des Jammers. Die strammen Scharführer sehen den Jammer nicht, sie schlagen sich auf die Schenkel und bersten fast vor Lachen über die Kugel, die sie an sich vorüberrollen lassen. Der Mann, der da mit erbarmungswürdig flehenden Augen an der SS-Gruppe vorüberhasten muß, wird bald zusammenbrechen, glaube ich. Das muß doch einen Herzschlag geben, einen gnädigen Herzschlag! Ich gestehe, daß ich ihn mir damals auch gewünscht habe. Die Pein dieses Gehetztwerdens ohne Unterbrechung, gepeitscht von den Rufen der Treibjagd, schien mir nicht mehr erträglich. Ich möchte auf das kichernde Ungeheuer zuspringen und ihm ins Gesicht schreien: ‚Siehst du nicht, daß das ein Mensch ist, der da röchelt? Du mordest ihn doch! Was hat er dir getan? Er hat doch auch eine Mutter wie du!‘ Aber ich bin zu feige, aufzuschreiben und neben mir sinken Menschen zusammen. Der Automat ‚geht nicht mehr‘, ist kaputt gemacht, die dicken grausamen Kinderfinger haben ihn zerbrochen. Da, endlich! Sie gehen fort, langsam, viel zu langsam, aber sie entfernen sich. Einmal noch drehen sich sie um, aber sie kommen nicht zurück. Heute abend sitzen sie wohl im nahen Oranienburg in der Kneipe und prahlen, wie sie die Juden geschunden haben.

Am Sonntag werden sie mit ihren Mädchen tanzen. Werden die Mädchen kichern, wenn sie hören, wie die Juden geschunden wurden? Die Kette geht nun in Schritt über. Wir schöpften Luft. Ein oberschlesischer BVer mahnt uns: ‚Ihr seid ja in einer Stunde tot, wenn ihr so weiterlauft! Das wollen die doch nur, die sind doch nicht glücklich, ehe nicht ein halbes Dutzend von euch weggetragen wird. Das haben die doch den ganzen Sommer so gemacht. Erst wenn ihr hier verreckt seid, sind die froh. Paßt mal auf, so müßt ihr laufen!‘ Und er zeigt, wie man langsam auf der Stelle tritt oder ganz kleine Schritte macht, mit den Armen aber wild umherschlenkert, um große Anstrengung zu markieren. Auch die BVer an der Auflade-Stelle sind jetzt ruhiger geworden. Sie gestatten einigen Juden, denen die Zunge zum Hals heraushängt, sich hinter einem Sandhaufen zu verbergen. Andere, auch den kugelrunden Mann, der noch immer hochrot am Sandhaufen kautert, lassen sich durch zwei Kameraden zur Bau-Latrine führen. Der Weg dorthin ist lang, und der Arme wird sich in dieser Pause von seiner Erschöpfung erholen.

Mein Atem ist wieder da, das Herz ist wieder ruhig geworden. Es ist doch gut, daß der Herzschlag mich noch nicht gefällt hat. Drüben ziehen die menschlichen Pferde große Eisenbahn-Loren, aber obwohl zwanzig Männer vorgespannt sind, müssen noch viele stoßen, weil es bergan geht. In einer Kiesgrube, einer Ausschachtung von ungewöhnlicher Größe, schaufeln ein paar Hundert. Sie beeilen sich nicht. Aber eben nähert sich die SS-Gruppe, und jetzt beginnt dort ein neuer ‚Sport‘: Schaufeln nach Zeiten – Eins, zwei – Eins, zwei. Als ich am Abend die Kameraden von der Schaufelkolonne spreche, zeigen sie mir die Spuren dieses grausamen ‚Sports‘ an ihren Händen, die mit Blasen übersät sind.

Wir werden zum Kanal kommandiert und rennen im Laufschrift 400 Meter weit dorthin durch den Sand, über Gräben und unausgerodetes Wurzelwerk. ‚Junge, da geht’s mit Caracho‘, sagt ein ‚alter Jude‘. Was Caracho bedeutet, weiß ich bis

heute nicht. Aber auf den ‚Klinkern‘ heißt es so viel wie ‚rennen, daß die Fetzen fliegen‘, ‚arbeiten, daß die Knochen platzen‘. Am Kanal liegt ein Kahn, der Zementsäcke gebracht hat. Sie wiegen jeder einen Zentner und sind aus Papier. Man muß sie aus dem Schiffsladeraum die Schiffstreppe und dann die Böschung hinauf etwa fünf Minuten lang bis zu einem Schuppen tragen, ‚in der Kette‘ tragen. Dann werden sie vorsichtig abgeladen, und die Kette bewegt sich ohne Pause im Laufschrift zum Schiff zurück. Aber als wir schon Schlange stehen, um uns die Last aufbuckeln zu lassen, werden wir plötzlich zu einer anderen Arbeitsstelle gejagt.

Später gab es fast jeden Abend Schreckensberichte von dieser Arbeit. Selbst Bauern und Viehhändler, die schwere körperliche Arbeit gewohnt sind, halten drei und vier Stunden Zement-Sack-Schleppen nur schwer durch. Es ist nicht das Gewicht allein, das drückt, es ist eine Kunst, den Sack im Gleichgewicht zu halten, und jeder, dem ein Sack vom Rücken gleitet, wird wegen Sabotage gemeldet. Schaufeln auf Kommando, wankende Gestalten, die unter der Last des Zement-Sacks keuchen, Sand-Laufen im Kreis: das habe ich doch schon einmal gesehen! Natürlich! Das ist ja Ägypten! So zeichnet die Hagada ihre rührend-einfältigen Bilder von unserer Fronarbeit im Lande Ägypten. „Und sie bauten dem Pharao zwei Städte, Pythom und Ramses.“ Auch wir bauen Pythom und Ramses für unseren Pharao. Hier entsteht das große deutsche Klinkerwerk, das den Hermann-Göring-Werken gehören soll. Ägypten, wirklich Ägypten! Nur – eintausendneunhundertachtunddreißig Jahre nach Christus!

Jetzt, wo wir ohne Aufsicht der Fronvögte unseren Sand in der Jackenschürze tragen, kann man auch leise sprechen.

„Wie gefällt dir Ägypten?“ rufe ich zu Lö. hinüber.

„Durchhalten, Hans, durchhalten!“

„Was sagst du zu Pythom und Ramses?“ frage ich einen anderen.

„Ich war im Krieg in Frankreich gefangen, und ich habe im Feindesland gearbeitet. Jeden Tag haben unsere französischen Leute Angehörige an der Front verloren. Aber kein Mensch hat uns jemals so behandelt. Es gibt da überhaupt keinen Vergleich.“

Es gongt. Endlich Mittag! Wieder geht es im Laufschrift zum Appellplatz der Klinkerwerke, wo wir gezählt werden. Gulaschkanonen sind herangefahren worden und in Blechdosen, in denen einmal ‚Lager-Speck‘ (konservierte Sülze) war, wird eine dünne Mohrrübensuppe ausgegeben. Obwohl er seine Portion längst verschlungen hat, sieht ein Asozialer, der typische Pennbruder, mir gierig zu. Ein BVer will ihn fortjagen: „Was störst du den Mann? Er hat genauso viel Hunger wie du.“ Aber mein Hunger ist nicht groß, und ich geben dem armen Teufel den Rest meiner Blechdose. Er stürzt ihn im Nu herunter. Trinkwasser gibt es nicht. Das Brunnenwasser ist schädlich. Lehm Boden. Man warnt uns davor. Trotzdem trinken wir. Im Laufschrift geht es zur Arbeitsstelle zurück. Wieder beginnt das Sandlaufen, zunächst ohne Aufsicht, also noch erträglich. Dann aber kommen sie wieder, die braunen Peiniger, und alles, was wir am Vormittag erlebt haben, wiederholt sich. Sie lassen uns springen, sie treten und jagen uns mit lautem Vergnügen.

Ich sehe eine Szene, wie ich sie in den schaurigsten Schundromanen nicht gelesen habe: ein Vorarbeiter hetzt einen Asozialen. Der Mann hat ein Gesicht wie Pergamentpapier. Es ist kein Gramm Fett an seinem Körper, er ist völlig ausgehungert, die Augen quellen aus seinem Totenschädel. Der Vorarbeiter läßt ihn zwanzig Schritt laufen und pfeift ihn zurück. Dann kommandiert er 'Kehrt', um ihn nach wiederum zwanzig Schritten zurück zu zitieren. Das geht so 30, 40, 60 Mal. Kein Tempo ist schnell genug. Der alte Mann kann nicht mehr laufen, er sinkt zusammen. Der Vorarbeiter treibt ihn hoch, mit Flüchen reißt er ihn vom Boden, dem Alten laufen die Tränen über das Gesicht, er bittelt mit seinen roten Augen, er stöhnt, er faltet die Hände. So fleht man um Gnade, wenn im nächsten Augenblick der sichere Tod droht. Aber hier gibt es keine Gnade. Der Alte muß weiterlaufen. Er tippelt nur noch. Das Uhrwerk läuft ab; es ist keine Kraft mehr in ihm. Er stolpert über sich und liegt am Boden, aber er darf nicht liegen bleiben, er muß wieder hoch.

Ich laufe mit dem Sand in der Schürze vorüber und muß schweigen. Morgen werde vielleicht ich ‚fertiggemacht‘; denn ‚fertigmachen‘ heißt das im Lagerjargon. Der Vorarbeiter ist nur eine Sprechmaschine. Bugdalle hat ihn beauftragt, den Alten ‚fertigzumachen‘, und Bugdalle sieht zu, daß der Auftrag genau ausgeführt wird. Ich weiß nicht, wie die Szene geendet hat; aber ich sehe schon wieder einen Scharführer, der einen Juden ähnlich behandelt. Es ist das alte militärische ‚Zurück – marsch, marsch‘, nur ist es beim Militär niemals so praktiziert worden. Der Jude muß laufen und wieder wenden. Er liegt am Boden. ‚Aufstehen, wirst du aufstehen!‘. Er quält sich in die Höhe. ‚Im Laufschrift! – Zurück – marsch, marsch, marsch!‘ Wieder fällt er. Jetzt kann er nicht mehr aufstehen. Und nun setzt es Fußtritte. Er versucht sich mit den Händen vom Boden abzustoßen, um sich mit letzter Kraft wieder aufzurichten. Aber es geht nicht mehr, der Körper sinkt in sich zusammen. Fußtritte! Schließlich hat der SS-Mann genug und läßt den ‚Fertigmachten‘ liegen.

Ernst Reichmann, der in einer anderen Gruppe getrieben wird, hat es nicht lange ausgehalten. Er stürzt zu Boden, es wird ihm schwarz vor den Augen, und er bleibt bewußtlos liegen. Vorher spürt er noch ein paar leichte Fußtritte und hört, wie ein ‚einfühlsamer‘ SS-Mann ihm Mut macht: ‚Mensch, was ist schon dabei! Mehr als verrecken kannst du doch nicht!‘ Der Kollaps hat ihm genützt: Sein Blockältester hat ihn nicht mehr auf die ‚Klinker‘ geschickt. Rabbiner Jospe aus Berlin arbeitet bei einem anständigen Vorarbeiter. Ein Scharführer hat einen Juden aus seiner Heimatstadt entdeckt. ‚Ach, du bist das Schwein, das meine Mutter be ... hat, der Viehhändler X.!' – ‚Ich bin nicht Viehhändler, ich habe niemand betrogen ...‘ – ‚Schnauze halten! Du hast meine Mutter be ... Ihr seid alle gleich!‘ Und nun wird zur Buße für ein unbekanntes Verbrechen ‚Sport‘ gemacht, erbarungsloser ‚Sport‘, der die sadistischen Gelüste des Scharführers von Minute zu Minute steigert. Der Rohling hat an einem Opfer nicht genug, er sucht ein besonders delikates Vergnügen: ‚Ist hier ein Rabbiner?‘ brüllt er. Der Vorarbeiter weiß, daß ein Mann aus seiner Gruppe, Dr. Jospe, Rabbiner ist. Er packt ihn, stößt ihn und treibt ihn unter fürchterlichen Flüchen fünfzig Meter von der Arbeitsstelle

fort. Er schreit so furchtbar, daß der Scharführer sehr befriedigt scheint, weil er so gelehrige Schüler gefunden hat. „So, jetzt stellst du dich hier auf“, sagt der Vorarbeiter, „Hier wird er dich nicht mehr erwischen. Wenn du als Rabbiner dem in die Hand gefallen wärest. Der war gerade in der richtigen Stimmung. Duck dich, daß er dich nicht sieht!“

Ich habe diese Brutalitätsausbrüche bewußt hierher gestellt. Nicht weil mich ein Erinnerungszwang immer wieder in das Grauen zurücktreibt, sondern weil ich weiß, wie die politische Führung ihre Methoden erklärt. Gelegentlich haben sich Ausländer, hervorragende Persönlichkeiten, bei der SS-Leitung vorsichtig nach der Erziehungsmethodik der deutschen Konzentrationslager erkundigt. Ich kenne die Antworten: „Natürlich, wir müssen hart sein. Sicherlich gibt es die Prügelstrafe, in Ausnahmefällen. Bitte stellen Sie sich vor, was für Menschenmaterial in den Lagern zusammenkommt: Renitente Burschen, Faulenzer, obstinates Gesindel. Da geht es eben ohne exemplarische Behandlung nicht. Diese Mittel werden selbstverständlich nur angewandt, wenn alle anderen versagen.“ Das sagt man lehrhaft und bieder, und ich kenne Menschen, die sich mit solchen Erklärungen zufriedengeben haben. Was aber ‚Fertigmachen‘ bedeutet und daß es zur täglichen Praxis gehört, das verschweigt man geflissentlich und ebenso die Todesopfer, die es fordert.

Eines Abends setzt sich der jüdische Vorarbeiter I. L. zu uns an den Tisch; wir sind vier Anwälte und ein Arzt. L. ist Chauffeur, mehrfach wegen Transportgefährdung bestraft und deshalb mit den Breslauer Vorbestraften im Juni ins Lager gekommen. Er ist ein ‚Bulle‘, wie man so sagt, schwere körperliche Arbeit gewohnt und für gute Leistungen zum Vorarbeiter ernannt worden. „Was mir heut passiert ist! Kommt der Bugdalle auf den ‚Klinkern‘ zu mir und bringt mir einen Asozialen und einen Juden: ‚Die zwei mußt du mir fertigmachen‘. Ich gebe also dem Asozialen einen Tritt und dem Juden einen Puff, dann brülle ich beide an. Der Bugdalle rührt sich nicht vom Fleck. ‚Hörst du nicht, du sollst sie mir fertigmachen, aber so, daß ich was laufen sehe!‘ Was soll ich da machen? Der Befehl ist doch ganz klar: Ich soll sie blutig schlagen. Ich haue also jedem in die Fresse und jage sie. Endlich geht der Bugdalle weg. Der Jude liegt am Boden, es war ein schwacher Kerl. Ich gehe an ihn heran, entschuldige mich und lege ihn so, daß er sich verschnaufen kann. Was hättet ihr an meiner Stelle getan?“ I. L. ist ganz rot, er hat Gewissensbisse und will sich entlasten. Vier Anwälte und ein Arzt zucken die Achseln. Wir schweigen betreten. Was hätten wir wirklich an seiner Stelle getan? Bitter, ein Opfer der Brutalität, ungeheuerlich ihr Werkzeug zu werden!

Wir laufen Sand und blicken flehend nach der Sonne, ob sie nicht endlich sinken will. Aber sie hat kein Mitleid mit uns, bis zum Appell um vier Uhr sind sicherlich noch zwei Stunden. Zivilisten gehen über den Platz, nach ihrem äußeren Bauführer, Ingenieure, Maurer, Poliere. Was mögen die wohl denken, wenn man hier ihre Volksgenossen als Treibwild hetzt? Ich fange einen Satz auf: „Ein faules Pack! Man müßte immer einen Notizblock bei sich haben und gleich die Nummern der Lumpen aufschreiben. Melden – fertig!“ Das sind nun Menschen in Zivil, ältere Männer, die nicht durch die SS-Schule gegangen sind. Ist das deutsche Volk wirk-

lich so verroht, oder steckt der Ton dieses Lagers an? Der Atem, der aus uns nur röchelt, wird noch enger; diese Mitleidlosigkeit schnürt mir die Kehle zu.

Endlich, endlich setzen sich die Scharführer in Bewegung. Sie wollen noch andere Gruppen beglücken. Wir verlangsamen unseren Laufschrift und beginnen wieder, uns zu erholen. Der Westfale gibt uns Ratschläge: „Ihr seht, was hier los ist. Wenn sie da sind, muß man sich schinden. Aber sonst... Denkt nur immer an euch! Ihr dürft keinen anderen Gedanken haben als eure Gesundheit. Kümmert euch nur um euch selbst, und wenn es knallt, dreht euch ja nicht um. Wenn eurer Hintermann abgeknallt wird und verreckt, dreht euch ja nicht um, sonst brennen sie euch eins auf. Ja, das ist hier mal so.“ Um vier Uhr treten wir zum Appell an, dem dritten dieses Tages. Die jungen Wachtposten, die während der Arbeitszeit eine Postenkette um die Klinkerwerke gezogen haben, sind nun wieder da. Während wir uns zu Zügen formieren, beehren sie uns mit Tritten, Puffen, Ansprachen, und es setzt die üblichen unflätigen Schimpfereien. Unser Buchhalter M. soll singen. Weil er über den „Stürmer“ und seine Talmud-Ansichten keine Auskunft geben konnte oder wollte, hat er soeben eine kräftige Ohrfeige erhalten. Singen kann er beim besten Willen nicht, und er sagt das auch. „Dann sing wenigstens einen Psalm!“, befiehlt der achtzehnjährige Bursche aus Österreich. In diesem Augenblick müßte er doch an seine Dorfkirche irgendwo in den Bergen denken, und diese Erinnerung sollte ihn eigentlich milde stimmen. Aber weil aus M. kein Ton kommt, schlägt der Junge ihn mit einem Hammer auf den Schädel. M. hat noch viele Monate danach an Kopfschmerzen gelitten. Das also sind die Österreicher, von denen man hier sagt, daß sie alle deutschen Stämme, die in der SS vereinigt sind, an Rohheit, Bösartigkeit und Judenhaß übertreffen; die österreichischen SS-Offiziere nicht minder.

Der erste Zug kann abrücken. Ich stehe im vierten. Aber der zweite Zug folgt dem ersten nicht unmittelbar. Er muß warten, und als er endlich nachrückt, dürfen der dritte und vierte nicht folgen. Es wird mit Absicht ein erheblicher Abstand geschaffen. Warum wohl? Wir sollten es gleich wissen. Kaum sind wir dreißig Schritt marschiert, als die österreichischen Posten wieder zu bellen beginnen: „Wollt ihr aufgehen!“ Aufgehen heißt, den vorsätzlich geschaffenen Abstand einholen und ihn auf die vorgeschriebenen achtzig Meter Marsch-Entfernung vom Vordermann verkürzen. Wir müssen also laufen, und als wir ‚aufgegangen‘ sind und nun geschlossen marschieren könnten, werden unsere Vordermänner zum Laufen angetrieben. Also werden auch wir wieder gejagt. Es ist unmöglich, bei diesem Wechsel zwischen Marschtempo und Laufschrift Richtung zu halten, unmöglich schon deshalb, weil es über Sand und nicht über feste Straßen geht. Aber die Posten keifen, stoßen, prügeln: „Wollt Ihr Richtung halten! Ihr Banditen! Wollt ihr wohl laufen, wollt ihr ‚aufgehen‘. Ich schieße durchs Glied!“ Sie reißen den Karabiner von der Schulter, entschleunigen und legen an. Andere machen sich am Gewehrschloß zu schaffen. Es ist ein alter ‚Sport‘, der hier geübt wird. Die Posten laufen auch, sie müssen laufen, wenn sie die Züge treiben. Aber sie laufen mühelos: sie haben ja den ganzen Tag nichts getan, sie haben freie Bahn, sind nicht durch die Vordermänner gehindert, brauchen nicht Richtung zu halten, sind nicht die zusammengelassene Schafherde, sondern die jagenden Hunde. Die wilde Jagd rast an einem Stra-

ßenbau-Wagen vorüber. Ein Zivilist sieht unsere Peinigung mit an, er lacht nicht. Die Posten sind hochrot vor Brüllen und unsinniger Wut, in die sie sich gesteigert haben. Der Rausch ist über sie gekommen, der ekelhafte Prügelrausch, den ich beim Empfang gesehen habe. Der unverhüllte Trieb des Pervertierten wird offenbar, ungebändigt, wild, dreckig. Sie kreischen wie Geier und schlagen wie der Geier auf seine Beute auf uns nieder. Sie stellen den Vorwärtshastenden ein Bein und schlagen mit den Kolben, wenn jemand zu Boden fällt. Alte Männer stürzen. Wir fallen über die gestürzten Vordermänner. Das erhöht die Lust an der Quälerei. Wer fällt, wird wuchtig mit dem Fuß getreten.

Ich sehe zwei Männer stürzen, die nicht mehr aufstehen. Einen alten Mann haben seine Nebenleute auf die Straße gelegt; die Posten sehen sich kaum um, sie sind noch nicht einmal neugierig, ob die Treibjagd erfolgreich, also tödlich war. Sie kommandieren nur: „Zwei Mann raus, mitschleifen!“ Zwei Kameraden heben den Körper auf, aber wir anderen dürfen nicht wagen, uns umzusehen, wir werden weiter vorwärts getrieben, vorwärts gestoßen, vorwärts gehetzt. Jetzt sind wir auf der Waldchausee. Endlich ist der Boden wieder besser. Zivilautos fahren vorüber. Wenn wir unter sie kommen, was bei dem Tempo leicht möglich ist, werden die Posten sicherlich grinsen.

Die Lagertürme kommen in Sicht. Sie scheinen mich zu grüßen, mir freundlich zu winken. Hinter den Türmen ist doch wenigstens etwas Ruhe, da sind doch die wilden Jäger nicht. Wie eine Erlösung empfinde ich den Einmarsch ins Lager. Nicht ich allein; alle meine Kameraden haben das gleiche Gefühl. Ich humpele zum Appell. Das Sand-Laufen und dieser Rückmarsch haben mir die Füße verdorben. nach dem Appell, dem vierten dieses Tages, melde ich mich bei Karl: „Meine Füße sind kaputt. Ich kann morgen nicht mehr auf die ‚Klinker‘.“ Ich bekomme drei Tage Schonfrist und darf im Lager bleiben. Am Abend höre ich, daß die ‚Klinker‘ ihre ersten Todesopfer gefordert haben, die ersten Opfer der ‚November-Juden‘. Auch aus unserem Block liegt ein Mann im Leichenschuppen: Ingenieur Schmierer, etwa fünfzig Jahre alt¹²⁰.

Auf meinem Strohlager kann ich trotz Übermüdung nicht gleich einschlafen. Meine Füße sind geschwollen und brennen. Das, was wir heute erlebt haben, soll sich also nun jeden Tag ereignen. Wer wird das ertragen können! Draußen werden unsere Frauen um unsere Befreiung kämpfen; aber werden sie es allein schaffen? Die Anwälte sind doch hier und unsere Organisationen könnten hier Sprechstunde halten. Vor fünf Monaten, als wir um Ludwig Cohn kämpften, habe ich mit einem anwaltlichen Freund den Konflikt nicht lösen können, in den von uns jeder sich tragisch verstrickt fühlte: Kann man es als gewissenhafter Anwalt verantworten, einen „KZ-Fall“ zu übernehmen, diesen Wettlauf mit dem Tod zu wagen, jeden Augenblick mit dem Selbstvorwurf zu ringen, daß man nicht genug tut, daß man nicht rasch genug handelt, daß man kostbare Stunden verliert. Die Gegenein-

¹²⁰ Der Kaufmann Michael Schmierer ist laut Totenkartei der Gedenkstätte Sachsenhausen am 14.11.1938 gestorben.

wände sind klar und doch habe ich den Konflikt nach diesem ersten Klinkertag tiefer noch empfunden als draußen in der Freiheit. Irgendwer spricht leise aus, was viele empfinden: Die Welt müßte sehen, was mit uns geschieht. Vielleicht würden die Länder dann ihre Tore öffnen, und wenn sie es nicht tun können, weil gesetzliche Bindung oder politische Rücksichten sie hindern, dann müßten unsere Angehörigen draußen etwas Ungewöhnliches tun, etwas, was den Grad dieser Not erschütternd erkennen läßt. Man müßte Roosevelt auf den Knien bitten, sagt einer, und so sehr mir das Bild, das ich mir vorstelle, in seiner Jämmerlichkeit zuwider ist, ich verstehe die Stimmung des Kameraden.

Das Lager ist so überfüllt, daß für viele Hundert keine Beschäftigung auf den Arbeitsplätzen ist. Wer im Lager bleibt, macht Stubendienst oder muß exerzieren. Um fünf Uhr stehen wir auf, torkeln verschlafen in den kalten Tagesraum, stoßen uns an seiner Nüchternheit wie an scharfen Ecken, frieren in dieser lieblosen Kahlheit innen und außen, gießen eine Milchbrühe hinunter und treten um sechs Uhr zum Appell an. Wenn es nicht schon beim Aufstehen die ersten Prügel-Überfälle gegeben hat, beim Ausrichten auf dem Appellplatz geht es fast nie ohne Püffe und Faustschläge ab. Es dauert fast eine halbe Stunde, bis die Blocks ausgerichtet, gezählt, wieder gezählt, gemeldet und wieder gemeldet sind. Dann kommt vom Tor das Kommando: ‚Alles still – Mützen ab‘ und die Gesamtstärke des Lagers wird dem Lagerführer gemeldet. Jedes Kommando hat sein Echo. Es kommt aus der Isolierung, wo die Strafkompagnie und die Bibelforscher angetreten sind, ohne daß wir sie sehen können. Die Wiederholung des Kommandos ist der einzige Laut, der aus den Mauern des Schweigens zu uns herüberdringt. Das Kommando ‚Mützen auf‘ beendet den Appell, und die Arbeitszüge rücken ab. Wir aber, die wir im Lager bleiben dürfen, exerzieren von morgens sieben Uhr bis Mittag, und am Nachmittag heißt es wieder marschieren, Laufschrift, Freiübungen, marschieren, Laufschrift, Freiübungen.

Um fünf Uhr ist Abendappell und gegen sechs Uhr rücken wir in die Blocks ab. Dann ist eine Stunde Abendbrot Ruhe oder was man so nennt; denn wenn wir in den Baracken unser trockenes Brot und ‚Lager-Speck‘, Marmelade oder schlechten Harzer Käse essen, erscheinen Scharführer, die sich vergnügen wollen. Wir sind auf ‚Achtung‘ hochgesprungen, und nun wird ‚setzen‘ kommandiert. Die meisten hatten keinen Platz auf den schmalen Bänken, und weil sie nicht wissen, wohin sie sich setzen sollen, bleiben sie stehen. „Hast du nicht gehört: setzen!“ Der Angesprochene wird verlegen: „Ich habe doch keinen Platz.“ – „Dann setz dich auf die Erde!“ Und nun wird das Spiel unter schallendem Gelächter der SS fortgesetzt. Das heißt hier Ruhe! Hier darf man den Tag nicht vor dem Abend loben.

Wer sein Abendbrot hinunter gewürgt hat, sucht auf der Lagerstraße Bekannte aus anderen Baracken. Ich treffe Reichsgerichtsrat Daniel Cohn¹²¹, den ich als

¹²¹ Daniel Cohn, seit 1930 bis zu seiner Entlassung 1933 Mitglied des höchsten Gerichts der Weimarer Republik, dem Reichsgericht in Leipzig, wanderte nach seiner Entlassung aus dem KZ Sachsenhausen 1939 nach England aus und emigrierte 1947 in die USA.

überragenden Juristen, als kompromißlosen Kämpfer fürs Recht, als stillen, vornehmen, gütigen Mann verehere. Er ist noch ernster als sonst und spricht wenig. Auch Rechtsanwalt Georg Cohn ist da. Er ist zum zweiten Mal im Konzentrationslager. Aber sein Optimismus ist unzerstörbar, er ist immer heiter und strahlend und hat uns während der ganzen Lagerzeit mit aufmunternden 'Latrinenparolen' versorgt. Vielleicht hat er sie selbst nicht immer geglaubt; aber ich habe ihn jeden Tag mindestens einmal besucht, weil seine unentwegte Heiterkeit mich stärkte. Gerhard Meyer, Ernsts dicker Schwiegervater, begrüßt mich, als hätten wir uns jahrelang nicht gesehen. Zwischen heute und der vorigen Woche liegen ja auch so viele ungekannte Erlebnisse, wie sie sonst ein Menschenalter nicht bringt. Die Ministerialräte Joachim und Flatow, Professor Landsberger vom Berliner Jüdischen Museum, der Schauspieler Wisten, der Musikhistoriker Hirschberg, der Physiker Plaut, die Rechtsanwältin Ludwig Landau und Heinrich Heppner, Ernst Scheyer und Alfons Budwig, Fritz Goldschmidt und Kurt Levy, die Landgerichtsdirektoren Ziegel und Rippner – es ist alles da.

Aber das Wiederfinden auf den Lagerstraßen ist nicht ungefährlich. Die SS streift durch die Gegend. Sie hat uns am Tag genug gequält, aber gewisse Scharführer haben immer noch Prügelappetit. So biegen sie etwa plötzlich um die Ecke einer Baracke und langten sich, wer gerade vor ihnen steht. Dann setzt es eine Ohrfeige, weil... nun, weil man vielleicht eine Hand in der Tasche hatte. In einem Block werden 'Fremde' erwischt; sie haben ihre Kameraden besucht, also dem Verbot zuwider, eine fremde Baracke betreten. Der Scharführer befiehlt sie in den Waschraum, wo sie ihre Jacken ausziehen und Eimer mit Wasser füllen müssen. Die werden ihnen kunstgerecht über den Kopf gestülpt. Pudelnäß kommen sie in unseren Block zurück und müssen nackt Hemd und Hose trocknen. Oder es wird ein Block, der zu laut gesprochen hat, 'rausgeholt'. Er muß bis zum 'Klingeln', dem Zeichen des Schlafengehens, 'Sachsengruß' machen. 'Sachsengruß' heißt: Strammstehen, die Hände im Nacken gefaltet, die Brust nach vorn gereckt. Eine Stunde im kalten Abendwind so in strammer Haltung zu bleiben, reicht als Denkkettel aus. Daß man uns auf diese oder jene Weise die eine dienstfreie Stunde stiehlt, gehört zum System.

Ich sehe, wie zwanzig Meter von mir ein Scharführer auf einen Juden einschlägt. Die Ohrfeigen werden mit der Faust geschlagen. Sie sind so wuchtig, daß der Kamerad gegen die Baracke fliegt. Er taumelt, aber er muß in strammer Haltung vor dem Prügelhelden weiter stehen bleiben, um die nächsten Schläge zu erwarten. Nach zehn oder zwölf Hieben ist der Rohling befriedigt. Aber er schreibt den Mann auf: Meldung! Was hat er verbrochen? Er ist im Dunklen auf ein Rasenbeet getreten, das um die Baracke läuft. Im Stettiner Block fragt ein Scharführer nach dem Namen des Diplomaten, den 'Einer von euch' ermordet hat. Der Jude antwortet richtig: „Vom Rath“. Aber der Scharführer weiß es besser: „Von Rath, du Drecksack du.“ Und die richtige, angeblich falsche Antwort, bringt dreißig Kniebeugen ein.

Ich habe später, als wir dem Abendappell das 'Juden-Lager' verlassen und zur Kammer oder zum Revier gehen durften, noch oft erfahren, was es bedeutete, sich

allein im Lager zu bewegen. Einmal in der Woche war ‚Kammer-Tausch‘ offiziell angeordnet, wir konnten also unsere schadhafte oder zu engen Sachen gegen passende wechseln. Eine ganze Woche hatten wir auf diesen Abend gewartet, um die Qual der drückenden Schuhe loszuwerden. Kamen wir aber vor der Kammer-Baracke an, so übten unsere wartenden Kameraden bereits Kniebeuge. Der Scharführer, der die Kammer leitete, hatte beliebt, erst etwas ‚Sport‘ zu machen, eine halbe Stunde oder auch länger, und wenn der ‚Sport‘ zu Ende war, zogen sich die Anwärter auf neue Schuhe oder Mützen so schnell wie möglich in ihre Blocks zurück. Sie hatten genug.

Wer in seiner dienstfreien Zeit über den Appell-Platz ging oder lief, konnte von Glück sagen, wenn er keinem Scharführer begegnete. Sonst wurde ‚Privat-Sport‘ eingelegt, Hopsen, Hinwerfen, Kniebeugen, fünf Minuten, zehn Minuten, je nach der Laune und Vergnügungssucht des unterhaltungsbedürftigen Gewaltigen. Oberscharführer Braun schlägt einen Kameraden so, daß er besinnungslos liegen bleibt. Grund: Er ist durch die ‚Isolierung‘ gelaufen. Niemand hat ihm, niemand hat uns gesagt, daß acht weiße, im Dunkel kaum sichtbare Steine Warnungszeichen sind, die uns von der ‚Isolierung‘ fernhalten sollen. Wir sollen nicht einmal dem Gitter nahe kommen, hinter dem unsere isolierten Kameraden vom ‚freien Leben des KZ‘ abgesondert werden. Als ich eines Abends nach dem Appell ins Revier gehe, um Tabletten zu erbetteln – ich hatte mir eine Angina zugezogen –, finde ich bei der Rückkehr meine Baracke leer. Mein Block war nach Dienstscluß abmarschiert, aber er war nicht angekommen. Ein Scharführer hatte ihn wegen schlechter Richtung ans Tor gestellt. Zwei Stunden standen 350 Männer in der Dezember-Kälte. Sie hatten zu früh geglaubt, daß die Schinderei dieses Tages zu Ende war. Jede Stunde bringt hier neue Überraschungen und niemals freudige.

Etwa eine Woche nach unserer Einlieferung gab es beim Abend-Appell das Kommando: „Die Juden-Blocks bleiben stehen!“ Wir warten auf eine neue Überraschung, und erleben sie, als ‚Vierkant‘ eine Ansprache zu halten beginnt. Sie war so bemerkenswert, daß ihr Wortlaut in meinem Gedächtnis haftet: „Sie sind wegen Ihres volks- und staatsfeindlichen Verhaltens in ein deutsches Konzentrationslager gebracht worden. Ein Konzentrationslager ist kein Sanatorium oder Badeaufenthalt. Es ist auch kein Gefängnis oder Zuchthaus. Ein Konzentrationslager ist eine Erziehungsanstalt besonderer Art. Sie werden hier lernen, wie man sich als Gast in Deutschland zu benehmen hat. Ich rate Ihnen, die Lager-Ordnung auf das Genaueste zu beachten. Ich kann Ihnen die Lager-Ordnung hier nicht im einzelnen erzählen. Ihr Inhalt ist mit einem Wort: schärfste militärische Disziplin und unbedingter Gehorsam. Der kleinste Verstoß gegen die Lager-Ordnung wird bestraft. Wers sich gegen die Lager-Ordnung vergeht, kriegt 25 hinten vor – das gibt es hier nämlich. Lager-Strafen verlängern die Schutzhaft automatisch um Monate oder auch um Jahre. Wenn einer von Ihnen sich einfallen lassen sollte, hier auszureißen: meine SS-Leute sind gute Schützen. Wer flieht, auf den wird geschossen. Ich wünsche Ihnen viel Vergnügen. Abtreten!“

Das waren markige Worte. Tröstlich und einfühlsam. Der Analphabet, der sich da als Generalmajor maskiert hat, ist der Typ des Parvenüs: ‚Wie er sich räuspert

und wie erspuckt, das hat er ihm glücklich abgeguckt‘ – Generäle nehmen Paraden ab, Generäle halten Ansprachen an ihre Truppen. Dieser Feldwebel hört sich gern reden, obwohl er nicht richtig deutsch kann. Die Strafanstalts-Direktoren, die ich kannte, waren ernst Männer, die ihre Gefangenen bei aller Strenge der Anstaltsvorschriften menschlich behandelten. Dieser Sklavenhalter aber war ebenso dumm wie brutal. Er entblödete sich nicht, unsere Verhaftung so zu begründen, wie es oben niedergelegt ist, und vom Inhalt der Lager-Ordnung haben wir nie mehr erfahren als ‚25 hinten vor‘.

Niemals ist sie uns verlesen worden mit ihren ungeheuerlichen Bestimmungen, die jede Harmlosigkeit als Sabotage, Gehorsamsverweigerung, Meuterei auslegen. Wenn wir uns gegen sie vergingen, so verstießen wir unwissend gegen unbekannte Regeln, die wir erst kennenlernten, wenn wir nach den Strafvorschriften dieser unbekannteten Lager-Ordnung zu büßen hatten. Wir haben zum Beispiel nicht gewußt, daß es verboten war, Geld zu verleihen, Brot zu verschenken, sich während des Tages oder in der Mittagspause aufs Stroh zu legen. Der röchelnde Asthmatiker Gustav G. aus Elberfeld, den Karl nicht zum Dienst ausrücken ließ, weil der kranke Mann kaum atmen konnte, streckte sich eines Vormittags in einem asthmatischen Anfall aufs Lager. Ein Blockführer fand ihn, meldete ihn, und der Schwerkranke wurde trotz der Intervention unseres Blockältesten in die Strafkompagnie¹²² versetzt. Er hätte die Tortur der SK nicht überlebt, wäre er nicht von der örtlichen Gestapo ohnehin rasch aus der Haft entlassen worden.

Meine Schonfrist ist vorüber. Die ‚Klinker‘ drohen wieder. Die Kameraden, die abends zurückkehren, berichten täglich von neuerer Schinderei. Alfieri wird mein Retter. Er hat es verstanden, mit dem Blockältesten Karl in guten persönlichen Kontakt zu kommen. Bei ihm legt er ein gutes Wort für mich ein, und ich werde nicht mehr zu den ‚Klinkern‘ eingeteilt. Grund: schlechtes Herz und zerschundene Füße. Aber die Furcht, doch wieder auf die ‚Klinker‘ hinauf zu müssen, steht jeden Tag vor mir. Wenn wir morgens um sechs Uhr vor unserer Baracke antreten, übergeht mich Karl, der den ‚Klinkerdienst‘ zu organisieren hat. Es sind genug kräftige, ‚alte Juden‘ oder ganz junge Männer da, denen der Dienst auf den ‚Klinkern‘ nicht mehr ausmacht, als die Arbeit im Lager oder auf den anderen Plätzen. Bauern aus der Rhön, die Feldarbeit gewöhnt sind, junge Leute, denen Sandlaufen nichts tut, zumal wenn sie in feste Gruppen mit bestimmten wohlwollenden Vorarbeitern eingeordnet sind.

Rückt unser Block dann zum nächtlich dunklen Appell-Platz; haben wir glücklich die Begrüßung durch die Scharführer überstanden, die hier jemand einen Knopf abreißen, dort einen anderen, der nicht scharf ausgerichtet ist, in den Bauch oder Rücken stoßen oder auf die Fersen oder Fußspitzen treten, ist das ‚Mützen ab‘

¹²² In die sogenannte Strafkompagnie (SK), in der ein besonders brutales Regiment herrschte und die separat vom übrigen Lager untergebracht war, kamen „rückfällige“ Häftlinge, die sich nach ihrer Haft wieder politisch betätigten. Die Versetzung in die SK wurde aber auch vom Lagerkommandanten als Strafe verfügt. Unter den Häftlingen kursierte der Satz: In die SK kommst du schnell, heraus nur durch den Schornstein.

und ‚Mützen auf‘ vorüber ohne daß es fünf und zehn Mal wiederholt werden mußte, weil vielleicht einer von den 14 000 Mann nachgeklappt hat: dann treten die Arbeitszüge endlich zum Ausmarsch an. Ich bleibe zunächst bei den vielen Hundert, die für das Lager-Exerzieren bestimmt sind; aber diese Bestimmung ist nicht endgültig, auch nicht endgültig für diesen Tag. Vielleicht fehlen für das Kanal-Kommando 50 Mann, oder die ‚Klinker‘ haben noch hundert Leute mehr als sonst angefordert. Dann springen die Scharführer in unser Exerzier-Kommando und reißen, wen sie gerade fassen, am Kragen heraus. Wir sind ja Gänse im Stall, die man greift, wenn man sie schlachten will. Wer den Mund aufmacht, um auf einen körperlichen Schaden hinzuweisen, dem wird er mit einer Ohrfeige rasch gestopft.

Sind die Züge schließlich ausmarschiert, dann glaube wir aufatmen zu können: jetzt sind sie draußen, jetzt können wir höchstens zur Lager-Arbeit herangeholt werden. Das geschieht auch: heute Betten, morgen Kartoffelkörbe schleppen, Kies abladen oder – ganz leichter Dienst! – Leichen tragen. Das Exerzieren strengt die älteren und kränklichen Leute scharf an. Oft aber kommandieren Stubenälteste, und dann ertrage ich den militärischen Drill ausgezeichnet und freue mich der wohltuenden Erlebnisse. So, wenn der Stubenälteste Köbis (Spitzname), ein gutmütiger, leichtsinniger Schmuggler aus Aachen uns anspricht: „Junge, von mir aus braucht ihr überhaupt nicht zu exerzieren. Ich weiß ganz gut, wie euch zumute ist. Vor ein paar Tagen habt ihr noch in euren schönen Wohnungen gesessen und heut müßt ihr an eure Frauen denken, die auf euch warten. Das ist ja schwer, und wir möchten euch alle gern helfen. Aber ihr müßt hier mitspielen. Macht doch ein paar anständige Wendungen, die nach was aussehen, damit wir nicht aufplatzen. Ich will doch nicht ‚über Bock gehen‘.“

Zwei oder dreimal gelingt es mir, für einen Vormittag Stubendienst zu tun. Dann schüttele ich drei oder vier Stunden Decken, stopfe Strohsäcke, fege die Straße vor unserer Baracke oder trage Müll. An der Feuerstelle, wo der Müll verbrannt wird und wir uns einen Augenblick die Hände wärmen, nimmt mich Franz Levy bei-seite. Er flüstert mir ins Ohr: „Heut ist mein silberner Hochzeitstag.“ Sein Block hat ein Kommando ‚Straßen-Reinigung‘ aufgestellt, in das auch Reichsgerichtsrat Cohn aufgenommen ist. Ich sehe diesen Mann, den ich nur dann richtig charakterisiere, wenn ich ihn trotz großer Scheu vor diesem Wort ‚edel‘ nenne, – ich sehe diesen edlen Mann mit einem Strohbesen und einer Schaufel Zigarettenstummel fortfe-gen, langsam, gebückt, von Block zu Block fegend, durch die Lagerstraßen gehen, die der Lagerführer mehrfach am Tage auf ihre Sauberkeit hin prüft.

„Wie erträgst du es, Cohn?“

„Ich weiß nicht, ob wir herauskommen und wann wir herauskommen. Aber was soll dann werden? In Deutschland werden wir nicht bleiben können. Ich habe eine kranke Frau und ein junges Kind. Was soll ein Mann in meinem Alter in der Welt anfangen?“

„Deine Frau soll an Bumke schreiben. Der kann doch etwas für dich tun. Wenn er dazu zu feig ist, soll er wenigstens wissen, was man dir getan hat.“

Frau Cohn hat dem Präsidenten des Deutschen Reichsgerichts berichtet, und Herr Dr. Bumke, höchster Rechtswahrer Deutschlands, hat den Notschrei ‚ur-

schriftlich an den Herrn Reichsjustizminister‘ weitergegeben. Ich glaube nicht, daß das Reichsjustizministerium einen Schritt für Cohn unternommen hat; Herr Heydrich von der Gestapo hätte das ja verübeln können.

Auch Stubendienst, die relativ angenehmste Form der Lagerarbeit, ist kein Posten, der vor Überfällen schützt. Der Verleger Erich Reiss, ein Mann mit feinen verhärmtten Zügen, wird, weil er verkrüppelte Füße hat, im Stubendienst beschäftigt, so lange es irgend geht. Er, Rabbiner David und ein paar ältere Kameraden spülen vier Stunden hintereinander Eßnäpfe im Waschraum, als ein Scharführer in die Tür tritt. Reiss weiß nicht, daß er in der Stellung erstarren muß, die er im Augenblick hat. Er wäscht die Näpfe weiter und wird durch zwei kräftige Ohrfeigen über die Lagerordnung belehrt. Am Abend erzählt er mir davon mit einem traurigen Blick ins Leere.

Der Sohn Franz Oppenheimers und Neffe Richard Dehmels, Dr. Ludwig Oppenheimer, selbst Gelehrter und Schriftsteller, arbeitet im Block. Ein Scharführer besucht uns. Der sieht ihm unbeweglich scharf in die Augen. Wird er zuschlagen? Wird der reine Blick ihm etwas sagen? Das brutale Gesicht stiert in die klaren, klugen Augen des Gelehrten, dessen Züge generationenlange Hingabe an den Geist geformt hat. Langsam sinkt die Hand herunter ohne zuzuschlagen. Heute hat die Stimme des Schweigens einmal laut und überzeugend gesprochen, morgen wird der Haß sie wieder übertönen. Der kleine bayerische Scharführer, der unseren gutmütigen Kaiser abgelöst hat, nimmt sich einen fast siebzehnjährigen Häftling vor. Die Schimpfworte überpoltern sich. Wird er den alten Mann schlagen? Da klatscht die Ohrfeige schon. Ehrfurcht vor dem Alter ist ein Begriff, der in die Dienstordnung der SS und ihre stürmisch heroische Weltbetrachtung nicht aufgenommen ist.

Es ist gut, daß ich ein anderes Kommando finde; denn nach ein paar Tagen wird die Zahl der Stubendiensttuer auf 16 für jeden Block herabgesetzt. Ist gar Besichtigung zu erwarten, dann müssen auch die letzten Juden aus dem Stubendienst verschwinden. Ich werde zum ‚Kommando Neue Siedlung‘ eingeteilt. Am Wald, wo schon dreißig Häuser stehen, werden neue gebaut. Wer ist da nicht alles Bauarbeiter geworden! Auf dem Dach turnt Apotheker Friedeberg aus Deutsch-Krone mit Zigeunern herum; Rechtsanwalt Georg Cohn reißt eifrig Nägel aus Latten heraus und findet sein Kommando behaglich, wenn nicht gerade Posten stören; Studienrat Theodor aus Beuthen trägt mit mir Gerüstmaterialien; sonst aber säge und spalte ich Holz oder ‚werfe Ziegel‘.

In langer Kette reichen wir Ziegel von einem Stapel zum anderen, wo sie gerade für einen neuen Bau gebraucht und geschichtet werden. In der ersten Stunde ist dieses Werfen von Hand zu Hand, dieses Rechts- und Links-Wenden nicht schwer, dann aber werden die Hände rauh, die Haut scheuert sich durch, und die Finger bluten. Dieses eintönige Fangen und Werfen, Stunde um Stunde, ohne Unterbrechung macht uns zur Maschine. Max Raffael läuft mit blutenden Fingern zur Sanitätsstelle. Posten sehen die blutende Hand, sehen auch, daß eine Gesichtshälfte blau-rot unterlaufen ist: Andenken vom Empfangsabend her.

„Schade, daß du dir nicht die Hand abgerissen hast!“

„Als früherer Angehöriger des Freikorps Epp bin ich eine andere Behandlung gewöhnt.“

Die kühne, ja unerhörte Antwort verdutzt den Lümmel: „Mach, daß du wekommst.“

Zwei Scharführer sehen ein halbes Dutzend Leute auf der Bau-Latrine sitzen. Sie nehmen einen Baumstamm, schwingen ihn kräftig und schleudern ihn gegen die Stangensitzer. Wie aufgescheuchte Vögel schwirren die Kameraden auseinander. Die Ruhestörer grölen vor Vergnügen. Ich werde zur Ziegelschlepper-Kolonie kommandiert. Wir laden Lastwagen im Eiltempo leer, tragen Ziegel und sind glücklich, wenn auch dieser Tag ‚leichter Arbeit‘ sich endlich neigt.

Ich spüre Schmerzen im Hals. Riesenfeld-Hirschberg stellt eine beginnende fiebrige Angina fest. Hätte ich mehr als 39 Grad, so würde mich jetzt vielleicht das Revier aufnehmen; denn das Verbot, das Revier zu betreten, ist aufgehoben worden, nachdem es so vielen Juden das Leben gekostet hat. Nun stehen unmittelbar nach dem Morgenappell 150, 200 Männer vor den Revierbaracken. Um sieben Uhr in der Morgendämmerung ist es feucht und kalt. Wir warten auf die Sonne. Langsam steigt sie herauf, und wir berechnen, daß gegen zehn Uhr ihre Strahlen über die Barackendächer reichen, uns wärmen, uns heilen werden. Als wir wirklich gegen zehn Uhr die ersten Strahlen erhaschen, greifen wir fast mit der Hand nach ihnen und sind dankbar wie für ein kostbares Geschenk. Wir warten vor dem Häftlings-Revier, in dem nur Häftlinge als Sanitäter arbeiten. Das ist ein Glück; denn die SS-Sanitäter sind jene fürchterlichen Rohlinge, die beim Empfang mit den Pincetten geschlagen haben. Jetzt machen sie sich einen Spaß daraus, die wartenden Kranken auseinander zu jagen. Um halb zwölf Uhr schließt das Revier die Medikamentenausgabe. Wir sind nicht abgefertigt worden und müssen am Abend, wenn es wieder kalt ist, uns noch einmal anstellen. Die Halsschmerzen werden stärker, das Fieber steigt. Ob es schon 39 Grad sind? Am nächsten Morgen stehe ich wieder vor der Revier-Baracke und bekomme nach vierstündigem Warten die Tabletten, die mir ein ärztlicher Kamerad angeraten hat. Ich kämpfe gegen die Krankheit. Ein paar Kameraden liegen bereits im Revier, und wenn wir sie auch um die Dienstfreiheit beneiden, so fürchten wir uns doch vor der unbekanntem Behandlungsmethode und den Eindrücken dieser Krankenstube. Später ist uns geschildert worden, wie fürsorglich sich unsere Sanitätskameraden um die Kranken bemüht, aber auch wie die ausgehungerten Kranken selbst auf den Tod im Nachbarbett gelauert haben, um ein Extramittagessen als Zukost zu gewinnen.

Ich kämpfe gegen die Krankheit mit Coué¹²³. Wo ein sonniger Winkel zwischen den Baracken erscheint, da suche ich ihn in den Exerzierpausen auf. Denn ich muß jetzt wieder exerzieren, wenn ich vom Revier, meinem täglichen Vormittagsaufenthalt zurückkomme. Ich will mich nicht unterkriegen lassen, die Krankheit darf nicht schlimmer werden, ich muß mich erhalten. Das ausgezeichnete neue Mittel,

¹²³ Der französische Apotheker Coué (1857–1926) entwickelte ein Heilverfahren durch Autosuggestion.

das der gut ausgestattete Medikamentenschrank der Krankenstube enthält, und der Wille kämpfen nach etwa einer Woche die Angina nieder. Sie wird durch einen Bronchialkatarrh abgelöst, den ich als Erinnerung an Sachsenhausen bis ins Frühjahr 1939 behalten habe.

Um den 25. November werde ich unvermutet zur ärztlichen Untersuchung befohlen, mit mir ein Dutzend Kameraden. Eva, denke ich, wird eine Eingabe und ärztliche Atteste bei der Gestapo eingereicht haben. Der Arzt, Dr. Berndt, der sonst drüben bei der SS-Verfügungstruppe Dienst tut, vertritt den Lagerarzt. Er legt das Hörrohr für wenige Sekunden an mein Herz und befiehlt ‚Anziehen‘. Ich greife nach meinem Hemd, um den Befehl auszuführen, als mich ein SS-Sanitäter im Genick packt und mich mit einem ‚Du bist wohl wahnsinnig!‘ aus dem Zimmer wirft. Meine Mütze fällt zu Boden, ich hebe sie auf und bekomme einen zweiten Tritt. Das alles sieht Dr. Berndt, ein Mann von fünfzig Jahren, ohne einzugreifen. Vorder Tür des Arztzimmers will ich mir das Hemd über den Kopf ziehen; aber der Sanitäter ist mir gefolgt, ich beziehe einen kräftigen Fußtritt und fliege halbnackt auf die Lagerstraße. Meine Kameraden bekommen eine Vorgeschmack, welche ärztliche Behandlung sie erwartet.

Es spricht sich herum, daß das Anstehen vor dem Revier schlimmere Folgen haben kann als die Krankheit selbst. Studienrat Dr. L., den ich seit zehn Jahren kenne, ein schwerkranker Mann, oft für Monate wegen seines Herzleidens vom Schuldienst befreit, wird von Tag zu Tag schwächer. Unsere ärztlichen Kameraden geben ihm Ratschläge, welche Mittel er anfordern soll. Aber er ist ein Pechvogel: nach dreistündigem Anstehen kommandiert ein SS-Sanitäter ‚Laufschritt‘ und nach einer halben Stunde Dauerlauf kommt Dr. L. völlig erschöpft zu uns zurück. Am nächsten Tag versucht er es wieder und muß jetzt mit allen Revier-Anwärtern, auch den Fiebernden, die um Aufnahme bitten, Freiübungen machen. Digitalis aber bringt er nicht mit. Wir haben den schwerkranken Kameraden jeden Tag mit besorgten Blicken gemustert und fühlten uns befreit, als er glücklich entlassen wurde. Auf Evas Eingabe ist natürlich weder Entlassung noch Arbeitserleichterung erfolgt. Der Arzt hat bestenfalls Männer über 65 Jahre von schwerer Arbeit befreit. Ein Studienrat L. hätte weder die ‚Klinker‘ noch die anderen Arbeitsplätze überstanden; aber sein Blockältester war menschlicher als der Arzt und gestattete ihm auf eigene Verantwortung leichte Arbeit: Steine klopfen.

Den Lagerarzt selbst habe ich niemals in ärztlicher Tätigkeit erlebt. Alle Häftlinge zeigten mit Fingern auf Dr. Grausam, der morgens durchs Lager schlenderte, sich kaum im Revier sehen ließ, dann in die Kantine ging und die Speisereste des letzten Tages verlangte. Er trank noch unmäßiger als er aß und gab, wie mir ein zuverlässiger Sanitäter erzählte, offen zu, daß ihn sein Beruf sehr wenig interessierte. Er stammte aus Bayern und hatte den Rang eines SS-Sturmführers. Juden behandelte er grundsätzlich nicht. ‚Juden, macht, daß ihr wegkommt, der Arzt ist da!‘, pflegten unsere Sanitätskameraden den jüdischen Revieranwärtern zuzurufen. Der Rat war ernst gemeint, und die Juden stoben auseinander, wenn ‚Grausam‘ sich dem Revier näherte. Er weigerte sich auch, Juden zu behandeln, die schwer krank ins Revier eingeliefert waren und lehnte es sogar ab, Krankenzimmer zu be-

treten, in denen ‚lebende Juden‘ lagen. Juden wollte er nur sehen, um den Totenschein auszustellen. Das hat er so unverblümt gesagt, wie ich es hier niederschreibe.

Später im Dezember hat er eifrig Dienst getan. Mit dem gesinnungsverwandten Lagerführer Eisfeld ging er in die Baracke, in der das sogenannte Schleichkommando stehen mußte. Das waren alte, kränkliche, verletzte, gebrechliche, aber nicht revierreife Häftlinge. Er riß Verbände auf und gab jedem einen Stiefeltritt, den er für arbeitsfähig hielt. Das war eine sehr rasche Prozedur, und binnen einer Stunde dezimierte er das Schleichkommando um mehrere hundert Mann. Erst später hörte ich, daß dieser ‚Dr. Grausam‘ nicht so, sondern Ehrsam hieß. Die Häftlinge hatten ihn mit dem Spitznamen treffsicher charakterisiert.

Ein Ignorant wie ‚Grausam‘ konnte natürlich nicht zulassen, daß kenntnisreiche Ärzte ihn überwachten. Arische Ärzte, die die kommunistische Familie ins Revier eingeschmuggelt hatte, flogen heraus, sobald ‚Grausam‘ den wirklichen Beruf des neuen tüchtigen Sanitäters erfuhr. Daß Harzen, der sicherlich ein Segen des Lagers geworden wäre, im Revier hätte Dienst tun dürfen, war undenkbar, von unseren vielen ärztlichen jüdischen Kameraden ganz zu schweigen. So taten denn Drogisten oder Häftlinge, die ihrem Zivilberuf auch keine noch so entfernte Verbindung mit ärztlicher Tätigkeit hatten, Sanitätsdienst. Ein besonders angesehener Häftling Muckermann operierte sogar ohne ärztliche Aufsicht, amputierte Finger und öffnete Karbunkel. Muckermann – Chirurg, ein Drogist – Harn- und Sputum-Untersuchungsexperte, ein Kaufmann – Sachverständiger für Blutsenkungen, die Kurpfuscherei blühte im Revier. Es hatte sich bei diesen Laien ein gewisser Stolz auf ihre ärztliche Tüchtigkeit herausgebildet, und ich habe wiederholt gut behandelte Lungenentzündungen, ordnungsgemäße Maßnahmen gegen Frostschäden und richtig dosierte Digitalis- und Insulin-Spritzen gesehen. Das ist natürlich nicht mein Urteil, sondern auch das meiner ärztlichen Kameraden. Nur kam alles zu spät, als Dutzende von Opfern schon gestorben waren. Für Juden gab es ja im Anfang nur einen Sarg und die Ehrsam, Berndt und ein dritter blutjunger Vertreter stellten bereitwillig jeden Totenschein aus. Sichtbare Verletzungen – „auf der Flucht erschossen“; Tod infolge Überanstrengung – „Kreislaufstörung“. Im Sommer hatten sie formularmäßig Dutzende von Totenscheinen für Menschen ausgeschrieben, die wie Hasen abgeknallt waren. Diese Ärzte hatten sich nicht gerührt, sie haben nicht protestiert. Humanität ist im medizinischen Staatsexamen nicht Prüfungsfach.

Als mein Hals endgültig besser ist, muß ich wieder in ein Arbeitskommando. Im ‚Schlauch‘, dem Lagerweg zwischen dem elektrischen Draht und dem Zaun, wird geschippt, und ich schippe mit. Es wird im Kreis geschaufelt. Das ist ein beliebtes Beschäftigungsspiel. Sandhaufen werden ‚bewegt‘. Von zwei zu zwei Metern werden Häftlinge aufgestellt; vor jedem liegt ein Sandhaufen, der dem Nebenmann zuzuwerfen ist. Die SS-Posten auf den Türmen treiben und drohen unsere Nummern zu notieren, wenn wir nicht schnell genug schippen. Wir schaufeln, daß uns der Schweiß herunterrinnt. Unsere Jacken haben wir trotz der Novemberkühle abgelegt. Ist der Sand 600 Meter weit vom Start zum Ziel ‚bewegt‘, so fliegt er im-

mer wieder zurück. So kann man Menschen tagelang beschäftigen, und die Posten, die uns jeden Augenblick anklaffen, sorgen für Tempo. Auf ‚Haus Eicke‘ schaufelt Hirschberg fleißig; nach ein paar Tagen hat er eine Sehnenscheidenentzündung. Werner Sch., ein ungewöhnlich kräftiger Mann, springt unermüdlich jedem Kameraden bei, dessen Kräfte zu versagen drohen. Eben hat er viele Stunden Zementsäcke einen Weg von 40 Minuten getragen. Als er sieht, daß einer seiner Freunde dem Zusammenbrechenden nahe ist, packt er dessen Schaufel und in hohem Bogen fliegt der Sand zum nächsten Haufen. Weil er so tüchtig arbeiten kann, soll er nun Ziegelschleppen. Es werden ihm zwölf aufgebürdet, die er auf das Dach des ‚Haus Eicke‘ die Leiter hinauf balancieren muß. Aber weil die 18jährigen Posten den ‚starken Juden‘ noch immer nicht zusammensinken sehen, befehlen sie: „Doppelte Last aufnehmen.“ Nun wankt der Hüne mit einem Gewicht von fast zwei Zentnern die Leiter hinauf. Am Abend sitzt der prächtige, immer hilfsbereite Kamerad in sich zusammengesunken, ‚fertiggemacht‘ an unserem Tisch und ge- steht seinen Freunden Selbstmordgedanken. Fronarbeit auf ‚Haus Eicke‘!

Ein einziges Kommando sitzt im Lager, dessen Anblick zum Lachen reizt, die Steinklopfer. Weil meine Füße noch immer nicht ganz in Ordnung sind, teilt mich der Blockschreiber zum ‚Steineklopfen‘ ein. Es waren die erfreulichsten Stunden meiner Lagerzeit. Morgens, wenn der Appell beendet ist – wir stehen jetzt erst um halb sechs Uhr auf, treten um 6 Uhr 30 zum Appell an und beginnen um 7 Uhr 15 mit der Arbeit – laufen wir zum Steinklopfer-Platz. Wir hoken, einen Meter vom Draht, auf kleinen Steinhaufen, auf die wir ein schmales Kistenbrett legen. Begabte Handwerker haben ein Brett über einen Holzpflöck genagelt und sich so einen Sitz geschaffen. Vor uns liegen Granitsteine, Ziegelreste, alte Kacheln. Große Aschenhaufen werden täglich neu aufgeschüttet. Die Asche ist gegen ein Sieb zu werfen, und wer nicht Steine klopft, trägt sie in Kästen oder Tragen in den ‚Schlauch‘, wo sie auf den Weg gestreut wird. Dorthin kommt auch das Produkt unserer Klopfarbeit, der Schotter, der gemeinsam mit der Asche eine gute Wegdecke gibt. Wieder werden menschliche Pferde vor die Walzen gespannt, die den Weg festpressen. Wir lösen uns ab: ein paar Stunden zerschlagen wir Steine, und dann schleppen wir sie in Kolonnen von 25 Mann fort. Eine gemütliche Gesellschaft hat sich da versammelt und schichtet zum Steinklopfer und Straßenbauer um. Eugen Gumpert hat einen Schubkarren erwischt, von dem er sich nicht trennt. Er sieht grotesk aus. Seine Brillenbügel hat ein Faustschlag beim Empfang zerbrochen; so muß er jetzt eine Leukoplastbrille tragen. Reichsgerichtsrat Cohn hat seine Tätigkeit als Straßenkehrer mit Steine klopfen vertauscht. Der herzkrankte Dr. L. ist mein Nebenmann und liest mir ein Kolleg über den neuesten Stand der Rassenforschung, die er seit vielen Jahren wissenschaftlich pflegt. Kammergerichtsrat Dienemann siebt fleißig, gemeinsam mit den Brüdern Liebermann. Rechtsanwalt Masur vom Kammergericht dagegen trägt lieber Aschenkästen, während Gerhard Meyer und Georg Cohn mehr für Steine klopfen übrig haben. Bankier Mittwoch serviert uns die Steine, die er von einem Haufen auf einer Schaufel holt, und Obermagistratsrat Pagel kritisiert, von Haftpflichtgrundsätzen ausgehend, daß bei dieser gefährlichen Arbeit Steinklopferbrillen fehlen. Stadtrat Langer, der

früher Staatsanwalt war, ist trotz seiner 61 Jahr, ein erfolgreicher Klopfer. Rechtsanwalt Z. dagegen gefällt es in unserer Gesellschaft wenig; er ist müde und traurig und denkt nur an zu Haus.

„Kalt heute, Hans. Aber wart mal, in drei Stunden kommt die Sonne. Bis dahin hauen wir den ganzen Haufen zusammen und werden warm“, sagt Gerhard Meyer, und obwohl uns niemand antreibt, zertrümmern wir die Ziegel, als ob wir für jeden zerschlagenen Stein eine Extrabelohnung bekämen. Wir haben Namen für besonders harte. „Komm her, Goebbels, ich schlage dir auf den Kopf. Siehst du, auch du gehst einmal kaputt.“ – „Hau doch dem ‚Vierkant‘ auf den Schädel! Spitz mußst du schlagen. So, jetzt hast du es ihm richtig gegeben.“

„Was macht dein Hintern?“

„Danke, leicht angefroren. – Heut wollen wir Zigaretten kaufen. Hast du Geld?“

„Ich gebe 20 Pfennig.“

„Du bist wohl Millionär.“

„Der Wisten vom Kulturbund ist entlassen worden. Habt ihr schon Zeitungen? Bei uns liegt der ‚Völkische Beobachter‘, ‚Der Angriff‘ und ‚Das Schwarze Korps‘. Wir haben sie abonniert. Der Goebbels hat ein Interview gegeben: er hat den Kulturbund wieder aufgemacht. Deshalb haben sie den Wisten neulich Abend wie verrückt in allen Baracken gesucht. Sie konnten ihn gar nicht schnell genug entlassen. Noch am späten Abend ist er abgezogen, der Glückliche. Und der Ehrlich spielt ‚Gemischtes Kompott‘, weil die Juden nichts zu lachen haben. (Damals wußten wir nicht, daß der ‚Reichskulturwalter‘ Hinkel auf Befehl Goebbels’ den Kulturbund gezwungen hatte, zu spielen und so ‚normales Leben‘ zu mimen. Ehrlich hat mir später erzählt, daß er eine halbe Flasche Cognac trinken mußte, ehe er vor sein Publikum treten konnte.)¹²⁴

„Paß auf, wir werden auch entlassen. Das Lager wird aufgelöst. ich hab’s von der Schreibstube.“

„Du hast wohl einen eigenen Sender: Sachsenhausener Latrinen-Parol-Sender!“

¹²⁴ Benno Cohn berichtete, daß er als Vorstandsmitglied des Kulturbundes zusammen mit Singer und anderen jüdischen Verbandsfunktionären zum Reichskulturwalter Hinkel bestellt worden war. Während alle neue Drangsalierungen erwarteten, eröffnete ihnen Hinkel, daß den Juden künftig verboten sei, deutsche Theater und Konzerte zu besuchen, und der Kulturbund seine Tätigkeit am 20. November wieder aufzunehmen habe. „Wir rangen nach Fassung, so überrascht waren wir. Dann sagte Singer sehr ruhig: ‚Herr Reichskulturwalter, die Deutschen Juden haben im Augenblick vollkommen andere Sorgen, als ins Theater zu gehen. Zehntausende sitzen im Konzentrationslager. Mein Regisseur ist verhaftet. Glauben Sie, dass Juden ins Theater kommen werden, auf die Gefahr hin, verhaftet zu werden?‘“ Hinkel verlangte daraufhin ein Liste mit Schauspielern, die nötig seien. „Wir entschlossen uns, das Beste aus der Lage zu machen, und es gelang uns, dadurch 20–30 verhaftete Schauspieler aus dem Lager zu retten. Die Anforderung erfolgte so prompt, daß manche Schauspieler nachts um 3 Uhr aus den Baracken geweckt und sofort der Prozedur der Entlassung unterworfen wurden.“ Benno Cohn, November 1938; Yad Vashem Archives, Collection Ball-Kaduri, 01/5; S. 2–3.

„Achtzehn!“
 Die Hämmer beginnen wie wild zu klopfen, es klingt wie in einer Schmiede.
 „Na, ihr Spitzbäuche, ihr Specksäcke! Sieh dir mal das faule Judenpack an. – Was bist du von Beruf?“
 „Angestellter“, sagt Gerhard Meyer, in Wirklichkeit früherer Konfektionär und sehr wohlhabender Hausbesitzer.
 „Was hast du verdient?“
 „25 Mark in der Woche.“
 „So wenig? Du Schwein, du lügst ja!“
 „Im Durchschnitt bin ich auf nicht mehr als 25 Mark die Woche gekommen. Wenn's gut ging, hab ich's manchmal auf 28 Mark gebracht.“
 „Was bist du?“
 „Ich war Angestellter und habe jetzt ‚auf Maurer‘ umgeschichtet“, antwortet Rechtsanwalt Georg Cohn treuherzig.
 „Was hast du verdient?“
 „Hundertdreiundsiebzig Mark 50 den Monat.“
 „Das ist ja Schwindel, du bist sicherlich Millionär!“
 „Ich hab gar kein Vermögen! Aber meine Frau hat ein Sparkassenbuch.“
 „Eine Million, was?“
 „Nein, ich glaube, sie hat jetzt gerade 1000 Mark gespart.“
 Ein paar Flüche, Meditationen über die sprichwörtliche jüdische Faulheit und die Arbeit, die man uns hier lehren wolle, und die Scharführer schlendern davon.
 „Fünfzehn!“ Das Hämmern, das die liebenswürdigen Ansprachen laut begleitet hat, läßt nach und wir besprechen wie bei der Manöver-Kritik die Antworten.
 „Gerhard, dir glauben sie deinen Wochenlohn nicht.“
 „Ich bin hier Angestellter. Über 28 Mark geht ich unter keinen Umständen hinaus.“
 Es ist nicht ratsam, seinen wahren Beruf zu nennen. Das gibt nur Anlaß zu blöden Schimpfereien und reizt zu Betrachtungen über jüdisches Parasitentum.
 Dienemann hat ein neues System erfunden: er hat die Lagerstraßen benannt.
 „Achtzehn am Kurfürstendamm!“
 „Mach keinen Quatsch! Das ist ‚der Henker‘, der kommt ja nicht her; der geht in den Bunker und legt die Leute übern Bock.“
 „Achtzehn! Augsburgersstraße!“
 „Ach die in der Augsburgersstraße! Die tun uns nichts, die kommen nicht zu uns, die tragen ja Wasser zum Turm.“
 „Achtzehn, Achtzehn!“ Das bedeutet ganz dicke Luft. ‚Vierkant‘ und der Lagerführer wälzen sich heran, hinter ihnen etwa fünfzig Zivilisten. Wir schlagen auf die Steine, daß die Fetzen fliegen. ‚Vierkant‘, der eine Kommission führt und Erklärungen gibt, baut sich vor uns auf: „Also hier sehen Sie die Juden von der November-Aktion, alles Großkaufleute, sogenannte Wirtschaftsjuden, Volksausbeuter. – Was sind Sie?“
 „Bergmann, Herr Kommandant.“
 „Bergmann? Sie sind doch Jude. Wie lange machen Sie das schon?“

„Vierundzwanzig Jahr, Herr Kommandant.“

„Was sind Sie?“

„Tapezierer, Herr Kommandant.“

„Was sind Sie?“

„Richter“, antwortet Reichsgerichtsrat Cohn.

„Sie haben also über deutsche Volksgenossen zu Gericht gegessen. Warum haben Sie das getan?“

„Weil meine Vorgesetzten das angeordnet haben.“

Und nun ergibt sich ein Kübel billigen Hohns über den jüdischen Reichsgerichtsrat, der, die Mütze in der Hand, mit gütig-traurigen Augen in das aufgedunsene Gesicht ‚Vierkants‘ blickt. Der Herr SS-Oberführer ahnt nicht, welches Leben voller Ritterlichkeit und Mut dieses Mitglied des höchsten deutschen Gerichtshofs, das nun Zuchthauskleidung trägt, gelebt hat. Als Assessor hat Cohn seine Laufbahn mit einer Eingabe an den Justizminister aufs Spiel gesetzt, weil ihm ein Wahrspruch der Geschworenen als Justizmord erschien. Die Herren des alten Deutschland haben diesen Kampf ums Recht mit Beförderung zum Landgerichtsrat belohnt, und der Landgerichtsrat Cohn ist kraft Leistung und Begabung rasch zur höchsten Stufe deutschen Richtertums emporgestiegen. Der Herr des neuen Deutschland hat ihn davongejagt, und sein getreuer Knecht ‚Vierkant‘ grinst und höhnt, wie es die achtzehnjährigen Posten tun. Er ärgert sich, daß er nicht einen einzigen ‚Wirtschaftsjuden und Volksausbeuter‘ hat vorstellen können. „Sie sehen, meine Herren, hier sind eben alle Berufe vertreten.“ Das scheinen Gestapisten gewesen zu sein, die ‚Fressen‘ sahen so aus.

„Cohn, sei nicht traurig. Das reicht doch nicht an deine Stiefelsohlen...“ Aber Cohn leidet, er ist verletzt. Er verwindet die Begegnung mit Bosheit und Niedertracht schlechter als wir. In mir leben in solchen Augenblicken zwei Worte: ‚Brüder, ihr tötet den Geist nicht‘, aber auch bitter: ‚Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben, Bewahrt sie!‘ Mir scheint diese Haltung des deutschen Idealismus bitterster Hohn auf die Schmach der ‚Menschen-Vernichtungsanstalt‘, und gerade deshalb geht mir das quälende Wort nicht aus dem Sinn.

„Hör mal, Zwillenberg! ‚Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben. Bewahrt sie.‘ – wie gefällt dir das hier?“

„Nimm solche Worte in dieser Umgebung nicht in den Mund“, antwortet Zwillenberg sehr ernst, „Du schändest sie.“

Es ist Freitagabend, und ich grüße den freundlichen Rabbiner Dr. David: „Gut Schabbos, Kamerad Rabbiner! Darf ich dich etwas fragen?“ Wir sitzen in der Baracke zusammen, in der unsere Kameraden Zeitung lesen, nähen, Eßnäpfe putzen oder das eine Taschentuch trocknen, das die meisten nur hier haben. Es lärmt wie stets, obwohl jeder nur halblaut spricht.

„Wostehst das: ‚Und Mose erschlug den Ägypter‘ und wo: ‚Du sollst nicht stehen bleiben beim Blute deines Nächsten!‘? Du weißt doch, warum ich dich frage. Die Bibel wiederholt sich. Wir sind hier in Ägypten.“ Der Rabbiner gibt mir die Zusammenhänge, und ich sehe die biblischen Bilder ganz deutlich. Hier aber ist kein Mose, der unseren Fronvogt erschlägt.

Ich habe oft mit dem stillen feinen Rabbiner gesprochen. Es gab da noch ein Wort, eins aus der Bibel, das mich begleitete; es war tröstend und niederdrückend zugleich: „Wächter, wie spät ist es in der Nacht? – Es kommt der Morgen, und es kommt die Nacht.“ Für ihn, den Rabbiner, würde der Morgen der Freiheit bald kommen, denn ein Gerücht sprach von der Entlassung der mehr als Sechzigjährigen. Er wartete ergeben auf diesen Morgen. Ich aber würde noch lange warten müssen. Ich spürte, daß die Resignation dem erwachenden Lebenswillen immer stärker wich. Wisten war entlassen, Otto Hirsch und Lilienthal von der Reichsvertretung sind nun auch frei¹²⁵, Dr. M. ist beurlaubt, weil sein Vater im Sterben liegt. (Er hat das KZ nicht gut ertragen, der preußische Leutnant M., der es so gar nicht verwinden konnte, daß er eine Militärmütze ohne Kokarde tragen mußte. Ich habe nie verstanden, wie man sich durch das Treiben dieser SS degradiert fühlen konnte.) Die alten Leute aus Ostfriesland sind auch entlassen worden. Es gab also Entlassungen! Abends, nach Appellschluß, werden die Glücklichen aufgerufen. Nun lauern die Kameraden bei jedem Namensaufruf. Jeder horcht mit hämmern-dem Herzem ‚Bin ich dabei?‘ und ist schmerzlich enttäuscht, wenn sein Name wieder nicht gerufen wird. – Das ist Gefangenschaft. Wann hätte man sich je als Soldat oder im Krieg so dem Ende entgegensehnt. Einmal, irgend einmal werde auch ich dabei sein, wenn nicht ... Bis dahin gilt es ‚durchhalten‘! Qui vivra verra¹²⁶! Die Hauptsache bleibt das vivre.

Wenn doch auch die Alten durchhielten! Ich beobachte sie jeden Tag, unsere Alten, den 69jährigen Labisch, den 71jährigen Capell, den ebenso alten Laser und den vornehmen Fabrikanten Hermann aus Westfalen, der nicht einmal eine Mütze für sein weißes Haar hat. Er wird täglich schwächer, er leidet unter dem Elend seines Sohnes, der mit ihm hierher gebracht ist, fast mehr als unter seinem eigenen. „Ist es nicht ein Verbrechen, daß wir Kinder haben, Kinder in dieser Welt?“ Die anderen halten sich überraschend gut. Sie stehen um fünf Uhr auf, klopfen Steine und essen abends ihre erste und einzige warme Mahlzeit. Aber wie lange werden ihre Kräfte noch reichen? Ich frage sie, wie sie sich fühlen, und sie gestehen, daß sie sich viele solche Tage nicht mehr zutrauen.

In der Nacht beginnt einer zu phantasieren; aber er schreit nicht aus dem Schlaf, er spricht wirres Zeug, obwohl er wach ist. Dr. Bär wird neben ihn gelegt, und es gelingt ihm, den armen Arthur zu beruhigen. Arthur hat ‚Dachschaden‘, so heißt Geistesstörung im Lagerjargon. In der ‚Kolonie Dachschaden‘ sind die Leute, die

¹²⁵ Ernst Herzfeld berichtet in seinen Erinnerungen, daß Leo Baeck und er immer wieder überlegt haben, wie die Festgenommenen freizubekommen seien. Als die Gestapo von Baeck verlangte, die Reichsvertretung solle ihre Arbeit, d. h. die Bemühungen um die Auswanderung, wiederaufnehmen, erklärte dieser, ohne Hirsch und Lilienthal sei dies unmöglich. Auf die Frage, ob Hirsch seine rechte Hand sei, habe Baeck geantwortet: „Nein, ich bin die linke Hand von Hirsch.“ Tatsächlich seien Hirsch und Lilienthal wenig später auf Veranlassung des Gestapa aus Sachsenhausen wieder entlassen worden. Ernst Herzfeld, *Meine letzten Jahre in Deutschland, 1933–1938*; Yad Vashem Archives, Collection Ball-Kaduri, 01/8, S. 44.

¹²⁶ Wörtlich: Wer leben wird, wird sehen, also frei übersetzt: Die Zukunft wird es zeigen.

nicht alle Sinne beisammen haben, zusammengefaßt. Sie ziehen schleichend auf ihren Arbeitsplatz in der Kiesgrube, wo sie Kacheln zu Kalkstaub klopfen. Es ist ein jammervoller Anblick: Blöde Gesichter, Menschen mit starrem oder ewig lächelndem Ausdruck, aber auch geistig normale mit der gelben Binde des Halbblinden oder Tauben sind darunter. Sie alle sind ‚lagerfähig‘. ‚Lumpen und Ganoven‘, wie der Lagerführer uns nennt, verdienen keine Rücksicht. Man ist schon sehr großzügig, wenn man die Behinderten in der ‚Kolonie Dachschaden‘ leichte Arbeit machen läßt.

Ein neuer Morgen beginnt. Am Tor werden die Hakenkreuz- und die schwarze SS Fahne aufgezogen, Symbol unserer, deutscher Rechtlosigkeit. Ich bin überglücklich, wenn ich mich für einen Tag wieder bei den Steinklopfern unterbringen kann. Wir gehen mit Asche und Schotter den Weg zur Abladestelle eine halbe Stunde, gemächlich, wenn uns nicht gerade ein SS-Mann ‚im Laufschrift‘ bewegt. Als wir am Bunker vorbei kommen, brüllt der ‚Eiserne Gustav‘ unserem Kolonnenführer Adolf Burg etwa wie ‚Mal Klingeln‘ zu. Adi rennt dienstbeflissen zum Bunker und läutet dreimal, wie er es verstanden hat. Der ‚Eiserne Gustav‘ hat nur einen Druck auf den Klingelknopf gewünscht und bestraft das ‚Verbrechen‘ mit zwei furchtbaren Ohrfeigen, die dem Jungen die Tränen ins Gesicht treiben und die Backen schwellen lassen. Ich greife in meine Tasche und gebe Adi ein Stück Wurst, das ich in der Kantine erstanden habe, zur Beruhigung. Georg Cohn trabt unsere Kolonne entlang und sammelt Geld, um Adi mit Zigaretten, Bonbons und Schokolade zu trösten. (Der Einkauf in der Kantine ist jetzt auch für Juden freigegeben; sie dürfen die Erholungsstätte zwar nicht betreten, aber ihre Aufträge an einen Blockeinkäufer leiten.)

Vor solchen Zwischenfällen ist man nirgendwo sicher. Harzen warnt uns jeden Abend: „Manche von euch wissen noch immer nicht, wo sie sind. Die Lage hier ist furchtbar ernst, ich sage, furchtbar ernst.“ Wir, die Steinträger, sind uns dessen bewußt, und gerade deshalb freuen wir uns über jede ruhige Viertelstunde. Uns geht es ja verhältnismäßig gut. Wir können zum Beispiel die Turmuhr sehen, bei unserem Gänsemarsch auch die Gefahren besser überblicken und uns auf dem langen Weg unterhalten. Wenn die Braunen nicht gerade um die Ecke fegen, sehen wir sie schon von weitem und stellen unser Gespräch ein. Während unser rechter Arm den Schotterkasten auf der Schulter festhält, diskutieren wir juristische Probleme, große Politik und bauen Luftschlösser. Die Kolonne hat ihre Kästen geleert. Wir stehen im äußersten Lagerwinkel zwischen den Baracken und verschnauften. Ein Barackenfenster öffnet sich, ein asozialer Stubendienst-Kamerad läßt sich blicken: „Alter, warum hast du keine Mütze?“

„Ich habe keine bekommen. Hast du nicht eine übrig?“

„Leider nicht, aber hier nimm meinen Schal.“

Der alte Heymann aus Kosel wehrt ab:

„Ich kann dir doch deinen Schal nicht wegnehmen. Den brauchst du doch selbst, du hast ihn dir doch eben vom Hals genommen.“

„Nimm den Schal und halt die Schnauze! Und morgen holst du dir ein paar Strümpfe von mir. Was die mit euch Juden machen, das ist eine Schweinerei.“

Wir alle sind gerührt: die Menschlichkeit hat sich zu den Asozialen und zu den Berufsverbrechern gerettet. Heymann fragt uns leise, ob wir ihm nicht etwas Schokolade oder Zigarren für den guten Kameraden geben können. Der hört das:

„Ihr Juden wollt immer gleich bezahlen. Mach, daß du wegstommst! Ich nehme von euch nichts!“

„Wie lange bist du hier, Kamerad?“, frage ich.

„Acht Monate. Aber laß mal! Einmal komme ich schon raus, und dann wird abgerechnet! Aber richtig! Die werden was erleben.“

Unsere Kolonne muß zu den Steinklopfern zurück. Wieder wird Schotter geladen und die Kästen werden hoch gefüllt, damit die SS befriedigt ist. Masur und ich tragen Holzbahren, auf die die Steine geladen werden. Wir tragen und klopfen, klopfen und tragen. Endlich dürfen wir Hämmer und Tragen einräumen. Der Abend-Appell beginnt. Die Züge marschieren ein. Wenn sie wegstreten, um sich in ihren Blocks zum Appell zu formieren, wirken diese 13 000 durcheinander wirbelnden Menschen in schmutzig grauer Uniform, die im Laufschrift zu ihren Blocks trappeln, wie ekliges Gewürm, das sich am Boden windet.

„Al-les still! – Müt-zen ab! – Meldung! – Müt-zen auf!“ Aber das gewohnte Schlußkommando ‚Rührt euch‘ wird nicht gegeben, wir stehen in strammer Haltung, alles ist still. Plötzlich höre ich einen unbekanntem Laut: Bum-bum-bum-bum. Es ist, als ob jemand eine Pauke schlägt. Das dumpfe Tönen will nicht enden. Bum-bum-bum-bum. Was mag das sein? Es bummt noch immer. Endlich Schweigen! Unser Block steht so weit hinten, daß wir nichts sehen und nichts hören können, was sich am Tor ereignet. Dort scheint Bewegung zu sein. Wir stehen noch immer in strammer Haltung. Plötzlich unterbricht die Stimme ‚Vierkants‘ die unheimlich-merkwürdige Ruhe: „Ich sage es zum hundertsten Mal: Lagerstrafen verlängern die Schutzhaft.“

Jetzt dürfen wir abrücken. „Was war da los?“, frage ich einen ‚alten‘ Juden. „Ach, da ist neulich ein Maler ausgerückt; draußen auf der ‚Neuen Siedlung‘. Sie haben ihn gekriegt und mit der Pauke herumgeschickt. Dann hat er 25 auf den ... bekommen. Hast du nicht gesehen? Übermorgen kriegt er noch mal 25. Inzwischen kommt er in den Bunker.“ Das wird mit nüchterner Sachlichkeit berichtet. Am übernächsten Tag war ich mit Übelkeit im Magen, ob die Pauke wieder bummt. Aber es bleibt ruhig, und wir dürfen wie gewöhnlich abrücken. „Was ist mit dem Maler?“ – „Der hat sich im Bunker erhängt.“

Ich überdenke, was in diesem Mann vor sich gegangen ist. Kühne Flucht, die hier beinahe selbstmörderisch ist. Eingefangen werden! Was muß ihm bei der Wieder einlieferung geschehen sein! Dann dieser Spießbrutenweg, an dessen Ende der ‚Bock‘ drohend stand. Im Bunker die Gewißheit, daß sich nach 48 Stunden die Folterung wiederholen würde. Es wird mit Stahlruten geschlagen, mit langen Stahlruten. Die ‚Blocks‘ vorn am Tor müssen mitangesehen haben, wie man den Körper zerfetzte.

Hier in London lese ich am 15. Juni 1939 im News Chronicle, was wirklich gesehen ist:

„Zwei oder drei Tage später machte ich die schmerzvollste Erfahrung meiner gesamten Lagerzeit. Über den Appellplatz kam ein Häftling eskortiert von zwei SS-Leuten. Dem Häftling war eine Regimentstrommel umgehängt und einen Trommelstab in jede Hand gegeben worden. Er wurde gezwungen, ohne Unterbrechung zu trommeln. In der Mitte des Appellplatzes stand der ‚Bock‘. Nachdem der Häftling dreimal um den Platz ständig trommelnd marschieren mußte, wurde er auf den ‚Bock‘ geschnallt und mit einer Stahlrutenpeitsche 25 Mal mit äußerster Kraft geschlagen. Der unglückliche Mann schrie wie ein Tier.

Nach dem fünfzehnten Hieb wurde er still, offensichtlich bewußtlos. Er wurde von den Fesseln gelöst und fiel zu Boden. Man befahl ihm, wieder aufzustehen, aber er blieb regungslos am Boden liegen. Zwei SS-Leute zogen ihn zu dem Hydranten, der für die Säuberung des Appellplatzes benutzt wurde. Die Mündung des Wasserschlauches wurde ihm in den Anus gesteckt und das Wasser aufgedreht. Der Mann begann wegen der unerträglichen Schmerzen zu brüllen, sein Körper schwoll an, und ein Strom dreckigen Wassers quoll aus seinem Mund. Seine Schreie gingen in ein Wimmern über, und das Wasser wurde abgedreht. Auf Befehl der Lagerkommandanten wurde der Mann in den Bunker geschleppt, wo er starb, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben. Er war ein arischer Häftling, der entflohen und wieder gefangen worden war. Die perverse Szenerie mit der Trommel, mit der der Häftling gewissermaßen zu seinem eigenen Begräbnismarsch aufspielte, und das Auspeitschen wurde häufig wiederholt, die Ermordung mit dem Wasserhydranten nicht. Lagerkommandant Baranowski verbot es.“¹²⁷

Diese Prozedur habe ich nicht gesehen, konnte ich nicht sehen, aber der Bericht scheint mir wahr zu sein. Ich weiß aus Buchenwald und aus Sachsenhausen, daß man Bewußtlose ‚mit dem Schlauch‘ behandelt; und an meinem Entlassungstage ich eine ‚milde Schlauchbehandlung‘ mitangesehen. Das also ist die Prügelstrafe, die wieder einzuführen dem Dritten Reich vorbehalten geblieben ist; die mit Vorsatz verhängte und mit peinlicher Genauigkeit ausgeführte Prügelstrafe. Wild geprügelt wird zwar den ganzen Tag. ‚Bello‘, ein Scharführer aus Pommern, schlägt besonders gern zu, tritt auch auch treffsicher mit den Stiefeln. Er stellt sich wuchtig auf meine Zehenspitzen, vielleicht weil ich mich nicht genügend ausgerichtet habe. Vorwände werden immer gefunden. Die Jacken werden aufgerissen, ob sich einer etwa Zeitungspapier zum Schutz gegen die Kälte in den Kragen gestopft hat. Vor mir steht ein junger Asozialer, bei dem ein Scharführer eine selbstgenähte Halsbinde entdeckt: „Die hast du gestohlen, Staatseigentum gestohlen.“ Und nun schlägt er auf meinen armseligen Vordermann ein, sechs, acht, zehn Ohrfeigen. Aber das genügt noch nicht. Er nimmt die Mütze und haut sie ihm mit solcher Kraft ums Gesicht, daß ich von jedem auslaufenden Schlag noch etwas abkomme. Meine Backen glühen, obwohl nicht ich, sondern mein Vordermann die wirkli-

¹²⁷ Übersetzung aus dem Englischen. Die entsetzliche Geschichte erscheint in den übrigen Aufzeichnungen der Häftlinge aus dem KZ Sachsenhausen nicht; die Ermordung von Häftlingen mit Wasser, wie im Zeitungsbericht beschrieben, ist jedoch aus Konzentrationslagern wie Mauthausen überliefert.

chen Schläge erhalte. Dann wird das Unglückswesen aufgeschrieben und wahrscheinlich haben 25 offizielle verordnete Hiebe die Flucht vor der Kälte gesüht.

„Hast du das gesehen“, wispert hinter mir ein Asozialer, „O, Deutschland hoch in Ehren!“- „Das will der Führer nicht“, antwortet ein zweiter. Es durchzuckt mich, als wäre ich von einem elektrischen Schlag getroffen. Ich weiß nicht, was mich tiefer bedrückt: Dieser sadistische Ausbruch, wie er sich jeden Tag an Wehrlosen austobt oder die gläubige Naivität des Hitler-Opfers. „Das will der Führer nicht“! Noch hier im Lager, der Erfindung eines Hitler, stammelt einer, der von Hitler schuldlos um seine Freiheit gebracht ist, diese lächerliche Phrase.

Vor kaum einem halben Jahr habe ich den Schauspieler Freiherr von Zedlitz-Neukirch gesprochen. Die Russen hatten ihn mit hohen Filmgagen ins Land gelockt und ihn später wie fast alle Fremden in die Ljubanka gesteckt; sie brauchten wieder einmal ‚Geständnisse‘, daß Rußland von Hitler-Agenten überschwemmt ist. Dort im Gefängnis der russischen Gestapo, der OGPU, hat er die gleiche Phrase gehört: ‚Das weiß Stalin ja nicht‘. Die Propagandamethoden der Diktatur sind international. Das will der Führer. Alles das, das Prügeln mit und ohne Regel, ist Geist von seinem Geist. Mir ist eine Zeitungsnotiz von 1929 oder 1930 gegenwärtig. Hitler fährt in seinem Auto durch Thüringen, politische Gegner rufen ihm Schimpfworte nach. Die Autokolonne Hitlers hält, und seine Bravi¹²⁸ stürzen sich mit Nilpferdpeitschen auf die Marxisten und ‚machen sie fertig‘. Dieser ‚schneidigen Tat‘ rühmt sich die nationalsozialistische Presse. So beantwortet der Führer Angriffe auf seine Ehre.

Über die Prügelstrafe gibt es seit Generationen eine Diskussion der Strafrechtstheoretiker. Kaum einer, der es noch wagt, sich für sie einzusetzen. Das Argument, daß Prügeln den Geprügelten ebenso verroht wie den Exekutor, ist längst Gemeingut geworden. Hier im Lager wird es täglich in den aufgedunsenen Gesichtern der prügelnden Sadisten ‚schlagend‘ bestätigt. Aber was schert das den Inspekteur der deutschen Konzentrationslager Eicke, seine Kommandanten und diese Lagerführer! „Hast du gesehen, wie der Lagerführer heute Fußtritte ausgeteilt hat? Ein deutscher Offizier, der mit dem Fuß tritt!“ , redet mich unvermittelt ein Asozialer beim Morgen-Appell an.

Die Prügelstrafe ist ‚fein‘ abgemessen. Es werden 15, 20 oder 25 Hiebe verhängt. Einige ‚Böcke‘ stehen für das Anschnallen bereit. Aber man ist ‚human‘. Die vom Kommandanten meist schriftlich angeordnete Prügelstrafe soll erst dann vollzogen werden, wenn der Arzt die Opfer untersucht hat. Diese traurigen Kolonnen verhärmter, verhungelter Häftlinge werden oft zum Revier an uns vorbeigeführt. Dort sieht sie der Arzt, aber wen wird schon ein ‚Grausam‘ von der Tortur befreien! Im allgemeinen wird die Exekution im Bunker ausgeführt. Man ist ja ‚human‘. Im Bunker hört höchstens Niemöller den Aufschrei der vergewaltigten Kreatur. ‚Nur‘ dreimal hat man auch uns das Schauspiel auf dem Appell-Platz gegeben.

¹²⁸ Lateinisch für ‚Tapfere‘, hier selbstverständlich ironisch gemeint.

Im Bunker wird auch die zweitschwerste Lagerstrafe vollzogen: der ‚Pfahl‘. Die ‚Karolina, peinliche Hals- und Gerichts-Ordnung Karl V.‘ kennt diese Strafart noch nicht. Auch ihre Erfindung war dem Zeitalter, nein dem Geist, jawohl dem Geist Adolf Hitlers vorbehalten. In Dachau und Buchenwald hängt man die Leute rasch an einen Baum. In Sachsenhausen, dem Musterlager, gibt es keine Bäume. Hier hat man säuberlich zwölf Pfähle in den Bunkerhof gerammt. An einem Querbalken hängen zwei kurze Stricke. Den Deliquenten werden die Hände hinter dem Rücken festgebunden, dann werden die gefesselten Arme hochgerissen und das Opfer wird rücklings an den Armen aufgehängt. Die Füße dürfen den Erdboden nicht berühren. Der Körper wird durchgebogen und lastet mit seinem ganzen Gewicht auf den gefesselten Handgelenken. ‚Vierkant‘ verordnet je nach der Schwere des ‚Verbrechens‘ eine Stunde oder auch zwei Stunden ‚Pfahl‘.

Im Lager spricht man mit bitterer Sachlichkeit über die Folgen des ‚Pfahls‘. Entweder kugeln die Arme aus dem Schultergelenk, oder es gibt Blutstauungen in den Handgelenken. Man hört von vielen, deren Handgelenke schwarz geworden sind. Es soll auch Tote am ‚Pfahl‘ gegeben haben. Aber ‚Grausam‘ geht nüchtern von Pfahl zu Pfahl und sieht sich die Opfer an, bevor er sein zweites Frühstück einnimmt.

„Ich war heut am ‚Pfahl‘“, sagt ein Asozialer während des Mittags-Appells. Ich zucke zusammen: „Wie hast du’s denn ausgehalten?“

„Ganz gut, nur die Handgelenke schmerzen mich, – sieh mal, hier waren sie abgeschnürt.“

„Was hast du denn ausgefressen?“

„Ich habe nach dem ‚Klingeln‘ (Appell-Beginn) noch einen Zug aus meiner Zigarette gemacht. Erst hab’ ich zwei in die Fresse bekommen und dann noch eine Stunde ‚Pfahl‘. Aber ich hänge ganz gut, weil ich früher Entfesselungskünstler auf den Märkten war. Aber, wenn du an den ‚Pfahl‘ kommst, wo du so dick bist, . . . das ist bitter. Ich kann dir nur einen Rat geben: such dir einen dicken Strick aus, dann wird dein Handgelenk nicht so schnell schwarz.“

Die zwölf ‚Pfähle‘ sind jeden Tag besetzt. ‚Vierkant‘ ist nicht kleinlich: für einen Zug aus der Zigarette eine halbe Minute nach dem ‚Klingeln‘ hängt er den ‚Verbrecher‘ für eine Stunde an den ‚Pfahl‘. Kaum weniger gefürchtet sind die Versetzung in die „Strafkompanie“ (SK), wo man systematisch zum Tode geschunden wird, und der Bunker. Auch diese Arreststrafe hat ihre Abwandlungen: gewöhnlicher Bunker – Bunker bei Wasser und Brot, dunkler Bunker – dunkler Bunker mit Rückenfessel. Hitlers Phantasie ist ausschweifend.

Ein Kinderspiel gegen all das, was hier jede Stunde bringen kann, ist das ‚Torstehen‘, die kleine Lagerstrafe, die täglich 50 oder 100 Mal verhängt wird. Wir sehen die Torstehen morgens, wenn wir den dämmrig grauen Appell-Platz betreten und abends, wenn wir ihn im Dunkel verlassen. Gleich nach dem Morgen-Appell jagt ein Dutzend zum Tor, wo sie den ganzen Tag barhäuptig stehen müssen. Aber es gibt auch da wohl ausgetüftelte Abwandlungen: manche müssen in Kniebeuge verharren, andere hat man mit Kniebeuge und mit gehobenen Armen ans Tor ge-

stellt, besonders erfindungsreiche Scharführer haben Verkrümmungen für die Torsteher erdacht.

Nach dem Abend-Appell gibt es am Tor großen Zuzug. Jeder Arbeitstag schließt mit dem Kommando des Lagerältesten Oskar Müller: „Die ans Tor gestellt sind!“, und dann rasen aus allen Blocks die Leute, die zum Torstehen verurteilt sind, zum Tor, wo sie bis zum Schlafengehen bleiben müssen. Wenn sie in die Baracke zurückkommen, gibt es für sie kein Essen. Das gehört mit zur Torstrafe. ‚Tor‘ wird auch als Kollektivstrafe für ganze Blocks oder für die Vorarbeiter einer bestimmten Arbeitsstelle verhängt. Werden abends die Vorarbeiter vor die Front gerufen, so bedeutet das Taschenrevision. Wer Geld hat und nicht nachweisen kann, daß seine Angehörigen es ihm geschickt haben, hat sich von einem ‚Juden‘ bestechen lassen. Der Bestochene kommt an den ‚Pfahl‘ oder geht über den ‚Bock‘, seine Kameraden werden zur Warnung ans Tor gestellt. Während wir abends in unsere Blocks abrücken, zählen wir mitleidig, wieviel Mann heut wieder dem ‚Klingeln‘ entgegenfrieren.

In uns allen ist eine Stimmung ängstlicher Spannung. Wir wissen ja am Morgen nicht, ob wir nicht am Abend über dem ‚Bock‘ liegen, und wenn man sich auch noch so sehr zusammennimmt, sie werden schon einen Vorwand finden. Bis zum Überdruß hört man dazu den ganzen Tag von den Vorarbeitern: „Meinst du, ich gehe deinetwegen über den ‚Bock‘? Denkst du, ich laß mich an den ‚Pfahl‘ hängen, weil du schlapp machst?“, und man hat das entsprechende Empfinden. Obendrein verlängern Lagerstrafen die Schutzhaft. Was hilft’s, man muß sich vorsehen, und trifft einen der Arm der Ungerechtigkeit doch – wir können es nicht verhüten. Denn wir sind wehrlos, schuld- und wehrlos zugleich. Unsere Kameraden, die man in zehn Sekunden auf den ‚Bock‘ schnallt, und auf deren Rücken die Stahlruten niedersausen, sind das traurige Symbol unserer Ohnmacht.

Dreizehntausend Männer werden von einem Dutzend Maschinengewehren und ein paar Hundert jungen Burschen in Schach gehalten. Dreizehntausend Männer, eine kriegsstarke Division, sind der Willkür grausamer Kinder ausgeliefert. Täglich werden Kübel von Schmutz über ehrenhafte Menschen gegossen, achtzehnjährige Jungen lassen Häftlinge, die ihre Großväter sein könnten, bellen, krähen oder sie haben den ‚witzigen‘ Einfall, sie rufen zu lassen: ‚Meine Mutter ist eine Hure‘; Arbeitswillige werden jedem Arbeitserfolg zuwider wie Galeerensklaven angetrieben, Männer werden von Knaben geschlagen, getreten, gedemütigt und – Männer wurden von Knaben erschossen! Immer wieder frage ich mich nach den Motiven dieses infernalischen Treibens. Wenn die Arbeitszüge nachmittags einrücken, die Häftlinge zu ihren Blocks eilen, lugt jeder scharf aus, damit ‚es‘ ihn nicht erwischt. ‚Es‘ – das sind die Stiefelspitzen der Blockführer, die nach einem ungeschriebenen Lagergesetz die Arbeitszüge auf dem Appell-Platz erwarten und ‚in die Gegend treten‘. Ministerialrat Flatow und ich haben unsere ‚Laufstrecke‘ scharf überprüft, aber so sehr ich auch den Plan einhalte, ein wuchtiger Stiefeltritt „Bellos“ sitzt mir im Oberschenkel, und ich humpele meinem Block zu. Diesen tritt habe ich zehn Tage gespürt. Warum hat er mich getreten? Ich weiß es nicht, und er weiß es auch nicht.

Wenn unsere Blocks um fünf Uhr endlich über den dunklen Appell-Platz zur Baracke abmarschieren, begleiten uns wieder prügelsüchtige Perverse. Sie lachen in hämischer Vorfreude, lauern auf einen guten Augenblick, springen in unsere Marsch-Glieder und einer, dessen Gesicht vor widerlicher Lust feixt, schlägt meinem Nebenmann und mir zwei schallende Ohrfeigen. Die Züge dieses Gesichts haben sich mir eingebrannt. Die Schläge sind so wuchtig, daß unsere Mützen im Bogen davon fliegen. Der Wolf bellt schrill: „Ihr habt Staatseigentum verschleudert! Jetzt könnt ihr sie bezahlen!“ Er hat sie uns heruntergeschlagen, er weiß es genau; aber wir haben Staatseigentum verschleudert. Wir suchen im Dunkel, kriechen am Boden, unsere Kameraden stoßen und drängen, das Klatschen hat sie besorgt gemacht. Ich finde meine Mütze wieder. Der Wolf heult und sucht neue Opfer. Warum?

Ein zwanzigjähriger Junge befiehlt: ‚Mal hopsen‘ und läßt einen sechzigjährigen Juden wie einen Frosch springen. Der Alte wird rot, er ächzt, die Luft geht ihm aus, Tränen stehen ihm in den Augen, er kippt um, aber er muß sich wieder erheben und in Kniebeuge weiterhüpfen, bis ihn endlich der Abmarschbefehl befreit. Was mag sich die kleine Bestie bei dem Kommando ‚mal hopsen‘ denken? Vielleicht gar nichts, vielleicht so viel wie in dem Augenblick, wo sie ein Steinchen fortscharrt oder ein Stäubchen abputzt. Eine ganz bedeutungslose Sache: ‚mal hopsen‘. Daß ein alter Mann gedemütigt wird, daß ihm die Tränen in den Augen stehen, was schert das den jungen Kämpfer von der Totenkopf-Standarte?

Auf dem Appell-Platz sinken Menschen plötzlich um: Herzschlag! Tot! Der Schriftsteller Richard Wilde wird zum Appell hinausgetragen, er kann nicht mehr gehen, nicht mehr stehen. Kameraden legen ihn auf die Erde. Die SS sieht teilnahmslos zu, wie er langsam verendet. Ein ganz alter Mann wird zum Appell hinausgeschleppt, er hängt wie einst Hans Hirschmann über zwei Schultern. Jetzt gleitet er herunter.

„Der hat es hinter sich, der hat überwunden“, sagt Lachotzki zu meinem Nebenmann, dem Chirurgen Dr. Horwitz.

„Tot?“, frage ich.

„Tot!“, antwortet der nüchterne Arzt und ißt sein Brot weiter, während meine Brocken in meine Tasche zurückgleiten. Die SS beachtet den Körper nicht, der mitten auf dem Appell-Platz liegt, bis er in den Leichenschuppen gebracht wird¹²⁹.

Der Appell geht weiter. Mit den Händen in der Hosentasche sieht die SS, Scharführer und Offiziere, lachend zu, wie wir das herabgestürzte Dach einer ausgebrannten SS-Baracke zu heben versuchen. Wir hatten die Baracke niederzureißen, und als das Dach zu Boden fiel, war ein Asozialer nicht rasch genug zur Seite gesprungen. Die Männer der Hitlerischen Kerntruppe wissen, daß ein Mensch unter dem Dach liegt. Sie rühren keinen Finger. Als wir endlich nach qualvollen Minuten das Dach hochheben, ziehen wir ein zerquetschtes Etwas hervor, das eben

¹²⁹ Richard Wilde ist laut Totenkartei der Gedenkstätte Sachsenhausen am 29. 11. 1938 umgekommen.

noch ein Mensch war. Der Mann soll drei Kinder haben. Die SS grinst neugierig, wir schütteln uns.

„Ihr Juden seid selbst zum Sterben zu dumm. Gestern hat die Lore einem das Bein abgefahren. Warum legt ihr denn nicht euren Kopf unter die Lore, warum laßt ihr euch nur das Bein abfahren?“ Ich starre dem 18jährigen Jungen, der an unser vorüberpatrouilliert, ins Gesicht. Auch er war auf einer deutschen Schule, und vor ein paar Jahren ist er konfirmiert worden. Warum sind die guten Lehren in ihm erstorben, warum? Warum hat man im Sommer ‚alte Juden abgeknallt‘? Nach System abgeknallt! Die Berichte aller meiner Kameraden von der Juni-Aktion stimmten überein. Es ist also wahr und nicht übertrieben: Man hat auf dem SS-Schießplatz Sachsenhausen Menschen eine Böschung hinaufgejagt, sie dann liegend herunterrollen lassen, sie wieder hinaufgeschickt und die Roll-Prozedur wiederholt. Fähnchen, zwei bis drei Meter vom Böschungsende entfernt, markierten die Postengrenze, die niemand überschreiten durfte. Das galt als Angriff auf die Posten, die sechs Meter von der Postengrenze entfernt standen, lauerten. In dem Augenblick, wo die Körper, die die Gewalt über sich verloren hatten, über die Fähnchen-Grenze hinausrollten, knallte der Posten. Auf diesen Augenblick hatte er gewartet. Der rollende Körper eines vor Erschöpfung fast Besinnungslosen hatte ihn ‚angegriffen‘. Das waren die ‚Erschießungen auf der Flucht‘, die mir im Sommer dieses Jahres den Schlaf genommen hatten.

Der Wiener Ministerialdirektor Niedermeyer, der aus alter katholischer Familie stammte, aber als Jude galt, weil er wohl eine jüdische Großmutter hatte, hatte so beseitigt werden sollen. Augenzeugen haben mir die Szene geschildert:

„Warum bist du hier, Niedermeyerchen? Na, sag!“

„Ich habe ein Buch gegen die Sterilisation geschrieben.“

„Na, dann lauf mal auf die Böschung, Niedermeyerchen! So, – hinlegen! Rollen! – Zurück marsch, marsch! – Hinlegen, rollen!“

Und das fünf, sechs, zehn Mal! Aber der Körper und der Wille dieses Mannes haben standgehalten.

Als die jungen Posten im Sommer 1938 täglich mehrere Juden so ‚auf der Flucht‘ erschossen, als das Sachsenhausener Lager allzu viele Tote stellte, griff der Vorgänger unserer blonden Bestie, der Lagerführer Nikolai, ein. Er erschien um vier Uhr morgens in den Juden-Baracken, brüllte die Kameraden an, weil sie sich von den Posten ‚locken‘ ließen und befahl: „Wenn euch die Posten wieder rufen, dann sagt ihnen: ‚Wir dürfen uns von unserem Arbeitsplatz nicht entfernen, der Lagerführer hat’s verboten!“ Dieser Befehl erklärte sich aus der anderen Methode des ‚Abknallens‘: Die Posten ‚lockten‘ die nichtsahnenden Häftlinge durch Zurufe an sich heran. Wer dem Befehl folgte und die 6-Meter-Grenze überschritt, wurde niedergeschossen. Waren die Berichte der Auslands-Presse unbequem geworden, war der Lagerführer ‚aufgefallen‘, hatte die Eingabe der ‚Reichsvertretung‘ ‚angesichts dieser entsetzlichen Folgen...‘ bei irgendwem ein menschliches Empfinden geweckt? Ich weiß es nicht, weiß nur, daß seitdem das systematische Abschießen aufhörte.

Die Achtung vor den Urtatsachen des Lebens aber haben diese zweibeinigen Wesen, die sich Menschen nennen, nicht gelernt. Sie kennen keine Ehrfurcht vor dem Leben, und sie haben keine Scheu vor dem ewigen Antlitz. Ist es der Judenhaß, der jedes natürliche Fühlen ausgetilgt hat, ist es Rachetrieb oder nur Ausbeutung der Prügelfreiheit, die hier herrscht? Immer wieder erschauere ich vor so viel Verruchtheit. Nirgendwo bis zu diesen Tagen habe ich die Gemeinheit so nackt, der Grausamkeit so unmittelbar ins Gesicht gesehen; nicht in der jugendlichen Schonungslosigkeit der Schulzeit, gewiß nicht in den Gefängnissen, nicht beim Militär und nicht im Krieg. So dünn also war die Tünche unserer Zivilisation, daß ein paar Monate des neuen Gewaltregimes schon sie fortspülen konnte. Triumphierend stelzt Marquis de Sade durch das Lager und reibt sich kichernd die Hände: sein Geist lebt in tausend gelehrigen Schülern der Totenkopf-Standarten.

Wie mögen die Frommen unter uns das Erlebnis dieses Lagers bewältigen? Ich sitze mit dem Pfarrer Ehrenberg und Rechtsanwalt Chone in unserer Baracke. „Was hältst du von dem Thema ‚Und Gott schweigt!‘?“ frage ich den Protestant Hans Ehrenberg. Er ist der Abstammung nach Volljude, trat als Student zum Protestantismus über, war Philosophieprofessor in Heidelberg und ist, vom Gewissen getrieben, Pfarrer geworden. Ehrenbergs Auseinandersetzung mit seinem Vetter Franz Rosenzweig, dem er die Gründe seiner Taufe eindrucksvoll darlegt, ist in Rosenzweigs Briefen nachzulesen¹³⁰.

„Wäre das nicht ein guter Buchtitel? Unser Sachsenhausen-Buch müßte so heißen. Ich weiß, Dwinger¹³¹ hat sein Rußland-Buch so genannt. Aber – du wirst mich nicht für frivol halten – in einem viel weiteren Sinn als ihn etwa die Bibelforscher verstehen würden, zwingt sich mir hier jeden Tag die Formel auf: Und Gott schweigt.“

Ehrenberg zögert, dann sagt er leise:

„Manchmal schweigt Gott sehr lang.“

„Und wie ordnest du diese Institution hier in dein religiöses System ein? Was sagt es zu deinem Schicksal, zu unserem, zu diesem 10. November und überhaupt zu allem, was seit dem Jahre des Unheils geschehen ist?“

„Es ist eine Strafe über das jüdische Volk gekommen und auch über das deutsche.“

Unser Gespräch geht vom trockenen Wetter als dem sichtbaren Zeichen fürsorglicher Behütung – davon sprechen die Starken im Glauben jeden Tag – über

¹³⁰ Franz Rosenzweig, Briefe. Unter Mitwirkung von Ernst Simon ausgew. und hrsg. von Edith Rosenzweig, Berlin 1935.

¹³¹ Edwin Erich Dwinger (1898–1981), in Kiel geboren, geriet im Ersten Weltkrieg in russische Gefangenschaft und schrieb nach seiner Rückkehr aus Rußland 1921 mehrere Bücher, die zwar in der Form lapidarer Sachlichkeit vom Grauen des Krieges berichten, denen aber dennoch ein Pathos des Soldatischen unterliegt und die auf eine künftige Größe Deutschlands hoffen machen. Der Autor selbst hat den Nationalsozialismus begrüßt und unterstützt. Dwingers Buch „Und Gott schweigt...?“ erschien 1936.

Schleiermacher zu den modernen Protestanten, von denen einer hier Zeugnis ablegen muß für die Kraft, die ihm sein Glaube gibt. Ich bin mir nicht klar, wie dieses Lager auf seine Insassen wirkt. Im Angesicht der Peinigung kann man beides hören: Flüche und das Bekenntnis ungebrochenen Vertrauens. Neben mir hat gestern unvermittelt ein Asozialer vor sich hingeknirscht: „Wenn es einen Gott gibt, wie kann er das hier dulden?“

Und heute hat mich ein jüdischer Chemiker in ein Religionsgespräch gezogen. Er ist gläubig wie ein Kind, das Lager vermag ihm nichts anzuhaben. Die religiösen Kameraden erleben hier ihre Bewährungsprobe. Ehrenberg wird ohne Anlaß, weil er gerade im ersten Glied steht, gepackt und ‚ans Tor gestellt‘. Nach vier Stunden Frieren humpelt er matt und überhungert in die dunkle Baracke, in der wir anderen schon auf dem Stroh liegen. Karl flucht: „Was dieser Schuft, der dich ‚ans Tor gestellt‘ hat, hier schon angerichtet hat! Ich wäre ihm am liebsten an die Kehle gesprungen!“

Ehrenberg lächelt und nimmt dankbar Brot und eine Tasse Lager-Tee, den wir für ihn warmgehalten haben. Morgen wird er seinen Arbeitstag wieder mit einem Psalm beginnen, den er seinen jüdischen Kameraden Professor Treitel, Dr. Preiser und dem Musiker Leisorowitsch vorspricht. Diese vier Männer tun traurig-ernsten Dienst. Sie sind das ‚Leichen-Kommando‘. Das hat es bisher nicht gegeben. Jetzt erst, wo 6000 Männer aus Büro und Geschäft zu Schwerarbeit gezwungen werden und so viele bejahrte Juden hier vegetieren, wo septische Ausschläge und Lungenentzündungen umgehen, hält der Tod reiche Ernte. Sie täglich einzubringen, wird ein eigenes Kommando geschaffen. Die scharfe Trennung zwischen Juden und Ariern, die das Dritte Reich draußen so peinlich fordert, wird für die Toten nicht mehr gebraucht. Das Leichenkommando, diese vier feinen jüdischen Menschen, sammelt sie alle, die Asozialen und die Juden, die Zigeuner und die BVer. Es trägt sie aus dem Revier, wäscht sie, kleidet sie in ein Papierhemd und bettet sie auf Holzspäne. Dann nimmt sie der schwarze Kasten auf, den diese vier Männer drei, fünf, ja zehn Mal am Tag durchs Lager in den Leichenschuppen tragen. Es brüllt über den Appell-Platz: ‚Leichen-Kommando‘! Und dann marschieren die vier Kameraden, die jeder kennt und mit scheuem Blick begleitet, militärisch formiert ins Revier. In sechs Wochen haben sie mehr als 90 Juden eingesargt. Machmal stört sie die SS bei ihrem stillen Werk: „Die Juden pflegen doch ihre Toten auf Stroh zu legen.“

Und dann kommen finstere Vorstellungen zu Tage, abergläubische Totenbräuche und Riten, die seit Generationen, ja seit Jahrhunderten in den Köpfen von Menschen spuken, die wir einmal unsere Volksgenossen nannten. „Warum sterben gerade so viele Juden?“, fragt ein SS-Mann neugierig, nicht etwa teilnahmsvoll. Das Leichenkommando erklärt die Todesfälle aus dem plötzlichen Wechsel zwischen der gewohnten Büroarbeit und den Bedingungen des Lagers. „Da könnt ihr euch ja bei uns bedanken, daß wir endlich gesunde Menschen aus euch machen.“

„Wenn man schon hier ist“, meint Ehrenberg „so soll man wenigstens was Sinnvolles tun. Unser Dienst an den Toten erscheint mir sinnvoll.“ Mir und

uns allen auch. Wir sind den Kameraden dankbar, es werden reine Hände sein, die uns betten, wenn wir in unserem Kampf ums Leben unterliegen. Für die SS ist der jüdische Pfarrer ein sensationeller Anlaß, ihren ‚Witz‘ spielen zu lassen. „Was bist du, Pfarrer? Rabbiner, meinst du?“ Öfters wird er höheren SS-Führern vorgestellt, und seine ruhigen Antworten begleitet sie mit dem üblichen Hohn. Eines Vormittags wird unser Steinträger-Kommando angehalten:

„Arbeit absetzen, alle Juden sofort auf dem Appell-Platz antreten!“

Was bedeutet das?

„Entlassung“, sagt der dicke Gerhard.

„Habt ihr gehört: Sonderentlassungen!“, nimmt ein anderer die Parole auf.

„Massenentlassung!“

„Ich hab’s euch schon seit Tagen gesagt: Die haben mächtigen Stunk wegen der Aktion bekommen! Der amerikanische Botschafter ist abgereist.“

„Ich weiß es aus der Schreibstube: heute werden 500 entlassen!“

„500? Heut Abend sind wir alle zu Haus!“

„Wir werden einer Kommission vorgeführt, weiter nichts“, sage ich skeptisch.

Aber es ist weder eine Kommission da, noch geht es um Entlassungen. „Wo ist der jüdische Pfarrer?“ Ehrenberg ist nicht zur Stelle, und es werden Läufer ausgesandt, die Sensation für die Juden-Bilder-Galerie des „Schwarzen Korps“ zu suchen. Zwei Zivilisten mit einem Fotoapparat unterhalten sich mit dem ‚Eisernen Gustav‘ und deuten mit Fingern auf bestimmte Kameraden. „Ach so, wir sollen fotografiert werden, für den ‚Stürmer‘. Mir kann’s recht sein.“ – „Alle Ärzte links raustreten! – Rechtsanwälte rechts heraustreten! – Millionäre raustreten! – Was, keine da? Wer mehr als 100 000 Mark hat, vortreten!“

Der ‚Eiserne Gustav‘ geht mit den Fotografen prüfend durch die Gruppen, gafft uns einzeln an und langt sich etwa 60 Männer mit ausgeprägt jüdischem Typ. „Ist hier ein Rabbiner?“ – Aber die sind alle auf den ‚Klinkern‘. „Richter raustreten!“ Von denen nimmt er auch solche, die nicht den Typ verkörpern, den der ‚Stürmer‘ für jüdisch hält. Dann werden die ausgewählten Kameraden viele Stunden fotografiert; was als jüdische Nase figurieren kann, wird scharf im Profil aufgenommen. Manche sind wirksamer zu karikieren, wenn man ihnen den Kopf hochreißt und die Aufnahme von unten her macht. Der Mann aber, der sich zu dieser Schamlosigkeit hergibt, führt den Dokortitel einer deutschen Universität.

„Sieh Dir das nur gut an, Hans!“, sagt Gerhard, „Das dürfen wir nicht vergessen.“ Dieses niederträchtige Spiel wiederholt sich zwei Tage später, und dann sehen wir im „Schwarzen Korps“ und im „Angriff“ die Bilder unserer Kameraden. Man hat ihnen Pickel und Stoppel ins Gesicht retuschiert, die Zuchthausjacken aber hat man verschwinden lassen. Unter den Fotos steht: „Siegfried Cohn, sogenannter Arzt, bekannter Kinderschänder“ oder „Manfred Levinsohn, früher Anzeigenvertreter, jetzt Betrüger.“

Ich bedauere sehr, daß man mich der Ehre, in Zuchthauskleidung fotografiert zu werden, nicht gewürdigt hat. Mitte Dezember haben italienische Minister,

denen die Erziehungsanstalt besonderer Art gezeigt wurde, Privataufnahmen gemacht. Dabei bin auch ich auf einen Gruppenbild gekommen. Einen Ausschnitt – leider ohne mich – bringt die Londoner Zeitschrift ‚Parade‘ vom März 1939. Das Scheusal Baranowski ist mir auf diese Weise im Bild erhalten geblieben.

Kommissionen wie die der italienischen Minister kommen öfters ins Lager. Dann baut ‚Vierkant‘ Potemkinsche Dörfer. Der Lagerführer hatte uns acht Tage Heizverbot zudiktirt, aber wir brauchen nur fünf Tage zu frieren: es naht eine Kommission, und die Barackenschornsteine dürfen, nein, müssen rauchen. ‚Es soll auch Gulasch geben, richtigen Gulasch‘, flüstert der Sachsenhausener Latrinensender. Die Kommission soll in der Lagerküche Appetit bekommen.

Neulich waren japanische Journalisten da, diesmal kommen deutsche Offiziere. Zwei Baracken werden als ‚Muster-Blocks‘ gezeigt. Seit fünf Tagen werden sie geputzt und gescheuert. Vertrauenswürdige ältere Kameraden erzählen mir, wie unverfroren Baranowski lügt. Er läßt die Fleischvorräte der SS-Küche und des Offizierskasinos in die Häftlingsküche schaffen und fragt dann vor den Besuchern die Köche ganz beiläufig:

„Was macht ihr bloß mit dem vielen Fleisch? Das ist wohl Gulasch?“

„Den gibt es morgen, Herr Kommandant.“

„Aber die Unmenge Koteletts?“

„Die sind für Sonntag, Herr Kommandant!“

‚Vierkant‘ tut sehr erstaunt: „Morgen Gulasch, Sonntag Koteletts, na, ihr lebt nicht schlecht.“ Daß das Fleisch und der ebenfalls sichtbar aufgetürmte Kuchen sofort wieder zur SS zurückgeschafft werden, wenn die Kommission den Rücken kehrt, verschweigt er natürlich.

„Und dies, meine Herren, ist unser Garten. Hier züchtet sich jeder Häftling seine Tomaten, wenn er will.“ Der Garten ist da, die Tomaten auch, Häftlinge arbeiten darin, aber auch hier sind sie Fronknechte der Lagerverwaltung; wehe dem Häftling, der eine Frucht aus dem SS-Paradies essen wollte!

„Wo kommt Ihr denn her?“

Die Kommission steht vor der Kantine, in der Geld, unser Geld, das wir von unseren Angehörigen erhalten, ausgezahlt wird. (Der Massenandrang hatte übrigens die Auszahlung verstopft, und ich habe statt der erlaubten 15 Mark wöchentlich in sieben Wochen nur 45 Mark erhalten.)

„Also ihr habt Geld bekommen! – Kommen Sie mal her, wieviel haben Sie denn bekommen?“

„Zehn Mark, Herr Kommandant.“

„Und Sie?“

„Fünf Mark, Herr Kommandant.“

„Sehen Sie, meine Herren, dieser Häftling ist noch nicht so lange im Lager. Deshalb hat er nur fünf Mark bekommen. – Und Sie?“

„15 Mark, Herr Kommandant.“

„Aha, der ist schon länger hier. Ja, wer seine Pflicht tut und fleißig ist, bekommt eben mehr.“

Ich habe folgende Szene in Gegenwart der italienischen Minister miterlebt: ‚Vierkant‘, die Italiener, hohe SS-Führer mit groben Zügen, die Uniformen geschmacklos mit Silberschnüren überladen, halten auf dem Industriebhof auch meine Arbeitsgruppe an.

„Also das, meine Herren, sind Zigeuner und Juden. Die Zigeuner – lichtscheues Gesindel, Faulenzer, natürlich alle vorbestraft. Der da ist 25 Mal vorbestraft.“ Er fragt den jungen Zigeuner, auf den er eben hingedeutet hat, wie oft er vorbestraft sei, und der Häftling antwortet leise: „Einmal, Herr Kommandant.“ – „Sie hören, 25 Mal. Natürlich im Wagen gelebt, was? Musiker, wie?“ So wagt er, Menschen ins Gesicht zu lägen, plump wie das System, dem er dient.

An der Spitze der deutschen Offiziersgruppe, die das Lager besichtigt, tritt der Herr SS-Oberführer über den Appell-Platz. Deutsche Generale, Infanterie-, Flieger-Generale und Admirale, Träger einer alten Tradition, die einmal auf Ehre hielt, lassen sich von dem SS-Monstrum führen. Ihre Gesichter sehen anders aus als ‚Vierkants‘ Wildschweinkopf. Aber auch sie gehen gleichgültig an den Judengruppen vorüber, blicken sich kaum um. Wir möchten ihnen zurufen „Besichtigen Sie uns doch, sprechen Sie doch mit uns. Hier stehen viele deutsche Offiziere, die die ‚Vierkants‘ eingefangen haben. Nicht gefangengenommen, meine Herren! Die Übermacht hat sich an wehrlosen Menschen vergriffen! Und Sie, meine Herren haben das zugelassen!“ Unsere Blicke folgen der Generals-Gruppe, die langsam dem Offiziers-Kasino zustrebt: „Guten Appetit! Sie haben ihn sich ja nicht durch Gespräche mit uns verderben lassen. Und die Särge hat man ihnen wohl auch nicht gezeigt. Guten Appetit!“ „Die sind schuld“, sagen wir, „die hätten die Macht, den Spuk zu verjagen. Das sind Soldaten; die brauchten die SS, das feige Prügelpack, nicht zu fürchten. Bramarbas, die Karikatur des Soldaten kämpft nicht!“ – „Die mögen auch schuld sein“, sagt einer, „Aber die eigentlichen Schuldigen sind die Friedensmacher von München. Die haben uns mit ihrem Septemberfrieden den Aufenthalt in diesem Vergnügungspark beschert.“

Die sudetendeutschen Juden sind von dieser Meinung nicht abzubringen: „Wenn er nur im September den Krieg angefangen hätte, euer Herr Hitler, wir hätten ihn schon zusammengeschlagen, und ihr wäret heute erlöst.“ Die Diskussion darüber scheint mir müßig. Wichtiger wäre mir zu wissen, wie der 10. November vom Volk aufgenommen wurde: ob er eine ernsthafte Stimmungsoption, ob er Parteiwiderstände, etwa in dem angeblich bürgerlich denkenden Göring-Kreis ausgelöst, ob das Volk sich gerührt hat. Jede Nummer der Nazi-pressen bringt spaltenlange Aufsätze, Notizen, Bilder über die bösen Juden. Die ältesten Ladenhüter werden hervorgeholt. Die antisemitische Propaganda hat in den Wochen nach dem 10. November nicht etwa ausgesetzt, sondern sich förmlich überschlagen. Was bedeutet das? Ich kombiniere: Entweder ist eine echte Empörung im Volk, die man beschwichtigen muß; deshalb werden jetzt alle nur erdenklichen Gründe für die Schuld der Juden dargetan, gegen die sich das Volk angeblich spontan erhoben hat.

Oder Auslandspresse und Auslandsstimmung haben auf den Pogrom so turbulent geantwortet, daß man noch einmal – zum wieviel hundertsten Mal? – die antisemitische Basis des Nationalsozialismus darzutun für notwendig hält. Oder der 10. November war nur ein Anfang und neue zusätzliche Schläge werden vorbereitet.

Der erste und dritte Grund sind mir als Motiv wahrscheinlicher. Die Auslandsreaktion pflegt man schematisch zu quittieren, indem man England seine Methoden in Palästina, Indien und Irland unter die Nase reibt. Und im übrigen haben sich die Wilden ja mehr und mehr abgewöhnt, Rücksicht auf ausländische Meinungen zu nehmen: Ist der Ruf mal ruiniert, lebt man gänzlich ungeübt. Die neuen gesetzlichen Schläge lassen nicht lange auf sich warten. Eine Grundstücksverordnung entwertet den jüdischen Hausbesitz, die jüdischen Kunstschätze werden de facto enteignet, den jüdischen Frontkämpfer-Beamten wird ihr Gehalt genommen, das man ihnen 1935 belassen hatte; sie werden auf Pensionsbezüge gesetzt. So bricht Hitler zum dritten Mal das Versprechen, das er im April 1933 Hindenburg gegeben hat, die Rechte der jüdischen Frontkämpfer nicht anzutasten¹³².

Aber weder unsere Kameraden, die wohlhabende Hausbesitzer sind, noch die Richter oder Studienräte fühlen sich durch diese einschneidenden Verordnungen sehr berührt. Sie haben ihr Vermögen und ihr Einkommen ohnehin abgeschrieben, und sie alle beherrscht nur ein Gedanke: wann kommen wir hier heraus? Darum kreist jedes Gespräch, und gierig wird jede Parole aufgesogen, die das Rätselraten zu fördern vorgibt. „Aus Hamburg hat die Frau eines Kameraden geschrieben, daß wir alle am 15. Dezember entlassen werden!“ Daß das Unsinn ist, muß selbst der Optimist Georg Cohn zugeben. Aber der 15. Dezember ist in aller Mund. „Ich sag dir, in einer Hamburger Zeitung hat’s gestanden“ – Wer will hier Hamburger Zeitungen haben! Es gibt doch nur den ‚Angriff‘, den ‚Völkischen Beobachter‘ und ‚Das Schwarze Korps‘. „Der Kammergerichtsrat Dienemann hat’s gelesen“. Ich suche den Kammergerichtsrat auf; er hat natürlich nichts gelesen. „Bis Weihnachten ist keiner von uns mehr hier“, wird großzügig prolongiert, „die Militärverwaltung übernimmt das Lager.“ Dabei vermelden schon vorsorglich Anschläge in den Blocks, daß wir für die Weihnachtswochen 30 Mark von unseren Angehörigen anfordern dürfen, statt der üblichen 15 Mark.

¹³² Es ist nicht eindeutig, von welchen Verordnungen Reichmann hier spricht, da die Wochen nach dem Novemberpogrom angefüllt waren mit antisemitischen Erlassen, die insbesondere auf die Enteignung jüdischen Vermögens zielten. Wahrscheinlich bezog sich Reichmann auf die Anweisungen des Reichsfinanzministeriums vom 3. 12. 1938 zur „Judenvermögensabgabe“, auf die Verordnung des Reichswirtschafts- und Reichsfinanzministeriums vom selben Tag zur Zwangsveräußerung von jüdischem Grundeigentum, Wertpapieren, Schmuck, Kunstgegenständen u. ä. sowie auf die vom Reichsinnenministerium erlassene 7. Verordnung zum Reichsbürgergesetz, der zufolge die Ruhegehälter bereits entlassener jüdischer Beamter heruntergesetzt wurden. Vgl. dazu Walk, Sonderrecht, III 45, 46, 50.

Alle Kameraden fiebern vor ungeheurer Spannung. Sie sind über jeden Schimmer von Hoffnung glücklich und klammern sich an jeden Faden. Mit Ungeduld erwarten sie am Abend die Stunde, zu der der Blockschreiber aus der Schreibstube zurückkehrt. Er weiß, wer am nächsten Morgen entlassen wird, soll aber nichts sagen. Trotzdem stürmt alles auf ihn ein: ‚Bin ich diesmal dabei?‘ In der ersten Dezemberwoche häufen sich die Entlassungen. Als Grund seiner Entlassung vermutet fast jeder: ‚Auswanderung. Meine Papiere waren fertig, meine Frau hat sie eingereicht, und deshalb darf ich gehen.‘

Die verschiedenen Gestapostellen arbeiten anscheinend nicht einheitlich. Berlin entläßt wohl nur bei absolut gesicherten Auswanderungs-Vorhaben. Heute hat unser Block das große Los gewonnen: 25 Mann werden entlassen. Wir bitten sie wie jeden Entlassenen, unsere Frauen anzurufen und sie zu grüßen. So hat Eva im Laufe des Dezember fast täglich Bericht über mich erhalten. Ein halbes Dutzend Rechtsanwälte, die keine Auswanderungsabsicht hatten, wird zu ihrem Erstaunen frei. Es sind Konsulenten, Anwälte, die aus den Listen der Anwaltschaft gestrichen, aber als Rechtsberater für Juden zugelassen sind.

„Heute sind es 25, übermorgen beginnen die Massenentlassung. Ich hab es von der Kammer. Unsere Zivilsachen werden schon vorbereitet.“ Es wird nichts mit der Massenentlassung. Abends schnüffeln wir in den Nachbarblocks nach neuen Nachrichten, glauben sie beim Einschlafen und werden am Morgen enttäuscht, wenn statt der erhofften 500 nur 80 oder 100 Mann vor Block B antreten, wo die mit der Freiheit Beschenkten auf die Entlassungs-Prozedur warten. Prozedur, denn die Entlassung dauert einen ganzen Tag. Wie gern würden wir wie am ersten Tag acht oder achtzehn Stunden stehen, wenn wir mit dieser Gruppe losziehen könnten. Sie sehen ein wenig lächerlich aus, die Glücklichen. Ihr Mäntel, Anzüge und Hüte sind zerdrückt und zerschunden. Der überheiße Desinfektionsdampf, in den unsere Sachen, eisenfest verschnürt, geworfen wurden, hat ihnen Falten eingepreßt, die sich nicht wieder beseitigen lassen. Aber das stört niemanden. Kein Mensch denkt weiter als bis zum Tag der Entlassung. Was er zu Haus vorfindet, ob er inzwischen Beruf und Vermögen verloren hat, ist ihm gleich. ‚Nur bis ans Tor denken‘, sagt der Lagerjargon. Der will nicht 24 Stunden mehr in Deutschland bleiben, jener höchstens acht Tage. Der geht in ein Lager im ‚Zwischenland‘; solche Lager, in denen man die Auswanderung in das Zielland abwarten kann, ohne den Zugriff der Gestapo fürchten zu müssen, soll es jetzt in Holland, in Belgien und in England geben.

Ich bleibe nüchtern und mache mir Zukunftssorgen. Hirschberg hat seine Frau beauftragt, jede Passage zu belegen, die nur erhältlich ist. Das bedeutet Auswanderung, und sie ist mir auch trotz des Erlebnisses dieses Lagers noch immer so problematisch wie zuvor. Mit zehn Mark hinaus in die Welt! Als Hirschberg von Costa Rica oder Paraguay spricht, wohin wir gehen sollten, um aus der Hölle herauszukommen, wird mir schwül. Eine Zukunft dort erscheint mir fast so verzweifelt wie das Leben hier. Rabbiner Dr. Swarsensky, der jeden Tag zu den ‚Klinkern‘ ausrücken muß und abends von allzu vielen bestürmt wird, die

seinen Zuspruch erbitten, hält sich tapfer. Er hat seinen ersten bitteren Tag, als ihm ein Brief seiner Eltern sagt, daß seine Freilassung mit Auswanderung nach Chicago erkaufte wird. So geht es auch mir. Steht allerdings die Frage so, daß ich im Lager bleiben muß, wenn ich nicht auswandere, dann ist die Antwort klar; dann werde ich auswandern. Wenn es doch einen Ausweg gäbe! Keiner, der diesen Konflikt versteht. Es waren noch ein paar ‚Durchhalter‘ da, aber das Lager hat sie kuriert; sie haben alle kapituliert.

Ich habe Post bekommen. Unsere Postversorgung ist schlecht. Briefe von Berlin bis in den Block gehen drei Wochen. Manche Kameraden haben überhaupt kein Lebenszeichen und schleichen bedrückt um die strahlenden Briefempfänger. Zu aller Qual des Lagers kommt die Sorge um das ungewisse Schicksal der Familie. Eva ist findig; unsere Frauen scheinen zu wissen, daß unsere Post zu spät bestellt wird. Sie telegrafieren, und ich halte Evas Telegramm in der Hand: ‚Auswanderung bestens vorbereitet.‘ Ich bin glücklich über die Fürsorge, aber ‚Auswanderung bestens vorbereitet‘ legt mir doch einen Alldruck auf. Das Telegrafieren ist übrigens bald zwecklos geworden; denn als die Telegramme sich häuften, händigte sie die politische Abteilung einfach nicht mehr aus. Nach ein paar Tagen des Schweigens hatten die Frauen einen neuen Weg gefunden, um rascher mit uns sprechen zu können. Sie schicken eingeschriebene Eilbriefe, und der Bürokratismus siegt über die Rücksichtslosigkeit. Für eingeschriebene Briefe verlangt die Post einen Empfangsschein, und so werden wir fast unmittelbar nach Briefeingang zum Quittieren geholt. auch ich darf eines Abends einen eingeschriebenen Brief in Empfang nehmen. Es sind gute Worte darin, ich bewahre ihn in der Hosentasche neben Brotkrumen und Taschentuch und lese die wärmenden Grüße wieder und wieder.

Eine andere Sorge steigt auf: die Gestapo hat mir 1933 ‚Generalpardon‘ gegeben. Ursprünglich hatte sie unsere Organisation auflösen wollen. Auf höhere Weisung – anscheinend hat ihr Leiter, Ministerialrat Dr. Diels, mit Görings Billigung interveniert, hat sie uns in Ruhe gelassen. Wenn wir uns auf jüdische Arbeit beschränkten, sollte unser Kampf gegen Hitler vergessen sein. Aber wenn sie jetzt in meinen Akten blättern...! Ich spüre, wie diese Befürchtung täglich stärker wird. Der Gedanke, daß ich mich hier für lange Zeit, für ein Jahr oder gar für Jahre aufhalten müßte, erscheint mir furchtbar. Ich rechne mit Monaten, aber trotz aller Skepsis spielt meine Phantasie auf den Wellen des ‚Sachsenhauser Senders‘, und es gibt Tage, an denen mich das Entlassungsfieber und die optimistischen Erwartungen anstecken.

Die Arbeit in unserer Steinträger-Kolonie geht leider zu Ende. Die Steinvorräte sollen zerschlagen fortgeschafft werden und neue nicht mehr kommen. Bedrückt geht unsere Kolonie durch den ‚Schlauch‘. Vom Turm brüllt ein junger Posten:

„Hallo, der dicke Jude da!“

Jedes Passieren der Türme bringt ähnliche liebenswürdige Ansprachen des Wächters auf der Plattform und Püffe des patrouillierenden Postens. Ich lasse mich schon immer von zwei schlanken Kameraden in die Mitte nehmen, um

nicht aufzufallen. Ich springe zum Turm; aber nicht ich, sondern mein dicker Kamerad Gerhard Meyer ist gemeint:

„Hallo, der dicke Jude da! Der da!“

Gerhard, der fünfzigjährige Mann, steht in strammer Haltung am Fuß des Turms, der Leutnant des Weltkrieges vor einem achtzehnjährigen Bürschlein, das witzig vom Turm herunterfragt:

„Bist du im neunten Monat?“

„Jawohl“, antwortet Gerhard.

„Mach, daß du wekommst!“

Ich schüttele Gerhard die Hand: „Das hast du gut gemacht!“

„Wenn er mich so fragt...!“

Im Bunker-Garten werden acht Gefangene in Zivilkleidung zur Freistunde im Kreis umhergeführt. Es sind Arier; ihr hat man ihnen belassen; sie sind weder ordentliche Häftlinge noch Ehrenhäftlinge. Die Delikte des Strafgesetzbuches werden nicht im Lager, sondern in den Strafanstalten abgebüßt. Was mögen die wohl verbrochen haben? Sind sie Leidensgenossen Niemöllers, oder ist ein Kaspar Hauser darunter, den man verborgen hält, weil man ihn fürchtet. Wir erfahren nichts über diese Menschen.

Wir müssen an einem neuen Arbeitsplatz unterkommen. Einer hat herausgefunden, daß mit Arbeitsplätzen gehandelt wird. Es soll möglich sein, beim Antreten sich in die Gruppen bestimmter Vorarbeiter zu stellen, wenn man nicht einem festen Kommando (‚Klinker‘ oder ‚Neue Siedlung‘) zugewiesen ist. Unnötig zu sagen, daß hierauf schwere Strafen stehen. ‚Dachschaden‘ soll zwei Mark wöchentlich kosten, aber ich glaube, das ist eine Fama. Auf der ‚Neuen Siedlung‘ jedoch gibt es am Feuer einen guten Druckposten. Ich marschiere wieder zur ‚Neuen Siedlung‘. Da stehen tatsächlich Leute am Feuer, klopfen Nägel oder spalten Holz. Einen Tag mache ich mit. Für den Vorarbeiter wird wirklich gesammelt. Die Arbeit ist langweilig, und man steht sich die Beine in den Leib. Es ist auch kalt, das offene Feuer nicht behaglich. Am Abend bedrückt uns das Gerücht, daß der Lagerführer die ganze Belegschaft der ‚Neuen Siedlung‘ ans ‚Tor stellen‘ will. Es war zwar nur ein Gerücht, aber wir hatten zwei Stunden Beklemmungen.

Nun ist es winterkalt geworden. Jeden Morgen lugen wir nach dem Wetter aus. Noch ist es nicht feucht, noch hat es nicht geregnet. Aber Nebelschauer lassen den Regen fürchten. Wieviel Stunden noch, und es wird regnen! Wenn doch nur Frost käme! Es glückt mir, mich zum Holzhof einteilen zu lassen. Das ist dort ein Bild, wie es ein alter Holländer Humorist gemalt haben könnte. Hunderte von Menschen bücken sich, laufen mit Reisigbündeln in den Armen umher, sägen, schichten Holz oder Briketts übereinander und scheinen sehr geschäftig. Das Treiben ist tragikomisch. Zehn Stückchen Reisig vor die Brust gelegt, beide Hände darunter und nun 50 oder 100 Meter im Trab von einer Miete, die abgetragen, zur neuen, die aufgerichtet wird. Man muß geschickt laufen, so daß man die Posten umgeht. Die haben keinen festen Standort, sondern streichen durch die Mieten über die Holzhofstraße zur Sägestelle, sind bald hier und

bald dort, brüllen und drohen, uns unter irgendeinem Vorwand zu melden. Aber meist ziehen sie Bestrafung auf der Stelle vor: Sie werfen einem ‚Hampelmann‘ oder ‚Muselmann‘ – was mögen sie sich darunter vorstellen? – auf die Holzstöße, auf die Briketts, und wenn er sich mühsam hochkrabbelt, schleudern sie ihn wieder zurück. Amtsgerichtsrat R. schichtet mit komischem Eifer Reisig auf Reisig. „Was bekommst du für die Stunde bezahlt?“, frage ich ihn leise. Er zieht die Oberlippe hoch und deutet auf eine Zahnlücke: „Drei Ohrfeigen, ein Zahn ausgeschlagen, zwei wackeln. Ich will nicht mehr auffallen.“

Landgerichtsdirektor Rippner, angesehener Berliner Richter, Vorsitzender im Prozeß gegen die Harden-Attentäter, sammelt Holz. Der große breitschultrige Mann geht, ein Bild des Elends und der Schande, gebückt durch die Holzmielen, liest ein Reisigstück um das andere auf, ununterbrochen, sieht sich nicht um und bündelt sich die feuchten schmutzigen Stücke auf den Arm wie ein emsiger Ährenleser.

„Warum bis du so fleißig?“, frage ich ihn.

„Ich arbeite bis zur letzten Sekunde.“, antwortet er, „Sie sollen nicht den leinsten Vorwand finden.“

„Aber darauf kommt es hier doch nicht an, sie schlagen und strafen ohne jeden Grund.“

„Das kann ich nicht ändern, aber ich will mir nichts vorzuwerfen haben.“

Ein ‚alter Jude‘ findet, daß auch ich noch zu viel arbeite. ‚Scheu‘, heißt das in seinem Lagerjargon. „Sieh dir mal den scheuen Mann an! Komm, ich werde dir zeigen, wie man Holz sammelt.“ Er legt mir zwei Stückchen Reisig auf die Hand, führt mich an zwanzig Reisighaufen vorüber und blickt wie gebannt zu Boden. „Du mußt immer so tun, als ob du etwas suchtest. Immer Arbeit markieren. Wenn sie dich fragen, was du suchst, dann sag‘, daß du ein Stück Kantholz finden sollst. – So, nun schmeiß ab, genug gearbeitet. Jetzt kannst du das Reisig wieder aufheben. So vergeht die Zeit.“ Das ist die Frucht der Methoden, in denen hier ‚Erziehung zur Arbeit‘ gelehrt wird. Jede menschliche Behandlung, jede sinnvolle Arbeit würde einen wirklichen Arbeitserfolg erzielen. Hier aber wird nur ‚mit den Augen‘ gearbeitet. – ¹³³

Ein Asozialer geht über den Holzhof. In der einen Hand hält er einen Hammer, in der anderen eine Latte, die über seiner Schulter liegt. Ich zwinkere ihm zu. „Siehst du, mit dieser Latte ‚gehe‘ ich jetzt schon fünf Tage durchs Lager. Sonst tue ich den ganzen Tag nichts. Ich glaube, sie wird noch drei Tage ‚reichen‘. Wenn mich einer fragt, was ich mache, dann sage ich: ich muß den großen Nagel aus der Latte schlagen.“ Es gibt noch mehr solche ‚Wanderer‘. Ein Mann zieht mit einem Glaserkasten von morgens bis abends durchs Lager. Ein par nobile fratrum¹³⁴ soll mit einem Metermaß und mit einer Gießkanne wandern. Ein Oberschlesier macht mir Vorwürfe, wie dumm wir Juden seien. Er habe ein klei-

¹³³ Handschriftlich eingetragen: Revanche für den Prügelkomment.

¹³⁴ Lateinisch: ein edles Brüderpaar; ironische Wendung aus Horaz' Satiren, II, 3, 243.

nes Fenster acht Tage lang geputzt und sei nicht ‚geplatzt‘. So drücken sich die ‚Sachverständigen‘. Bei dem kindischen Herumlafen mit Reisig trifft man Bekannte in Fülle. Einer verweist mich an den ‚alten‘ Juden XY., ‚Kolonnenschieber‘, Hilfsvorarbeiter oben auf einer Holzmiere, auf der Reisig geschichtet wird. Dort unterzukommen, sei erstrebenswert, und ich bin froh, den Posten zu ergattern.

Der Morgennebel liegt über dem Platz, als ich auf die Miere hinaufklettere. Das Holz ist nebelfeucht; man kann sich nicht darauf setzen. Ich ducke mich hinter die vordere Schicht der Miere, wo ich nicht gesehen werden kann. Wenn doch die Sonne endlich käme! Dann könnte es hier oben ganz erträglich werden; ich hätte Lust, mich hier auszustrecken, wenn es nicht zu feucht und zu gefährlich wäre. Unten trippeln die Holzsammler durcheinander wie geschäftige Ameisen. Was tue ich nur, bis die Sonne kommt?

„Wie heißt du?“, fragt mich ein Kamerad. Ich nenne meinen Namen. „Ach, der bist du. Gott, wen man nicht hier alles trifft. Muß ich gleich meiner Frau schreiben. Mit wem man hier alles zusammenkommt! Wirklich großartig! Du kannst für mich ein gutes Wort einlegen. Ich will nämlich nach Argentinien. Du hast doch überall deine Beziehungen. So ein Glück soll der Mensch haben! Treffe ich hier im Lager den Mann, der mich nach Argentinien zu meinem Schwager bringt.“ Ich muß den allzu hoffnungsvollen Kameraden enttäuschen. Meine Beziehungen sind so ausgezeichnet, daß ich hier gelandet bin, und bis ich nach Argentinien schreiben kann, werden die Mieten wohl noch oft ab- und wieder aufgebaut werden.

„Was soll ich hier oben machen? Etwas muß ich doch schließlich tun, sonst friere ich an“, frage ich meinen Kolonnenschieber. „Nimm Reisig, wirf es einen Meter vor dich hin, dann dreh dich um und wirf es wieder zurück! Außerdem mußt du doch sicherlich mal austreten. Das dauert mindestens – na sagen wir – eine Stunde. Wenn sie dich unterwegs erwischen, sag nur, daß du dich bei mir abgemeldet hast.“ Nach einer Stunde bin ich wieder da. Jetzt steht die Sonne endlich so hoch, daß sie mich wärmt. Ich wage es, mich auf der Miere aufzurichten; der ganze Körper soll die guten Strahlen fühlen. Es wird mir wohl. Wir reiben uns die Hände und ‚schmieren‘ uns mit Sonne ein. Ein Hundeleben hier, unser einziger Freund ist die Sonne.

Von der Miere her kann ich über den Zaun hinaussehen. Drüben in den Siedlungshäusern wohnen Menschen, die nicht zu unserem Schergenkommando gehören. Was für eine Nachbarschaft haben sie bekommen! Ich sehe Kinder spielen. Es scheint mir unfaßbar, daß es menschliche Wesen gibt, die in der Nähe dieses Inferno harmlos froh sind, die sich im Reigen drehen und Tanzliedchen singen. Was die Kinder da tun, das faßt die deutsche Sprache in die Begriffe ‚heiter und fröhlich‘. ‚Heiterkeit‘, ‚Fröhlichkeit‘, wir ahnen nur noch, was diese Worte bedeuten.

Zwei Frauen kommen aus der Tür. Sie hängen gleichgültig Wäsche auf. In diesem Lager sind keine Frauen. Sehe ich sie hier oder in der Nähe der ‚Neuen Siedlung‘, dann steigt ein törichtes Gefühl des Vorwurfes in mir auf. Die sind

schuld, die Frauen, alle deutschen Frauen. Die Natur hat ihnen Gefühl, Mitleidensfähigkeit gegeben. Warum grüßen sie mit dem Namen jenes Gesellen, der seine wahren Triebe hinter diesen Mauern auslebt! Warum hängen sie den Fahnen-Fetzen aus ihren Fenstern, rot vom Blut der Hunderte, die aus diesem Totenhaus hinausgekartt werden! Kein Zaun hoch genug, daß nicht der Wind unser Stöhnen über ihn hinausträgt!

Keine Nacht tief genug, daß die da nicht aufschreckten, wenn die Scheinwerfer unseren Schlaf belauern. Wo ist der Aufschrei, der Protest der Frauen gegen diese Menschentumsschinderei? Ihnen täte man doch nichts, sie könnten es doch wagen. Aber ihr Herz ist träge wie das der Männer. Gleichgültig hängen sie ihre Wäsche auf. Schon im Augenblick, wo ich das denke, empfinde ich die Unsinnigkeit solchen Vorwurfs. Natürlich sind sie gleichgültig, sie werden nicht das Lager stürmen, wenn schon die Männer zittern. Aber Sinn und Unsinn sind hier im Lager gespenstische Nachbarn.

An diesem Abend brauche ich mir keine Sorgen mehr zu machen, was ich morgen auf dem Holzstoß beginne: beim Appell wird allen Häftlingen unter 50 Jahren die Arbeit auf dem Holzhof verboten. Ich rücke statt dessen mit der Gruppe ‚Industriehof‘ aus, werde zur Transport-Kolonne 5 eingeteilt, und bei ihr bin ich bis zum letzten Tag meiner Haft geblieben. Wir tragen Materialien, die auf dem Industrie- oder Materialhof liegen, wir schleppen Zementsäcke, zwei Mann einen Zentnersack, Eisenträger, Gas- und Wasserleitungsrohre, Schwefelsäure-Tonnen, vor allem aber Bäume, Dachbalken und Dielen. Die Arbeit ist schwer: sechs Meter lange Dachbalken ist meine Schulter nicht gewöhnt. Drei Tage lang spüre ich einen kaum erträglichen Druck und fürchte, daß meine Schultern blutig durchgescheuert sind. Aber die Gewöhnung härtet ab: bald trage ich die Lasten nicht schlechter als alte Bauarbeiter.

Wir gehen im Schritt 30 bis 40 Minuten zum ‚Haus Eicke‘, zur ‚Neuen Siedlung‘, zum SS-Exerzierplatz. Unser Vorarbeiter, Willi Schmitz, der einmal deutschnationaler Parteisekretär in Düren war, weiß uns geschickt vor der SS zu schützen. Manchmal jagt sie uns in Laufschrift. Aber zumeist wird unsere Arbeit in Ruhe getan, und meine alte Formel bewährt sich: jede Arbeit ist erträglich, wenn man nicht getrieben wird. Nur unter Fußschmerzen leide ich. Die harten Lager-Schnürschuhe verkrümmen meine Füße und haben sie schwellen lassen. Manchmal glaube ich, nicht zehn Schritt mehr gehen zu können. Schuhtausch ist nur einmal in der Woche möglich, und das letzte Mal bin ich fortgejagt worden. So humpele ich mühselig und schmerzhaft unter den Balken. Trotzdem ist die Arbeit wenigstens nicht so stur und langweilig wie auf dem Holzhof und nicht so mörderisch wie auf den ‚Klinkern‘. Die Arbeitswege sind lang, oft können wir uns unterhalten, und was für prachtvolle Menschen stecken nicht in den Zuchthausjacken, selbst der verachteten ‚Asozialen‘!

Wir stehen neben ihnen beim Mittagsappell auf dem Industriehof; hier dürfen wir miteinander sprechen; denn dieser Appell ersetzt die Mittagspause. Es wird jetzt erst abends, wenn wir zurückkommen, warm gegessen; mittags ziehen wir unser trockenes Brot aus der Hosentasche und essen es nach der Zählung. Einer

spricht mich an: „Ihr seid die harte Arbeit nicht gewöhnt, ihr kommt aus dem Büro. Bis vor ein paar Tagen war das Wetter ja gut, aber jetzt wird's kalt. Siehst du dort die grauen Wolken, das gibt Schnee. Ihr werdet Lungenentzündung bekommen, wenn ihr euch nicht schützt. Du mußt dir jeden Morgen die Brust mit kaltem Wasser waschen, das härtet ab. Das ist gut gegen Lungenentzündung.“ Ich habe den Rat streng befolgt.

„Ihr Juden“, sagt ein anderer, nicht um ein Gespräch zu beginnen oder weil er etwas von mir wünscht; er will nur zu seinem Teil für die vergewaltigte Wahrheit zeugen, „Ihr Juden seid auch nicht schlechter als wir. Es ist eine Schande, wie sie euch quälen. Dabei seid ihr besser als wir. Bei euch gibt's auch schlechte Kerle wie bei uns. Warum auch nicht, was wollen sie bloß von euch?“ Ein Kölner Warenhaus-Propagandist, dem wie den anderen Asozialen auch nie gesagt wurde, warum er die Reise in diese ‚Erziehungsanstalt besonderer Art‘ hat antreten müssen, meint, jedes Wort wohl abwägend: „Ich weiß, was euch geschehen ist. Es hat keinen Zweck, daß ihr euch den Kopf zermartert; wer grübelt, kommt hier um. Denkt nicht an das, was ihr ward, und denkt nicht daran, was werden soll. Denkt nur an heut und wie ihr euch hier gesund erhaltet!“

Heinrich, das angesehene Mitglied eines Ringvereins, Vorarbeiter auf dem Holzhof, ist mit allen Vorarbeitern beim Abendappell wieder einmal leibesvisitiert worden. Man hat zwei Mark bei ihm gefunden, er hat sich ‚von den Juden bestechen lassen‘, und ‚Vierkant‘ hängt ihn für eine Stunde an den ‚Pfahl‘. Mittags kommt er auf den Holzhof zurück, reckt seine Arme und sagt nur: „So, meine Herren, da sind wir wieder! Es kann weitergehen!“ Dieser Heinrich zieht seinen Mantel aus, als wir einmal einen jüdischen Anwalt aus Westfalen, der von einer Nierenkolik gepackt ist, in eine Holzmiere legen und wärmt ihn mit seinem Mantel. Er schenkt ihm das einzige, was er zu verschenken hat: Wärme, Wärme des Mantels und Wärme des Herzens, St. Georg aus dem Ringverein! Diese Menschen ohne Hoffnung, bitter arm, abgezehrt, haben sich ihr menschliches Empfinden bewahrt. Sie sind fast alle unseren Schergen moralisch überlegen. Sie haben sich auch den gesunden Mutterwitz des Volks trotz der Methoden dieser Anstalt nicht austreiben lassen.

Wenn die SS ‚witzig‘ wird, dann stellt sie etwa den Bankier Mittwoch in einer dunklen Lagerstraße an die Wand. Ein Scharführer zieht seinen Revolver, schüttet dem Häftling die Patronen in die Hand, steckt eine nach der anderen langsam in die Kammer, entschert und legt an: „Jetzt wirst du erschossen!“

Der erwartete Verzweiflungsschrei kommt nicht.

„Hast du noch etwas zu sagen?“

„Mein Leben liegt in Ihrer Hand.“

„Mach, daß du zum Teufel kommst!“

‚Vierkant‘ ist der Lehrmeister für solche Witze: „Das ist doch die Gruppe, die erschossen werden soll?“ Und „Sind das die Juden zum Verbrennen?“, fragt er mit behäbigem Lachen. Als ob der Witz hier nicht oft genug blutiger Ernst geworden ist. Die Opfer aber lernen nicht von ‚Vierkant‘. Was sie von der Judenhetze der SS halten, das drücken sie so aus: „Aha, da kommen sie, die faulen Ju-

den!“ – „Komm her, du fauler Jude, ich leg dir den Balken besser auf die Schulter. So – jetzt wird er dich nicht drücken.“ – „Ihr faules Judenpack.“ Und sie versuchen die ‚Vierkant‘ und Eisfeld nachzuahmen: „Ihr stinkfaulen Juden, habt ihr schon das neueste gehört: ‚Jüdischer Radfahrer beißt deutschen Schäferhund?‘“ – „Der ‚Vierkant‘, da ist alles dran!“

Der Ausdruck ‚alles dran‘ ist schlechthin unsinnig; er ist im Lager entstanden, niemand weiß wie, aber jeder versteht ihn. Er bedeutet so viel wie: ‚mit dem ist nicht viel los‘, oder ‚das ist der Richtige‘. Er wird bis zum Überdruß gebraucht. Und wenn er mich manchmal anödet, antworte ich mit einem anderen geflügelten Wort des Lagerjargons: „Mensch, hör auf mit dem ‚alles dran‘. Du tötest mir den Nerv!“

Die BVer kennen Bruchstücke des Rotwelsch, und was ihnen an hebräischen oder jiddischen Redewendungen noch fehlte, das haben sie von den ‚alten‘ Juden gelernt: „Hans, du bist doch auch ein bal jisroel? Was sagst du zu der achile hier? Achtzehn! Teilachen, der Lagerführer kommt!“ Ich habe meinen kleinen jiddischen Sprachschutz bei diesen ‚reinarischen‘ Lehrmeistern erheblich bereichert. Manchmal zeigen die BVer ihre Kunststücke. „Hast du nicht eine Zigarette?“, fragt treuherzig der ‚Taschenkrebs‘, berühmter Taschendieb, einen jüdischen Kameraden an der Säge. Der greift in seine Hosentasche. „Du, wenn du die Zigaretten suchst, die eben noch in deiner linken Hosentasche waren, – die sind hier. Einigen wir uns auf die Hälfte!“ Der Zauberkünstler, der sie unmerklich gestohlen hat, hält etwas auf seine Gaunerehre und gibt dem lachenden Kameraden die halbe Schachtel zurück. Glombitza, der Astrologe, mein Kumpel, philosophiert über die Schlechtigkeit der Welt und schwört, daß er nach seiner Entlassung einen Film und ein Buch schreiben wird. „Du wirst doch auch ein Buch schreiben!“ Das ist die Forderung und Hoffnung vieler arischer Kameraden.

„Gut, daß ihr hergekommen seid“, sagen sie. „Jetzt sind endlich Leute da, die ins Ausland gehen und schreiben können. Nun wird die Welt erfahren, was wir leiden.“ – „Aber, was soll im Ausland aus uns werden? Wir gehen mit zehn Mark ins Elend hinaus“, wende ich ein. „Schlechter als hier wird es euch auch nicht gehen. Nirgendwo in der Welt kann es euch schlechter gehen. Aber was wird aus uns? Ich zum Beispiel bin Gastwirt. Ich weiß nicht, ob ich mein Gasthaus noch habe. Meine Frau kümmert sich nicht um mich. Für mich macht keiner eine Eingabe.“ Das ist einer von den Verlorenen. Sie haben keine oder feindliche Angehörige. Sie selbst dürfen Entlassungsgesuche aus dem Lager nicht stellen, das ist uns allen verboten. Sie müssen warten, bis es der Polizei gefällt, ihre Akten wieder einmal hervorzuholen. Die meisten warten schon seit Juni, viele noch länger. Sie werden noch lange warten müssen. „Was wollt ihr reden? Von euch werden doch jeden Tag welche entlassen. Wann kommt schon mal einer von uns dran! Sollen wir auch in den Draht gehen? Gestern hat sich wieder einer auf den ‚Klinkern‘ aufgehängt. Einen habe ich im Draht gesehen. Er hing darin wie eine Spinne. Keiner von uns hat einen Bissen essen können, obwohl wir alle großen Hunger hatten. Den Anblick werde ich nie vergessen.“

Wir tragen die Zementsäcke an einem riesigen Vogelkäfig vorbei. Den hat sich ‚Vierkant‘ bauen lassen. Waldvögel und Affen werden darin gehütet. Zwei Häftlinge sind Tierwärter. Ein Schild bittet: „Laßt uns in Ruhe.“ – „Was der ‚Vierkant‘ für ein guter Mensch ist! ‚Laßt uns in Ruhe‘ – für Vögel sorgt er, und die Menschen quält er. Wo gibt es für uns einen Tierschutzverein!“ Die Kameraden, die hier schon ein Jahr sind, wissen wieviel Opfer jeder Bau gefordert hat, zu dem wir Materialien tragen. „Siehst du die SS-Küche? Fisch-Kotelettes gibt’s heute, wie gut das riecht! Im Sommer sind da zwölf Mann vom Dach herunter gefallen, da das Gerüst einkrachte. Drüben bei den SS-Garagen hat es vier Tote gegeben, das Verwaltungsgebäude hat drei gekostet, was kommt es hier auf Menschen an!“

„Nehmt das Streichholz auf“, befiehlt Willi. Unser Trupp lädt einen Sechsmeter-Balken auf die Schultern und bewegt sich langsam auf ‚Neuen Siedlung‘. Seppl, der Lager-Inspektor kommt uns auf seinem Fahrrad entgegen. Er radelt betrunken durchs Lager und raunzt in einem kaum verständlichen Bayerisch. Sonst tut er nichts. Er gehört zum ersten Hundert der Parteigenossen, soll Gastwirt in München, Duzfreund Adolf Hitlers und natürlich SS-Standarten-Führer gewesen sein. Adolf habe den Trinker reich beschenkt, aber der habe das Geld und seine Gastwirtschaft vertan, ‚versoffen‘, wie die Lagerfama berichtet. Adolf soll ihn aufs neue saniert und Seppl soll auch diese Spende bald verpraßt haben. Schließlich brachten ihn schwere Differenzen mit der Münchener SS als Ehrenhäftling ins Lager. Nach ein paar Monaten wurde er entlassen, zu Lager-Inspektor ernannt und nun inspizierte er fleißig – die Kantine. Vom Ehren-Säufer zum Ehren-Häftling, vom Ehren-Häftling zum Inspektor der Häftlinge, ein ehrenwertes System, das den Bock zum Ziergärtner macht. Natürlich hatten ihn nun seine früheren Kameraden zu grüßen und ebenso natürlich, daß er für den Gruß nicht dankte, auch wenn er ihn durch seinen Alkohldunst sah. Niemals wurde unser Gruß erwidert, fast niemals. Das gehört zum System des Nationalsozialismus, der seine Gegner nicht nur vernichtet, sondern demütigt.

Fast niemals! Als wir zum ersten Mal einem SS-Offizier der Verfügungstruppe auf der Lagerchaussee begegnen, flüstert Willi Schmitz mir zu: „Paß auf, was jetzt geschieht“, und kommandiert: „Mützen ab“. Der Sturmbannführer, ein Mann von etwa 45 Jahren, der draußen bei der Truppe und nicht bei uns im Lager Dienst tut, nickt leicht mit dem Kopf. „Hast du gesehen? Das ist der einzige SS-Mann, der uns grüßt, ein anständiger Kerl.“ Am Tor des Industriebetriebs müssen wir warten, bis es geöffnet wird. Unsere Lasten haben wir wie üblich auf der Schulter behalten, weil neben uns Posten stehen.

„Setzt doch ruhig ab!“, befiehlt ein Posten. Wir sind starr. „Hast du das gehört?“, flüstert einer.

„Was ist los?“

„Er hat wirklich gesagt: ‚Setzt doch ruhig ab!‘“

Als wir das Tor passieren, beginnt eine aufgeregte Diskussion. Das hat uns hier noch niemand gesagt. Das war ja ein menschlicher Ton. Sonst lassen sie die Ziegel- oder Steinlast verdoppeln, und heute: ‚Setzt doch ruhig ab!‘, da muß etwas vor sich gehen.

„Vielleicht hat der heut Geburtstag.“

„Oder es ist der, dessen Vater Häftling im Lager ist.“ So etwas wird erzählt.

Was ist aus uns geworden! Ein Nicken, eine selbstverständliche Erleichterung der Arbeit empfinden wir als Revolution der Güte. So hat man die Menschenwürde geschändet, daß wir für ein leichtes Grüßen vor Dankbarkeit überströmen!

Beim Abend-Appell erwartet uns jetzt fast täglich ein Extra-Vergnügen. Wir müssen singen. Wenn unsere Züge todmüde und hungrig einrückten, und jeder von uns durchfroren auf die warme Mahlzeit des Tages wartete, wenn der Appell fast eine Stunde gedauert hatte, und wir mit Schmerzen in den Füßen und Beinen die Minuten bis zum ‚Rührt euch!‘ zählten, dann konnten wir sicher sein, daß der Lagerführer singen lassen würde. Ein Stuhl wurde geholt; darauf stellt sich unser Kamerad Herwig, kommunistischer Abgeordneter aus Hamburg und kündigt an: ‚Sauerland‘. Es war schlechthin blödsinnig, dieses meist gesungene Lagerlied, das westfälische SS-Leute eingeführt haben mochten.

„Sauerland! – – drei – – vier:

„Heute wollen wir’s riskieren,
einen neuen Marsch probier’n,
nach dem schönen Sauerland
sei dieser Marsch benannt.

Kehrr reim:

„O du schönes Sau-au-au-erland!
Du bist in der ganzen Welt so weit und breit bekannt,
ein jeder will dich seh’n so gern,
drum eil’n die Leut‘ von nah und fern.“

„Der Einsatz hat nicht geklappt. Noch einmal!“

„Sauerland! – – drei – – vier:

„Heute wollen wir’s riskieren,
einen neuen Marsch probier’n...“

„Und die Grete und der Hans
geh’n am Sonntag gern zum Tanz,
weil das Tanzen Freude macht,
das Herz im Leibe lacht.“

Kehrr reim!

Der Lagerführer ließ das gleiche Lied zwei und drei Mal singen; für ihn war ein nicht gelungener Einsatz Sabotage. Und wieder begannen 13000 Männer zu singen:

„Und ist dann der Tanz vorbei,
gibt es meist ’ne Keilerei.
Und der Bursch, den das nicht freut,
man sagt: er hat kein’n Schneid.“

Kehrr reim!

„Schießen, das ist mein’ Passion,
in der Wiege lernt man’s schon,

Klettern wie ein Gemselein,
das niemand holet ein.“

Kehrreim!

Für das Deutsch bin ich nicht verantwortlich. Dem ‚Sauerland‘ folgte das ‚Häuslein mitten im Wald‘ mit zwei- oder dreimal wiederholtem Einsatz:

„Steht ein Häuslein mitten im Walde,
überglänzt vom Sonnenschein.

Und im letzten Haus an der Halde
sitzt ein uraltes Mütterlein.

Sie läßt den Faden gleiten
und Spinnrad, Spinnrad sein
und denkt an die alten Zeiten
und nickt – und schlummert ein.“

„Und nickt“ ist guter Anlaß, das Lied wiederholen zu lassen. Es muß scharf abgehackt gesungen und dann ist ein Takt zu pausieren. Wurde dieser Takt nicht eingehalten, dann sangen wir von neuem vom ‚Häuslein, das vom Sonnenschein überglänzt ist‘; aber um uns waren gerade die letzten Strahlen der Sonne untergegangen, und wir standen frierend im dämmernden Dunkel. Ich habe dieses Lied für ungemein sentimentalen Kitsch gehalten und erst später erfahren, daß es von Arno Holz stammt. Die Melodie ahmt den Volkston nach, ohne ihn zu treffen.

Beim Militär haben wir gern gesungen, selbst wenn wir müde waren; und das Singen dort hatte seinen Sinn. Hier aber war es als Strafe gedacht. Wofür? Nun, wofür man eben im Lager bestraft wird.

Um die Juden-Blocks schlichen die Scharführer, Eisfeld an ihrer Spitze. Sie griffen sich zehn und zwanzig Mann heraus, die angeblich nicht oder nicht laut genug gesungen hatten und ‚stellen sie ans Tor‘. Der 82jährige Blumenberg aus Teplitz-Schönau hatte den Mund nicht weit genug geöffnet. Sein Blockältester soll schüchtern eingewandt haben: „Der Mann hat das Lied noch nicht gelernt, er ist aus Sudetendeutschland und 82 Jahre alt.“ Aber das half nichts, der alte Mann stand drei Stunden am Tor, während wir anderen ‚fröhlichen Sänger‘ in unsere Blocks abrücken durften. Wir glaubten, er würde den eisigen Tag nicht überleben.

„Singen! – – drei – – vier:“

„Hoch auf dem gelben Wagen
sitz ich beim Schwager vorn
vorwärts die Rosse traben,
lustig erschallt das Horn.
Sag ich: ade nun ihr Lieben,
die ihr nicht mitfahren wollt!
Wär ja so gern geblieben,
aber der Wagen, der rollt.“

Gequälte Männer mit traurig-starrem Blick bewegten die Lippen wie Marionetten, die ihre Papplippen auf- und zuklappen und preßten heraus: ‚Wär ja so

gern noch geliebt, aber der Wagen, der rollt'. Wie ein Hohn war dieses Singen. Draußen verjagen sie uns aus der deutschen Welt, aus unserer deutschen Welt, zerreißen schmerzhaft die Fäden, die uns mit deutscher Dichtung, deutschem Denken und deutscher Musik verknüpfen, und hier lehrt die SS 6000 Juden deutsche Volkslieder oder was sie dafür hält.

Unter den Sängern ist einer, der weiß, was deutsches Volkslied ist; er hat musikwissenschaftlich und historisch über das Thema ‚Deutsches Volkslied‘ gearbeitet, der jüdische Musikschriftsteller Hirschberg¹³⁵. Die Kulturkammer hat dem vornehmen Mann, der immer ein stilles Lächeln auf den Zügen hatte, seine bedeutende Zeitschrift ‚Das Signal‘ genommen. Sie hat ihn wie alle Juden zunächst in die ‚Fachschaft‘ aufgenommen, ihn aber dann ‚aus dem kulturellen Schaffensbereich‘ ausgestoßen, weil er ‚in seiner Eigenschaft als Nichtarier weder die fachliche noch die moralische Eignung habe‘. Hier im Lager darf er, nein muß er, mit uns anderen vom ‚Schwarzbraunen Mädel‘ schwärmen.

„Schwarzbraun ist die Haselnuß,
schwarzbraun bin auch ich, ja bin auch,
schwarzbraun muß mein Maderl sein,
geradeso wie ich,
Juvivalera. – ha-ha-ha-ha-ha.“

Wir hatten das „Juvivalera“ nicht hell genug hinausgeschmettert. Bei fünf und zehn Grad Kälte war uns nicht gerade nach „Juvivalera“ zumute. So mußten wir es zweimal singen, schmettern, melodisch lachen und jubeln: „Juvivalera – ha-ha-ha-ha-ha!“ Wir sangen mit maskenhaft starren Zügen, längst hatte uns die Dunkelheit ganz eingehüllt. Wie lange werden wir noch stehen müssen, bis die Strophen abgerollt sind? Wieviel Lieder wird er noch brüllen lassen, noch eins oder gar zwei und dann die anderen noch einmal von vorn? Keinem von uns allen, Juden oder Ariern, strömt ein Hauch von Fröhlichkeit ein, wenn der Appell mit diesem Singen ausklingt. Als Schinderei ist es gedacht, als Schinderei wird es empfunden. Hätten wir noch einen Zweifel an der bösen Absicht, Eisfeld und seine Spießgesellen müßten ihn uns austreiben: „Das Aas brummt ja. – Der Lump reißt die Zähne nicht auseinander.“

Es ist mir, als sähe ich arme Kinder singen. Sie schneiden eine gequälte Grimasse des Lächelns und blicken scheu nach dem bösen Vater, der den Leierka-

¹³⁵ Rudolf Walther Hirschberg, 1889 in Berlin geboren, studierte Musikgeschichte und arbeitete als Komponist. Erst als Musikkritiker angestellt, wurde er 1929 Chefredakteur der Zeitschrift „Signale für die musikalische Welt“. Diesen Posten mußte er 1933 räumen, konnte noch bis 1935 als Musikkritiker tätig sein und schlug sich anschließend als Klavierlehrer durch. Im November 1938 wurde er wie Hans Reichmann verhaftet und ins KZ Sachsenhausen verschleppt. Er emigrierte nach seiner Entlassung nach Frankreich. Dort wurde er bei Kriegsbeginn als feindlicher Ausländer interniert, konnte beim deutschen Einmarsch aus dem Lager fliehen und tauchte in Lyon unter, wo ihn der Bildhauer Georges Salendre und dessen Frau bis zur Befreiung versteckten. Nach dem Krieg blieb er in Lyon, war für den Rundfunk tätig und kehrte 1958 nach Berlin zurück, wo er 1960 starb.

sten dreht und schlagen wird, wenn das Lied nicht genug Groschen einbringt. Manchem Kameraden war der Kontrast zwischen diesem Singen und der Stimmung, die es hier hinter dem elektrischen Draht weckte, umlauert von Chorführern, die nur zu gern den Takt mit der Faust schlugen, das niederdrückendste Erlebnis des Lagers. Niemals haben wir bei der Arbeit gesungen, niemals überhaupt gesungen, wenn uns nicht Singen befohlen war. Gefesselte Menschen singen nicht. Drinnen im Block summten die Alten manchmal ein Lied, das wirklich in den Konzentrationslagern entstanden war, das ‚Lied der Moorsoldaten‘¹³⁶. Es stammt von einem Esterwegener Häftling und ist von den Esterwegenern nach Dachau, Buchwald und Sachsenhausen gebracht worden. Öffentlich durfte es nicht gesungen werden. Es geht nach einer alten Soldatenweise und singt

„... von der Zeit,
da aus der Schutzhaft wir befreit.“

‚Spaten‘ reimt sich auf ‚Moorsoldaten‘. Das Lied ist sentimental und ohne Wert, aber als Lagerdokument hätte ich es gern im Gedächtnis behalten. Da wir es nie gemeinsam sangen, ist es mir leider entglitten.

Was wird es heute wohl wieder geben? Natürlich Singen! Der Appell ist ja eine Viertelstunde früher angesetzt, also werden wir wohl den ganzen Liederschatz herunterzingen müssen. Es sind auch nur acht Grad Kälte. Unsere Leistendrüsen sind nach neun Stunden Marsch und Arbeit im Freien und zwei Stunden Appell-Stehen angeschwollen, die Beine halten uns kaum noch. Sicher läßt Eisfeld gleich wieder den Stuhl holen. Wir starren zum Tor hin, woher das Kommando kommen wird. Aber was ist das? Es ‚bummt‘ doch nicht schon wieder? Bum, bum, bum. Jetzt wird es unverkennbar, das Bum, bum, bum. Sie schicken wirklich wieder einen mit der Pauke herum. Der Paukenton kommt näher, ein Mummenschanz naht. Karneval im Lager? Zwei Zigeuner mit bunten Papierkronen auf dem Kopf tragen ein Transparent auf zwei Stangen. Es ist 2 x 1 Meter groß und mit frischem Laubwerk bekränzt, das bunte Papierbänder umwinden. In Blau und Rot steht auf dem Transparent: ‚Stachowiak, wir grüßen Dich! Ich bin wieder da.‘ Hinter dem Transparent, von drei SS-Führern begleitet, geht der Häftling Stachowiak mit der Pauke. Man hat ihm einen bunten Papierkranz auf den Kopf gesetzt, und von dieser Narrenkrone herab hängen blaue, grüne, rote, gelbe Papierbänder über seine Schultern. Er schlägt die Pauke, die Scharführer boxen ihn in den Rücken, er muß sie immer schneller schlagen. An jedem Block wird er vorbeigeführt, wir alle müssen ihn sehen: Stachowiak, den wiedereingefangenen Ausreißer. Er hat dem Arzt, dessen Zimmer er aufräumte, Paß und Zivilkleider gestohlen, ist vor vielen Wochen draußen auf

¹³⁶ Das Lied von den Moorsoldaten entstand 1933 im KZ Bürgermoor, komponiert von Wolfgang Langhoff. Auf einer kulturellen Veranstaltung der KZ-Häftlinge im Sommer 1933 wurde es zum ersten Mal vorgetragen, aber wenig später von der SS wohl wegen seines hoffnungsvollen Refrains „Dann zieh'n die Moorsoldaten nicht mehr mit dem Spaten ins Moor“ verboten.

der Arbeitsstelle geblieben, hat sich eine ganze Nacht in einer Baumkrone verborgen, der suchenden SS, ihren Spürhunden und Blendlaternen entzogen, ist aber dann in Hamburg gefaßt worden, als er mit dem fremden Paß auf ein Schiff und in die Freiheit gehen wollte.

Noch immer bummt es dumpf zu diesem grausigen Mummenschanz, der Spießbrutenlauf, Haberfeld-Treiben und Totentanz in einem ist. Aber gleich wird die Pauke schweigen, und dann werden die Stahlruten durch die Luft pfeifen. Wir stehen angeekelt und empört in unseren Blocks. Wir spüren die Kälte nicht mehr. In uns pocht die Furcht vor dem Schauspiel, das nun folgen wird. Jetzt schweigt die Pauke. Nichts rührt sich auf dem Appell-Platz. Man hört keinen Ton. Es ist so still, daß ich ganz deutlich einen Vogel, hoch über uns, zwitschern höre. Der einzige natürliche Laut über dieser Stätte verruchter Unnatur! Aber es geschieht nichts, es wird nur ‚Singen‘ befohlen, und wir singen:

„Und ist dann der Tanz vorbei.

gibt es meist 'ne Keilerei.

Und der Bursch, den das nicht freut,

man sagt: er hat kein' Schneid.“

Stachowiak wird nicht öffentlich ausgepeitscht, er hat seine 25 schon bekommen, und was er noch zu erwarten hat, wird der ‚Bunker‘ verschweigen.

Der Streit der Historiker, wann das Mittelalter als geschichtlicher Abschnitt zu beenden ist, erscheint mir müßig. Das Mittelalter ist nicht überwunden, es ist wiedererstanden mit all dem Dunkel, das man ihm zuschreibt, mit Pranger und Folter, mit Galgen und Hexenwahn. Es ist lebendig im Herzen Europas, dieses Mittelalter und selbst die Zeit, in der man einem Empörer die Dornenkrone aufs Haupt setzte, ehe man ihn ans Kreuz schlug. Im Neuen Testament wird erzählt, wie man diesen Mann zwingt, sein Kreuz zur Richtstätte zu tragen, wie er unter ihm zusammenbricht und wieder hochgerissen wird. Die Frommen im deutschen Volk leiten von Leben und Lehre dieses Mannes ihren Glauben her, der ihnen Barmherzigkeit, Nächstenliebe und so viele edle Pflichten gebietet; unsere Zeit erträgt es nicht, auch nur die Wort zu nennen, sie klingen wie Hohn auf die Taten unserer Tage.

Diese Frommen, die sich so oft vom Leben ihres Heilands erschüttern lassen, sollten zu uns kommen. Hier ist der Passionsweg, hier ist Golgatha, hier seufzt es hundertmal am Tag zum Himmel: Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Den stürmischen Wunschtraum meines Wachens, den brennenden Traum meiner Nächte, wie oft hat ihn meine Phantasie zum unwirklichen Bild geformt: daß ein donnerndes Kommando sie in unsere Reihen zwänge, die Frommen und die Heiden, die Träger des Geistes und die Träger der Waffen, die Führer der Wirtschaft und die Führer der Jugend, die Gleichgültigen und die Schwärmer, die kühlen Rechner und die Fanatiker. Daß sie alle, alle ein Mal ihre Schuld büßten, indem sie selbst Opfer würden. Sie, die fast unsühnbar schuldig geworden sind, weil sie Deutschland Wilden ausgeliefert und das Reich in ihrer Hand belassen haben.

In der Baracke schmeckt uns unser Essen heute noch weniger als sonst. „Ich möchte heut nicht Stachowiak heißen“, sagt Studienrat Theodor. „Morgen müssen wir alle zu den ‚Klinkern‘, will Erich Hirschberg, Landgerichtsrat aus Oepeln, erfahren haben. Eisfeld läßt die Vorarbeiter am Tor frieren, weil sie nicht genügend ‚angetrieben‘ haben. Rosenthal aus Gevelsberg, ein stattlicher Mann, stöhnt in seiner Ecke. Die Lagerkost hat sein Magengeschwür-Leiden verschlimmert. In der Freiheit konnte er sich pflegen, hier ißt er fast nichts, obwohl er Milch und Brötchen kaufen kann. „Ich muß verrecken, es geht mit mir zu Ende.“ Ich suche ihn aufzurichten. Die Schmerzen werden so stark, daß er sich in den Schlafsaal aufs Stroh legt, wo er sich ächzend krümmt. Ein Kommunist aus seiner Vaterstadt bringt ihm zwei Taschentücher, die er für ihn gewaschen hat. Er kniet zu seiner Rechten nieder und hält seine rechte Hand, ich drücke seine Linke. Der Kranke wimmert. Die Ärzte, Dr. Peiser und Dr. Lissner, die ich rufe, können nichts tun. Lissner sagt mir, daß die Gefahr eines Magendurchbruchs besteht. Deshalb bitte ich Karl, Rosenthal ins Revier zu schaffen. Er wälzt sich in seinem Schmerz. Wenn er einen Augenblick Erleichterung hat, spricht er zu mir: „Ich bin der Vorsitzende unserer Gemeinde. Ich habe sie erhalten. Ohne mich kein Gottesdienst, ohne mich kein Religionsunterricht. Wieviel Menschen habe ich geholfen und jetzt...“ Ich weiß, was er sagen will. Das ist Anklage und religiöse Erschütterung zugleich. Er fürchtet den Tod. Ich ahne nicht, daß er auf den blühenden Mann wartet. Ein Sanitäter lädt ihn auf die Bahre: „Sei ruhig, Alter, du kommst zu guten Leuten. Morgen geht es dir besser.“ Am nächsten Morgen höre ich, daß Rosenthal gestorben ist. Er war 45 Jahre alt.

Die Tragödie beginnt von neuem. Scharfer Frost hat eingesetzt, der Boden des Appell-Platzes ist hart wie Stein; wir prüfen ihn mit unseren Fußspitzen; denn es ist noch stockdunkel und die gleichen Sterne, die gestern abend unseren Abmarsch gesehen haben, leuchten in die Finsternis dieses Morgens. Die Brüder von der Landstraße schnuppern: „Wenn nur nicht Schnee kommt! Da ist Frost noch gesünder. Ich war in Sibirien gefangen. Bei solcher Kälte haben die Kosaken uns nicht zur Arbeit herausgetrieben. Wir durften in unserer Bude bleiben und haben heißen Tee getrunken. Hier – kein Sonntag und zur Arbeit raus, ob’s zehn Grad unter Null ist, ob’s hagelt oder gießt. Und nichts im Magen!“

Das letzte stimmte nicht ganz. Es gab jeden Morgen eine dünne Milchsuppe mit Sago oder einer Flockeneinlage, dazu ein halbes Brot, das für den ganzen Tag reichen mußte. Als Abend-Beigabe wechselten Margarine, Harzer Käse, ‚Lager-Speck‘ oder ein winziges Stück minderwertigster Blutwurst. Das Brot war feucht, kleiehaltig und ohne Nährwert; binnen weniger Stunden war es steinhart. Mir schmeckte es nicht schlecht, obwohl seine Güte mit der des Militärkommisßbrots nicht vergleichbar war. Weil wir Juden einen halben Laib zu Beginn unserer Lagerzeit nicht aufessen konnten, hatten wir Brot verschenkt. Deshalb wurde unser Brotration gekürzt. Jetzt, wo wir schwer arbeiteten und an Gewicht verloren, hätten wir uns die alte Ration wieder gewünscht.

Abends gab es die warme Suppe: zweimal wöchentlich Seefisch-, einmal Kohlrüben-, zweimal Weißkohl-Suppe und einmal Walfisch-Sauce, alles mit Kartoffeln und sehr wenig Fleisch zusammengekocht; die Fleischfasern konnte man nur mühsam entdecken. Der Sonntag, sonst durch nichts vom Wochentag unterschieden, war der große Tag der Hülsenfrüchte und Vitamine: Erbsensuppe mit ein wenig Sauerkohl oder Bohnensuppe. Das alles war völlig fettlos, aber nicht unschmackhaft. Gelegentlich fischten wir ein Stück Soda aus unserem Brei, das reichlich beigemischt wurde. Wer viele Monate oder gar Jahre allein von dieser Kost leben mußte und dabei körperlich arbeitete, war der Hunger-Psychose verfallen. Wir haben nicht gehungert, weil unser Fett- und Kraftvorrat ausreichte, und wir uns obendrein Zukost in der Kantine besorgen konnten. Aber das Heer der Asozialen hatte keinen Pfennig, und auch viele Kameraden aus anderen Gruppen litten Not.

Nach einigen Monaten ähnelten sich die Gesichter der Arbeitssklaven. Sie alle waren vom Wind und der Luft gebräunt, dabei hager und ausgemergelt, und die Zuchthauskleidung schlotterte um die Körper. Ich habe alte Landstreicher rohe Kartoffeln essen sehen. Asoziale krochen, Tieren ähnlicher als menschlichen Wesen, in die Drang- und Abfall-Tonnen, um Speisereste herauszuziehen oder stierten gierig den Essensträgern nach, die den wohlgepflegten Dackeln Eisfelds ihr Futter brachten. Träumerisch schwärmten auch die BVer vom guten Zuchthausessen und erzählten zum Beispiel mit breitem Behagen vom Weihnachtsmahl im Zuchthaus: „Da gab es eine Suppe und ein anständiges Stück Fleisch. So –, nein soo –, nein soo-! Mindestens 200 Gramm, ja sicher, wenn's nicht gar ein halbes Pfund gewesen ist.“

„Lieber ein Jahr Z als eine Woche KZ!“ – das konnte man immer wieder hören. Gewiß war das eine Übertreibung, aber jeder alte Zuchthäusler wußte die Vorzüge dieser Strafanstalt exakt aufzuzeigen. Harzen, der drei Jahre lang die Psychologie des Strafgefangenen im Zuchthaus studiert und ein Buch darüber geschrieben hatte, war fast der gleichen Meinung. Das Dritte Reich hatte den humanen Strafvollzug abgeschafft, schmalere Rationen eingeführt und alle Vergünstigungen fortschrittlicher Gefangenenerziehung beseitigt. Und doch sehnten sich alle alten Zuchthäusler in ihre Anstalt zurück. Schon das Wort Zuchthaus löste bei manchem, die seinen Inhalt aus langer Erfahrung kannten, geradezu Glücksvorstellungen aus. „Wenn man schon die Freiheit verliert, dann Gefängnis oder Zuchthaus, nicht KZ!“ – Unaufhörlich wurde um Brot und Zigaretten gebettelt. Wenn wir beim Mittagsappell unser trockenes Brot hervorholten, das wir in Zeitungspapier in der Hosentasche mit zur Arbeit nahmen, begleiteten uns gierige Blicke. Kein Brocken durfte zur Erde fallen; sofort stürzte ein ausgehungert Asozialer nach den Krumen.

Ich habe während meiner Haft nicht geraucht, obwohl mich die Unrast der letzten Monate der Freiheit zu sechs bis acht Zigarren täglich getrieben hatte. In der Umgebung hier war Rauchen kein Genuß. So wie im Lager sind Zigaretten wohl niemals ‚aufgeraucht‘ worden. Während des Mittags-Appells durften wir uns eine Zigarette anzünden. Kaum hatte der Raucher sie angebrannt, da melde-

ten sich Interessenten: „Bitte, laß mich einen Zug machen!,- „Und ich bekomme den Kipper“, so nannte man das Zigarettenmundstück. Wer gutmütig ist, raucht zehn Züge, und dann beginnt fast eine Balgerei um den Zigarettenrest. Der Kipper ist längst aufgeraucht, aber nach dem halben Zentimeter, der noch blieb, sprangen drei und fünf gierige Asoziale. Sie fanden noch ein paar Tabakfädchen und zerkaute sie statt Kautabaks. Einer unserer Siebzigjährigen hatte sich eine Zigarre gekauft. „Na, du Kommerzienrat, das lob ich mir, das nennt man Leben! eine Zigarre raucht er!“ Der alte Kamerad drückt den Kommunisten, der ihn so anspricht, 50 Pfennig in die Hand. Dem stürzen die Tränen aus den Augen, er schluchzt und bring kein Wort des Danks heraus. Als der Alte ihm gut zuspricht und ihn beruhigt, gesteht er, seit Jahren nicht einen Pfennig besessen zu haben.

Solche Fälle sind nicht vereinzelt. Betteln ist zwar verboten, und Häftlinge mit Rückgrat und Würde wenden sich scharf gegen die Bettler, die abends zwischen den Lagerstraßen umherschleichen und leise um ein Stückchen Brot flehen. Ein alter Asozialer flüstert mir zu:

„Können Sie mir nicht vielleicht etwas Brot geben?“

„Was fällt dir ein, mir ‚Sie‘ zu sagen!“

Er tut es, um auszudrücken, daß wir auch hier nicht das gleiche Schicksal erleben, daß er zu mir hinaufsieht, zu dem Mann aus dem Bürgertum, der Arme, der an die Tür des Reichen klopft, der so reich ist, daß er mehr Brot hat, als sein Magen fordert.

Hier sind wir alle nackt, kreatürlich arm. Aber wir Juden, denen man Existenz und Vermögen geraubt hat, sind Könige im Vergleich zu den ‚braunen‘ Kameraden; in deren Augen glüht jener Grad des Ausgehungertseins, der Hunger-Pschose ist. Ihre bettelnden Blicke sprechen erbarmungswürdig und anklagend von der Armut des verlorenen Haufens. Unsere Geldsituation nehmen wir nur komisch. Vierzehn Tage besaßen wir keinen Pfennig und konnten uns so wenig kaufen wie der ärmste Landstreicher. Auch wir sprachen breit und wichtig, jede Ausgabe wohl abwägend, von unseren künftigen Bestellungen in der Kantine. Als die 15 Mark dann kamen, waren sie schnell verbraucht. Nicht für uns allein; für Blocksammlungen, für Kameraden, für Vorarbeiter, die wir mit einem Viertelpfund Wurst oder einem Päckchen Zigaretten ‚bestachen‘.

„Du schuldest mir noch 5 Pfennige“, mahnt mich ein bekannter Berliner Anwalt, der mich eben befragt hat, ob 200000 Mark Abfindung für seine arische Frau mir ausreichend erscheinen. 5 Pfennige bedeuten zwei Brötchen, für 5 Pfennige gibt es fünf Bonbons, und wenn mich jemand am Rock zupft und mir schweigend einen Bonbon in die Hand drückt, danke ich ihm wie früher für eine Einladung zu Horcher¹³⁷.

Wenn die Bataillone dieser abgezehrten, ausgemergelten Männer zur Arbeit ausgezogen oder gar das ‚Schleich-Kommando‘ im ‚Schleich-Tritt‘ so mir vorüberzippelte, tauchten die Bilder unserer Jugendbücher aus alter Erinnerung

¹³⁷ Horcher war eines der feinsten Berliner Restaurants.

wieder auf: ‚Rückzug der napoleonischen Truppen aus Rußland‘ – ‚Mit Mann und Roß und Wagen, hat sie der Herr geschlagen‘. Wen schleppt dieses ‚Schleich-Kommando‘ mit? Wer einen Verband trägt, am Gehen gehindert oder so krank und alt ist, daß der Blockälteste ihn für ‚schleichkommandoreif‘ hält, zieht vom Morgen-Appell bis zur Dämmerung mit dem ‚Schleich-Kommando‘ durchs Lager. Ein Wunder, daß nicht auch der Studienrat mit der Kinderlähmung mitwanken muß, der sich nur schlotternd vorwärtsschieben kann und zum Appell von zwei Kameraden nahezu getragen wird. Hoffentlich haben sie ihn in die Strumpfstopferei geschickt, wo auch sein schwächerer, tief unglücklicher Kollege, der Germanist und Historiker, Fritz Friedländer¹³⁸, untergekommen ist. Andere aber ‚schleichen‘, tippeln acht Stunden unaufhörlich durch Frost und Schnee. Sie können nicht schnell gehen, bewegen sich im Kreis, setzen ganz langsam Fuß vor Fuß und – frieren. Der bleiche Ernst Reichmann zieht auch mit. Ich suche ihn jeden Morgen, wenn das ‚geschlagene Heer‘ auf dem Industriefeld an mir vorübergeistert. Später öffnet der Lagerführer ‚der Schleich-Kolonne‘ großzügig eine Baracke, eine Baracke für 1300 Menschen. Aber sie werden nicht etwa beide Flügel freigeben: Ein Schlafsaal und ein Tagesraum müssen genügen, obwohl jetzt nach den vielen Entlassungen genug Baracken zur Verfügung ständen. Acht Stunden in der peinigen Kälte ‚schleichen‘ oder acht Stunden auf einem Fleck in der Baracke stehen und vielleicht gradeso viel Platz haben, daß man den Fuß heben kann, das ist Humanität in der Erziehungsanstalt besonderer Art.

Aber weil so viele vor der Kälte fliehen, muß das ‚Schleich-Kommando‘ gesäubert werden. Wie das geschieht, habe ich geschildert, als ich von der Fußbehandlung des grausamen Dr. Ehrsam sprach. Es gibt da noch eine Kolonne, die die Lagerordnung vom ordentlichen Dienst befreit hat, weil ihre Angehörigen arbeitsunfähig sind: ‚Kolonne Schultze‘, benannt nach ihrem Vorarbeiter ‚Vater Schultze‘, einem alten Säufer. ‚Kolonne Schultze‘ klopft rostige Nägel gerade. Es würde aber nichts ausmachen, wenn ‚Kolonne Schultze‘ die gerade geklopften Nägel wieder krumm biegen würde, um sie dann wieder gerade zu klopfen. Amtsgerichtsrat Fritz Goldschmidt hat ausgezeichnete juristische Examina gemacht, und das befähigt ihn, die gerade geklopften Nägel nach Größen zu ordnen. Er ordnet von morgens acht Uhr bis nachmittags vier Uhr, bläst frierend in seine Hände, springt auf der Stelle, um warum zu werden, und hat gegen vier Uhr sicherlich 50 Nägel genau nach Größe nebeneinander gelegt. Wenn es dann zum Appell gongt, wirft er die geordneten Nägel in einen Kasten, schüttet den Inhalt durcheinander, und am nächsten Tag beginnt die ‚Arbeit‘ von neuem. ‚Vater Schultze‘ hat Humor: „Wir müssen den Hammer zur Schmiede bringen. Dazu brauche ich einen sehr intelligenten Mann, das kann nur ein Senatspräsident tun.“

¹³⁸ Dr. Fritz Friedländer (1901–1980), Lehrer und Mitarbeiter an der C.V.-Zeitung, am „Morgen“ und dem „Philo-Lexikon“. Nach der Haft im KZ Sachsenhausen emigrierte Friedländer 1939 nach Shanghai und wanderte von dort 1946 nach Australien aus.

Unser Freund, Senatspräsident XY. trabt mit dem Hammer davon. 'Die blonde Bestie' säubert auch hier. Nur wer sichtbare Verkrüppelungen an den Händen hat oder über 50 Jahre alt ist, darf bei 'Vater Schultze' bleiben. Obwohl Eisfeld wie immer Wut schnaubt, weiß 'Vater Schultze' ihn zu nehmen; er hält ihm einen Vortrag über die Bedeutung seiner Arbeit für – den Vierjahresplan.

Fast täglich werde ich jetzt vor dem Morgen-Appell aus der Baracke gerufen. Dann steht im Scheinwerferlicht ein Glücklicher vor mir, der heim kann: entlassen! Kurt Levy drückt mir die Hand; Hirschberg verabschiedet sich. Er weiß nur, daß seine Frau eine Paraguay-Passage gebucht hat. Der Gedanke, daß ich ihm ernstlich nach Paraguay folgen soll, will mir nur schwer in den Kopf, obwohl die schneidende Kälte und die bösen Überraschungen, die das Leben in diesen Niederungen jeden Tag bringt, mich müde machen. Und eines Tages steht auch der bleiche Ernst vor meinem Block: ich bin glücklich, daß er gesund geblieben ist; der Frostschaden an seiner Hand wird schon heilen. Viele Wochen hätte der Junge nicht mehr ertragen.

Meine Berliner Kameraden sind nun zum größten Teil fort. Die Frontkämpfer, Auswanderer, Gleichschalter – Leute, die ihre Geschäfte arisieren – und auch die Alten sind fast alle entlassen. Aber die Kinder sind geblieben, 14- bis 15jährige, die man von landwirtschaftlichen Umschichtungsstellen mitgenommen hat. 'Vierkant' hätte sich wehren können, Kinderwörter zu spielen; aber er wehrte sich nicht, ließ Kinder-Uniformen schneiden, und jeden Tag treten wir mit dem 'Jugendlichen-Block' dreimal zum Appell an. Den Kindern ist übrigens nichts Übles geschehen, die brauchten nicht zu arbeiten, sondern wurden von einem zum Lehrer ernannten Anwalt beaufsichtigt. Wie aber werden sie wohl die Eindrücke dieses Lagers verwinden! Nur noch sechs 'November-Juden' bleiben bei Karl, darunter auch ich. Nun liegen wir sechs zusammen mit den 'alten' Juden in Block 16, im ganzen 145 Mann. Die Pein des Strohlagers und des Getretenwerdens endet, die Qual des Bettenbaus beginnt. Wir haben jetzt Betten, alte Militär- oder Gefängnis-Betten mit Strohsäcken. Die Kommiß-Schikanen sind nichts gegen die Bettenbau-Vorschriften hier. Weder haben Zeit das Bett kantig und haargenau zu bauen, noch stehen die Strafen für lässigen Bettenbau in irgend einem Verhältnis zur Schwere des 'Verbrechens'. Wer dreimal auffällt, kommt in die Strafkompagnie. Er gilt nicht etwa als ungeschickt, sondern ist 'faul' und deshalb 'Saboteur'.

Heute muß wohl Sonntag sein. Wir ziehen im Schneegestöber durch die Morgendämmerung. Rechtsanwalt S. und ich haben heute einen Ball erwischt'; so heißt leichte Arbeit im Lager-Jargon. Wir tragen statt der schweren Röhren, Badewannen, Wasserleitungsbecken und statt des Zements – Sägespäne. Wir holen sie aus dem Keller des Sägewerks und bringen sie zur Feuerstelle.

Beim Mittags-Appell auf dem Industriefhof treibt ein achtzehnjähriger Posten das übliche Spiel mit mir:

„Was bist du von Beruf?“

„Angestellter.“

„Du schaust nit aus wie a Angestellter. Schaust aus wie a Advokat oder Kassier.“

„Ich bin Büroschreiber, hab immer nur Schreibarbeit gemacht.“

„Wos hast du tachiniert?“

Ich kenne das Wort aus der österreichischen Militärsprache nicht und antworte: „Ich habe 180 Mark im Monat verdient.“

Der kleine Posten hat ein Stück Holz in der Hand und schlägt mich damit gegen den Hals: „Wos du tachiniert hast, sollst du sagen.“

„Ich habe 180 Mark verdient.“

Als er weiter schlägt, sage ich ihm, daß ich nicht weiß, was ‚tachiniert‘ bedeutet.

„Was du verdrückt hast, wos du gestohln hast, sollst du sagen.“

Und er klopft wieder seinen Holzscheit gegen meinen Nacken.

„Ich habe nichts gestohlen, ich habe 180 Mark verdient.“

Das Fragespiel wiederholt sich noch vier oder fünf Mal und wird von Schlägen des blutjungen Österreichers begleitet. Auch wenn sie kräftiger gewesen wären, hätte ich dem dummen Jungen den kindischen Triumph nicht gegönnt, und schließlich geht er fort, ohne gehört zu haben, daß ich mich selbst einen Dieb nenne. „Du hast heut Pech“, sagen meine Kameraden, die als Zeugen der Inquisition die Schläge ärger empfunden haben als ich.

Es stürmt und regnet, wir laufen mit unserem Korb über den Industriebhof und schaufeln ihn im Keller mit Spänen wieder voll. Plötzlich steht der Werkmeister des Sägewerks, Oberscharführer Böttjer, vor uns im Keller und sagt: „Aha!“ Was dieses Aha bedeutet, weiß ich erst, als er unsere Namen und Nummern aufschreibt; er will uns also zur Bestrafung melden. Ich wage es mit einem SS-Mann zu sprechen: „Ich weiß nicht, gegen welche Vorschrift ich verstoßen habe. Mein Vorarbeiter hat mich hierher gestellt, Späne zu holen.“ – „Dann bedanken Sie sich bei Ihrem Vorarbeiter.“

Das Betreten des Kellers ist verboten, wie ich mir jetzt erklären lasse. Wir hätten an die Tür zu klopfen und die Späne von drinnen her in unseren Korb füllen lassen müssen. Daß wir sie selbst im Keller einschaufelten, war Sabotage; wir hätten uns hier einige Minuten wärmen können und der Kälte entfliehen, heißt Sabotage. Der Vorarbeiter, der mich an diesen Platz gestellt hat, badet natürlich mein ‚Verbrechen‘ nicht aus. Wird Böttjer uns wirklich melden, und wie wird ‚Vierkant‘ uns bestrafen; ‚Tor‘, ‚Pfahl‘ oder ‚Bock‘? Zwei Tage ängstlichen Zweifels vergehen; dann werden wir zum Strafrapport bestellt, und nun haben wir die Gewißheit; wir sind gemeldet, und wir werden heute bestraft. Ich habe alte Kameraden um Verhaltensmaßregeln gebeten: „Hat ja alles keinen Zweck, du kommst ja doch nicht zum Reden.“

Mit uns werden 40 Mann zum Strafrapport vor den Kommandanten geführt. Der Name Dammann wird dreimal aufgerufen, ohne daß jemand antwortet. Beim Morgen-Appell hatten wir drei Schüsse gehört. Jetzt läuft Dr. Berndt in den ‚Schlauch‘, und es ruft ihm jemand zu: „Ist er tot?“

„Nein, noch nicht.“

„Hast du die Schüsse gehört?“, fragt einer. „Was war da los?“ Niemand weiß es.

Wir stehen ‚am Tor‘ und warten, bis der Kommandant vom Morgenritt zurück ist.

„Was hast du ausgefressen?“

„Ich hab von einem Zivilisten, der auf dem Bau als Polier arbeitet, eine Zigarette genommen.“

„Und du?“

„Ich hab einem Vorarbeiter 20 Pfennige gegeben“.

Deshalb stehen wir hier. Ich bin ganz ruhig und hoffe nur, daß diese meine erste Strafe mir nicht gleich ‚Pfahl‘ oder ‚Bock‘ einbringen wird. ‚Vierkant‘ reitet ins Lager. Nun werden wir in die Kommandanturräume geführt und müssen auf dem Gang mit dem Gesicht zur Wand warten. ‚Schön warm ist es hier‘, denke ich, und ‚Viel Reden ist zwecklos, der Teufel wird doch nicht hören.‘ Die ersten Sünder werden aufgerufen. Zwei Juden machen schüchterne Versuche, sich zu verteidigen.

„Sie haben einem Vorarbeiter 20 Pfennige gegeben“, höre ich durch die offene Tür.

„Ich bitte um Entschuldigung, Herr Kommandant. Ich wußte nicht, daß das verboten ist. Ich bin Neuling.“

„Barmat hat auch so angefangen. Raus!“

In zweimal einer halben Minute sind zwei weitere ‚Verbrecher‘ abgefertigt. Jetzt stehe ich vor dem Feind. Er sieht nicht auf.

„Auch so ein Bestecher?“

„Ich habe niemand bestochen, Herr Kommandant.“

„Ach, nein.“ Er liest erst jetzt die Meldung und brummt: „Faulenzer, Drückberger, hat sich im Keller herumgedrückt.“

„Ich bin an diesen Arbeitsplatz von meinem Vorarbeiter gestellt worden, Herr Kommandant.“

Aber die Verteidigung tut mir schon in diesem Augenblick leid, denn ich sehe, daß ‚Vierkant‘ meine Strafe bereits niederschreibt, ehe ich noch zwei Worte gesagt habe. Neben ihm steht Eisfeld, rot aufgedunsen und wutschnaubend:

„Was habt ihr dem Vorarbeiter dafür gegeben?“

„Nichts, Herr Kommandant.“

„Lumpenpack! Raus!“

Das nennt man ‚Schnellverfahren‘; denke ich bei mir, noch immer ganz ruhig. Wozu sich über die Rechtslosigkeit erregen! Nummern können sich nicht auflehnen. Nur schade, daß es mit der schönen Wärme schon wieder zu Ende ist. Am Abend wissen wir, was die Schüsse bedeutet haben. Der kleine Dammann, bekannter Makabi-Sportler¹³⁹, sollte gleich uns bestraft werden. Er hatte einem Vorarbeiter auf den ‚Klinkern‘ 3 Mark in die Hand gedrückt. Das hatten andere

¹³⁹ Der zionistische Sportverband Makkabi war weltweit organisiert. 1937 umfaßte der Deutsche Makkabi 79 Vereine mit rund 18 000 Mitgliedern. Wie zahllose andere jüdische Organisationen wurde auch der Deutsche Makkabi nach dem Novemberpogrom 1938 verboten.

auch getan und waren mit uns zu einer noch unbekanntem Strafe verurteilt worden. Vor diesem armen Jungen – er war 25 Jahre alt – standen ‚Bock‘ und ‚Pfahl‘ als furchtbare Schreckgespenster. Die Angst davor hatte ihn in den Tod getrieben. Er hatte sich beim Morgen-Appell von seinem Block entfernt und war gegen den elektrischen Draht gelaufen. Der Strom aber war ausgeschaltet, und so sammelte der Angstgehetzte neuen Sterbensmut, sprang mit einem totbringenden Satz auf den Todesweg, auf dem ihn drei Schüsse vom Turm niederstreckten. Sprung in den Tod! Er mußte sich noch einen ganzen Tag im Revier quälen. Abends erschienen SS-Leute bei dem Sterbenden und malten ihm aus, was seiner warte, wenn er gesunden sollte: der ‚Bock‘ als Strafe für den Selbstmordversuch. Am nächsten Tag wurden ein alter bleicher Mann und eine Frau, die ihre Füße kaum noch trugen, zum Leichenschuppen geleitet. Hätte sich der Junge einem von uns offenbart, wir hätten ihn beruhigt. Er wäre gleich uns mit ein paar Tagen ‚Torstehen‘ davon gekommen.

Es gehört zum System der Peinigung, daß der Bestrafte so lange nichts über den Inhalt der strafenden Verfügung hört, bis er zur Vollstreckung geholt wird. So erfuhren wir erst 36 Stunden später, daß wir zwei Tage ‚Torstehen‘ mußten. Um 4 Uhr 45 wurden wir am ‚Tor‘ mit sechzig Leidensgenossen aufgestellt. Ich stand ausgerichtet wie eine Kerze, je einen halben Meter Abstand vom Nebenmann, aber auch ich wurde ‚aufgestellt‘, d. h. mit Püffen in den Rücken traktiert, an Krägen gepackt und hin und hier bewegt. Anderen brachte man die Richtung mit Ohrfeigen bei. Wir hatten bis zum Klingeln zu stehen, in strammer Haltung und natürlich barhäuptig. Die Mäntel, die einige ‚Alte‘ schon trugen, waren auszuziehen. Es mochten zwölf Grad Kälte sein. Der Appell-Platz war leer, in tiefes Dunkel getaucht, nur aus der Wache kommt mattes Licht. Dort drin ist eine Uhr. Ich kann sie lesen, und jede zehn Minuten gebe ich flüsternd die Zeit. In kurzen Abständen kreischt der Posten vom Turm, unter dem wir aufgestellt sind, Drohungen und einen Unflat von Beschimpfungen.

Wenn wir Glück haben, stellen die in der Wache das Radio an. Wie ich nach Musik lechze! Seit fünf Wochen kein harmonischer Ton, nur dieses Kreischen und Brüllen oder der Massengesang unter der Knute. Aber wir haben kein Glück: Wenn sich das Fenster der Wache öffnet, keift uns nur einer Hohn und Gemeinheit zu. In mir aber singt eine Melodie; sie verläßt mich nicht, weil sich ihr Text mir aufgedrängt hat: das niederländische Dankgebet, aber der Text ist neu, ich habe ihn gewandelt: „Er läßt von den Schlechten hier die Guten knechten!“

Alle fünf Minuten stellt der Posten oben auf der Wach-Empore den Scheinwerfer an, ob wir uns auch nicht rühren. Für einen Augenblick wird der Winkel, in dem sechzig Männer starr wie Eissäulen stehen, grell angestrahlt, dann bleibt der Platz wieder dunkel, und man hört vom Turm nur die monotonen Stiefel-Schritte unseres Schergen. Er geht acht Schritte vorwärts und acht Schritte zurück, kaum entfernt er sich aus unserer Nähe, so bricht mindestens einer das Schweigen: „Pjierunie!“ Und es folgt eine Kette polnischer Flüche.

„Woher bist du?“, wispere ich.

„Aus Beuthen.“

„Halt den Mund, sonst müssen wir deinetwegen noch acht Tage stehen.“ Aber die Mahnung hilft nichts, der Oberschlesier murmelt unaufhörlich Flüche, bricht in fauchendes Schimpfen aus und zittert vor Wut.

Ich zähle die Sekunden. ‚Eine Stunde hat 60 Minuten, eine Minute hat 60 Sekunden‘, wenn ich bis 3600 zähle, ist eine Stunde vorüber. Um acht Uhr wird es klingeln. Wenn ich dreimal bis 3600 zähle, wird es klingeln. Ich beginne zu zählen, aber die Zeit schleicht. Wir ziehen die Hände in die Ärmel, wir gehen in Kniebeuge, wenn wir uns nicht beobachtet glauben, S. klopft mir den Rücken ab. Aber wir können der Kälte nicht entfliehen. Wir spüren, wie sie von den Füßen heraufsteigt, wie unsere Drüsen schwellen.

Ein Vorarbeiter kommt zu der Armensündergruppe und fragt, ob Nr. 8912 unter uns ist. Die Nummer meldet sich, sie ist vielleicht 50 Jahre alt, Jude.

„Der Oberscharführer Bugdalle hat dich aufgeschrieben, du hast nicht gearbeitet.“

„Aber ich war doch so fleißig, mir hat doch niemand etwas gesagt.“

„Na, Junge, ich kann dir nicht helfen. Du bist eben von fern beobachtet und aufgeschrieben worden. Das gibt jetzt eine neue Sache, nicht die, wegen der du heut stehst.“

Dieses Aufschreiben aus 50 Meter Entfernung, von dem man nichts ahnt, ist auf den ‚Klinkern‘ üblich. So jämmerlich wie dieses ‚Ich war doch soo fleißig‘, hat mir keine Entschuldigung seit der Schulzeit geklungen.

Scharführer kommen pfeifend über den Appell-Platz. Sie sehen die armen Sünder, springen für eine halbe Minute an uns heran wie man rasch einmal in ein Wirtshaus hineinspringt, um im Vorbeigehen ein Glas Bier hinunterzustürzen, schlagen zwei oder drei Kameraden, die sie mit ihrer Faust gerade erreichen, ein paar Ohrfeigen und gehen pfeifend davon. Wir stehen stramm und starren unverwandt ins Dunkel. Die Wache auf dem Turm wird abgelöst. Nun wird eine neue Stimme bellen. Ich mache Dialektstudien. Ob ich noch Ohren habe? Wir stehen jetzt schon zwei Stunden in dieser Kälte. ‚Wächter, wie später ist es in der Nacht?‘ Noch eine und eine Viertelstunde, dann wird auch diese ‚Nacht‘ vorüber sein.

Was ist das? Da wagt einer fortzuschleichen. Wenn der Posten am Turm jetzt aufblendet, ist der Mann verloren. Wenn uns jemand zählt, werden wir eine Woche ‚Torstehen‘, weil wir den Ausreißer nicht gemeldet haben. Oben ist wieder Ablösung. Die ganze Stunde hat es gebellt, jetzt gibt es plötzlich Ruhe. Es muß doch ein Posten da sein, man hört ja die Schritte. Eine Viertelstunde ist vergangen, und noch immer bellt es nicht. „Ein anständiger Kerl da oben“, flüstert S. Wir sind schon froh, wenn wir nur frieren, und der da oben sich nicht in Schimpfereien erbricht. Sprungartige Schritte huschen heran: der Ausreißer ist wieder da. Wir fauchen ihn an, aber nach zehn Minuten schleicht er wieder fort. Ein Verrückter? Es klingelt! Aber es hat nur einmal geklingelt, nicht dreimal. „Pech“, sagt ein Scharführer, „Heut geht’s bis neun.“

Im Lager werden Betten transportiert, und deshalb wird das Schlußklingeln um eine Stunde verschoben. Aber auch diese Stunde werden wir noch durchhalten. Nur gut, daß keine Alten hier sind, sie wären zusammengebrochen. Um 9 Uhr 15

klingselt es dreimal. Wir werden fortgejagt, aber wir können nicht mehr laufen, wir hüpfen steif unserer Baracke zu, reiben unsere Glieder uns stützen uns im Hum-peln. Mein Bett ist besetzt. Ich muß auf dem Boden schlafen. Am nächsten Abend wiederholt sich das Spiel. Es ist noch kälter als gestern. Wir stehen kaum zehn Minuten als zwei Scharführer schreiend und kreischend an unsere Gruppe herankommen. Sie schleppen etwas Unerkennbares mit sich. Ich muß stramm stehen, starre gerade aus, kann nichts sehen, aber ich höre: „Lebst du immer noch, verfluchter Zwerg? Warum lebst du noch, du Dreckgestalt, du?“

Neben mir atmet es schwer, stöhnt, ächzt es am Boden. Die Scharführer haben sich den ‚Zwerg‘ vorgenommen. Es ist ein jüdischer Kaufmann Wolf aus Hamburg, verküppelt, buckelig, vielleicht ein Meter groß, ein unglückliches Geschöpf. Er watschelt seit Juni durchs Lager. Die SS hat mit ihm schon Ball gespielt. Jetzt muß ihn eine Bestie auf dem Appell-Platz am Kragen ergriffen und hierher zu uns gezerrt haben. Sie wirft ihn zu Boden, was keine Mühe macht. Sie scheint ihn zu schütteln, hin und her zu schleifen. Die Scharführer lachen: „So ein dreckiger Zwerg! Ich kann dich nicht mehr sehen, du Mistvieh! Warum bist du noch nicht verreckt?“ Einer versucht, den anderen zu überwiehern. Jetzt scheinen sie Rigoletto hochzureißen und aufzustellen. „Hier bleibst du stehen, du Dreck-sack.“ Kichernd torkeln sie davon. In der Wache öffnet sich ein Fenster. Der wachhabende Oberscharführer hat die Szene, die sich da einen Meter von mir abspielte, ohne daß ich sie sehen konnte, beobachtet. Das war selbst ihm zu viel: „Mach, daß du wegstommst, Zwerg.“ Ich höre die trippelnden Schritte Wolfs, aber die Scharführer drehen sich um und mit drei Sprüngen holen sie das Unglückswe-sen ein.

„Wer hat dir erlaubt wegzugehen, du Schwein?“

„Der Herr Oberscharführer hat mich weggeschickt.“

„Na, dann lauf!“ Sie scheinen etwas betreten und gehen fort. Heute ist es windig, vielleicht wird Schnee kommen. Ich sehe im Geist den Mann im schwarzen Mantel mit dem grauen Hut wieder neben mir; er korrigiert meine Haltung. Aber der strenge Befehl, den ich mir selbst gebe, durchzuhalten und der Kälte zu widerstehen, hindert doch nicht, daß ich innerlich erschauere und erstarre. Es gibt etwas wie eine abergläubische Scheu vor Gezeichneten. Wem sein Ethos es nicht verbietet, sich an Krüppeln zu vergreifen, den hindert dieser Aberglaube. Aber hier sind alle menschlichen Grundbegriffe aufgelöst, hier spottet man natürlichen Empfindens und sittlichen Denkens, und auch ein Krüppel, wehrloser noch als wir alle, ist nicht armselig genug, als daß nicht Hünen ihr grausames Spiel mit ihm trieben.

An diesem zweiten Tag der ‚Torstrafe‘ werden wir schon um acht Uhr erlöst. In der Baracke gibt es kein Essen mehr; Hermann mit der tiefen Stimme schenkt mir ein Stück trockenes Brot: „Danke, Hermann. Bist du nicht der Mann, der in der Nacht, als wir hier ankamen, so schön zu uns gesprochen hat? Weißt du, wie ich dich nenne? Die Stimme der Menschlichkeit.“ – „Na, laß mal Junge.“, brummt er alte BVer und kriecht in sein Bett. Hermann gehört zum Stubendienst. Die ‚alten‘ Juden hängen an ihm wie sie an Karl, Harzen und den anderen hängen. Karl kennt

seine Leute gründlich, sein Urteil ist sicher. Ich lerne sie erst langsam kennen, und muß leider erfahren, wie viele schlechte Kerle es unter ihnen gibt. Ein 28jähriger Berliner ist 31 Mal vorbestraft. Aber die Vorstrafe ist nicht entscheidend. Karl hat acht Jahre Zuchthaus und ist doch ein ganzer Mann. Diese ‚alten‘ Juden sind zu meist rücksichtslos und egoistisch, viele geizig, einige unsauber, manche niederträchtig und roh. Zweien traut man Kameradschafts-Diebstahl zu. Heinemann aus Hamburg und Kurt aus Berlin haben als Stubendienst-Leute den Bettenbau zu revidieren. Jeden Tag jagen sie ihre ‚Freunde‘ während der dienstfreien Stunden in den kalten Schlafsaal, wo sie Bettenbau üben müssen. Die tückischen, üblen Gesellen geben sich auch mit einwandfrei gebauten Betten nicht zufrieden und stehlen so ihren Kameraden das bißchen Ruhe.

Selbst hier, wo wir alle im gleichen Elend versinken, klammern sich die Selbstsüchtigen an das Zipfelchen der Macht, das ihnen überlassen wird. Sie versuchen, sich daran emporzuzerren und scheuen sich nicht, ihre Leidensgenossen noch tiefer in die Not zu stoßen. Auch unter den November-Leuten gab es unsympathische Juden. Die groben, geizigen, ungebildeten Ostfriesen haben uns abgestoßen; aber damals waren wir nicht allein, damals waren die vielen Berliner Kameraden hier, Männer von gleicher Haltung. Jetzt leben wir sechs November-Juden, vier Juristen, ein Arzt und ein Ingenieur unter Rhönbauern, fränkischen Viehhändlern, Hamburger Hafentarbeitern; ein Schornsteinfeger aus Hamburg, ein Kesselschmied aus Berlin, ein Tiertransporteur von Hagenbeck und ein gutmütiger Klosettwärter aus St. Pauli vertreten Berufe, die unter Juden selten sind. Wir sechs fühlen uns wie Fremde, erschrecken vor so viel Feindseligkeit und diesem mitleidlosen Quälen.

Alles Mahnen ist vergeblich. Ich suche wenigstens bei den Intelligenten Einsicht und Besinnung zu wecken; einige aus bäuerlichen Bezirken sind stumpf und jedem Zuspruch entzogen. „Ihr wollt, daß fremde Menschen euch helfen, hier und im Ausland. Andere sollen ihr Geld, ihre Zeit und ihre Arbeitskraft dafür opfern, daß ihr frei werdet. Und ihr hier? Mit einem guten Wort, mit etwas Rücksicht und ein ganz klein wenig Hilfsbereitschaft könntet ihr euch das Leben leichter machen. Und wenn ihr das nicht wollt, dann quält doch einander nicht so.“

Natürlich sind auch eine ganze Anzahl feiner und freundlicher Männer im Block. Sie raten mir von meinen Erziehungsversuchen ab, weil sie ihre Erfahrungen haben. Ich setze mich neben die Stillen: Dr. Frank aus Stuttgart und den Leipziger Handelsvertreter Fritz Kaufmann, der aus dem Württembergischen stammt. Kaufmann hatte schon 1935 über ein halbes Jahr im Konzentrationslager Sachsenburg (Sachsen) zugebracht, weil er ein Verhältnis mit einer arischen Frau hatte. Das Delikt der sogenannten Rassenschande war damals noch nicht ‚erfunden‘; die Schutzhaft ersetzte das Zuchthaus, das Streichers Gesetz später verhängte. Seit Juni wartete er hier vergeblich auf seine Befreiung. Kein Mensch, der an ihn dachte, kein Mensch, der für ihn etwas tat!

„Du hast keinen Menschen, wirklich keinen?“, frage ich. Er schüttelt den Kopf. Als ich ihm sage, daß ich nicht aus Neugier in ihn dringe, sondern weil ich ihm helfen will, erzählt er von seiner Mutter und Schwester. Sie leben in Württemberg,

sind orthodoxe Juden, die Mutter betrachtet ihren Sohn als tot, die Schwester ihn als verloren. „Du kennst diese Menschen nicht. Auch, was ich jetzt erleben muß, wird sie nicht ändern. Ich habe mit einer arischen Frau zusammen gelebt, die die Mutter meines Kindes ist, – das ist in den Augen meiner Mutter Sünde. Sie kennt mich nicht mehr.“ Ich habe nach meiner Entlassung den Hilfsverein gebeten, für die Auswanderung Kaufmanns zu sorgen. Er wandte sich wie üblich an die nächsten Angehörigen des Petenten. Mutter und Schwester lehnten jede Beziehung zu Sohn und Bruder ab. Hätte ich nicht erklären können, warum, der stille, ehrenhafte Mann wäre weiter im Lager verblieben.

Einer sitzt da, ein Mann mit mädchenhaften Zügen, wohl dreißig Jahre alt, guckt teilnahmslos vor sich hin und spricht kein Wort. Als ich ihm von meinem Essen etwas gebe, dankt er kaum. Littauer erzählt mir die Geschichte dieses Kameraden Brasch, den der Kommandant im Juni beim Empfang gefragt hat, weshalb er ins Lager gekommen sei. Brasch habe ruhig und nach bester Überzeugung geantwortet: „Das weiß ich nicht.“ Darauf habe ‚Vierkant‘ ihn auspeitschen lassen. einen ganzen Tag habe er bewußtlos in der Baracke gelegen und von dem Augenblick, da er wieder zu sich kam, nicht mehr gesprochen. Dieses Schweigen habe der Blockführer als Renitenz betrachtet und den stummen Häftling deshalb dem Kommandanten vorgeführt. Ob Brasch bei diesem neuen Verhör geschwiegen, also den Gehorsam verweigert, ob er wieder eine mißverständliche Antwort gegeben hat, der unglückliche Mann wurde zum zweiten Mal ausgepeitscht und lebt seit dieser Zeit wortlos unter den ‚alten‘ Juden, die sich um den ‚Sonderling‘ nicht weiter kümmern. Ich habe versucht, mit ihm zu sprechen, aber mehr als ein ‚Ja‘ oder ‚Danke‘ habe ich nicht gehört.

Wie Diogenes gehe ich auf die Menschensuche, und ich finde einen Menschen dort, wo ich ihn nicht vermutet hätte: einen jüdischen ‚fahrenden Gesellen‘, Kaschemmenbruder, Asozialen, einen Menschen mit dumm-gutmütigem Ausdruck, unseren Blockfriseur, meinen lieben Karl Fichtmann. Er erzählt uns Tag für Tag, daß wir am nächsten entlassen werden. „Du bist ein Armleuchter, Karl. Jeden Tag hast du neue Gerüchte.“- „Sag wenigstens ‚Herr Armleuchter‘ zu mir. Erstens, verstehst du, ist das, was ich dir heut gesagt habe, garantiert richtig. Man hat so seine Beziehungen. Und zweitens: ist es nicht besser, ich sag den Jungens etwas Gutes? Einmal werden sie doch entlassen, wenn nicht heut, dann in einer Woche, und wenn nicht dann, vielleicht in einem Monat. Sieh mal, ich sitze hier schon ein Jahr, erst in Dachau und dann in unserem schönen Sachsenhausen. Ich weiß, ich muß bis zum Schluß bleiben. Der Kommandant braucht mich. Aber am letzten Tage gebe ich dem Kommandanten die Hand und sage: ‚Vielen Dank für die gute Behandlung, Heil Hitler!‘, dann schiebe ich ab. Am nächsten Tag zieht ‚Vierkant‘ los.“

„Junge, komm, ich hab ein bißchen Kaffee von früh“, und er zwinkert mit den Augen; aber es ist nicht ‚Kaffee von früh‘, nicht Lagerbrühe, sondern wirklicher duftender Bohnenkaffee, den er für sein Trinkgeld in der Kantine hat kaufen lassen. ‚Kaufen lassen‘, denn es war für Juden verboten, Bohnenkaffee selbst zu kaufen. Ich will das Geschenk nicht annehmen: „Du wirst mir doch nicht beleidigen.

Und hier hast du ein Stück Rosinenkuchen. Wenn du nicht nimmst, sind wir keine Freunde mehr.“

In diesen Tagen ist Chanukka. Nachmittags nach dem Appell-Schluß summt es leise durch die Judenblocks: „Moas Zur“. Kurz vor dem Schlafengehen kommt Karl Fichtmann mit glücklichen Augen von draußen: „Ich war eben bei die Kinder, ich hab ein bißchen gesammelt und für die Jungs einen bunten Teller gemacht. Wie die Kinder sich gefreut haben! Sie lassen sich och schön bedanken.“ Keiner von uns hat daran gedacht, den ‚Kindern‘ in der ‚Jugendlichen Baracke‘ eine kleine Freude zu machen. Karl Fichtmann, Landstreicher aus Elbing, seit 15 Jahren auf der Walze, ‚bei die Juden gehend‘, hat Pfefferkuchen und Bonbons eingekauft und den ‚Kindern‘ Chanukka in ihre nüchterne Baracke gebracht.

Um sieben Uhr liegen wir auf unseren Strohsäcken. „Ruhe, Adi will singen!“ Und nun beginnt Adolf Burg mit einer weichen Stimme die Berochaus für das Lichterzünden ganz leise und ausdrucksvoll zu singen, wie er es in der Offenbacher Synagoge gehört haben mag. Dann stimmt er die alte Weise ‚Moas Zur‘ an, und die Baracke summt mit. Arthur Frankenberg neben mir hat Tränen in den Augen: „Ich muß an zu Hause denken. Ich hab‘ ein Kind, das ich noch nicht kenne; es ist im Juli geboren.“ Das Lied ist verklungen, und ungebeten beginnt ein Bauer aus dem Hessischen zu reden, einer der ‚ungeschliffensten alten Juden‘. Er spricht seine Barmizwah-Rede, die ihm der Dorflehrer vor 45 Jahren entworfen hat. Er schnurrt sie herunter mit den gleichen falschen Tönen wie damals, als er dreizehn Jahre alt war. Es ist wohl das einzige, was er in seinem Leben in gehobener Sprache auszudrücken gelernt hat. „Schon genug“, ruft einer. – „Laßt den Alten!“

In unserem Block liegen auch getaufte Juden; aber sie sind mit uns allen dankbar für die Chanukka-Stimmung, von der in dieser Woche jeden Abend ein Abglanz aufsteigt, wenn Adi vor dem Lichtlöschen sein weiches ‚Moas Zur‘ für uns singt. Adi läßt die Stimmung religiöser Erinnerung nicht dauern; dem ‚Moas Zur‘ folgt ein Schlager, den er schmachkend wie ein Film-Tenor zum besten gibt: ‚Ein Schiff fährt nach Shanghai, kehrt nimmer zurück‘. Er wußte nicht, wie entsetzlich gegenwartsnah dieses törichte Lied war. Shanghai – das war für die verzweifelten Juden das letzte Stückchen Land, das sie ohne phantastische Devisenhinterlegung erreichen zu können hofften. Man brauchte nur eine Passage zu buchen, aber auch das wurde von Tag zu Tag aussichtsloser. „Wir gehen nach Shanghai.“, sagte man mit einem müden Achselzucken, und es klang nicht viel anders als „Wir gehen in die Hölle. Auf der Erde ist kein Platz für uns.“

In einer dieser Nächte flammt ein Feuerschein auf. Die Nachtarbeiter, Schneider und Schuster, kommen um zehn Uhr aus ihren Werkstätten zurück und berichten, daß eine SS-Kaserne brennt. Unaufhörlich tutet die Sirene, man hört die Feuerwehren der Umgebung heranrasen. Gut, daß es nicht im Lager brennt. Die Lager-Ordnung verbietet, die Baracken zu verlassen, wenn die Sirene tönt. Selbst die eigene Baracke dürfen wir nicht verlassen, wenn Feuer ausbrechen sollte. Wer gleichwohl hinausläuft, wird erschossen, weil angenommen wird, daß er hat fliehen wollen.

Ob es die immer stärker werdende innere Spannung, ob es die Kälte oder das schlechte Lager ist, mein Schlaf wird kurz und unruhig. Abends wenn wir zu Bett gehen, ziehe ich mir die Decke über den Kopf. Ich hauche meinen Atem in das Zelt, das ich mir so bilde. Aber ‚die Decke über dem Kopf zusammenziehen‘ bedeutet mehr als Wärme-Suchen; ich will mich von draußen abschließen, von dem Hüsteln, Schnarchen und Stöhnen, von diesem Schlafsaal und diesem Lager, will mir meinen Anspruch auf Allein-Sein ertrotzen, mich in meine eigene Welt zurückziehen und im Gefühl, eine mystische eigene Welt zu besitzen, in gute Träume flüchten. Aber der Schlaf dauert nicht länger als vier Stunden. Dann quälen mich Gedanken, die man hier verscheuchen soll. ‚Ihr werdet verrückt, Jungs, wenn ihr an zu Hause denkt!‘ Aber wie kann man die Sorge um ‚zu Haus‘ bannen? Was mag Eva, was mögen die Menschen, die mir nahe sind, jetzt tun, wie mögen sie sich fühlen? Die Sorge um sie ist drückend, sie lastet doppelt, weil ich nicht mehr helfen kann.

Ich suche mich abzulenken. Wieder liege ich auf Stroh wie einst auf unseren Schülerwanderungen. Damals haben wir die Romantik des Strohlagers gesucht, im Glatzer Bergland, in der Heuscheuer und im Riesengebirge. Hier ist nichts von Romantik, nur Bitterkeit, Härte, Qual. Was wird es morgen wieder geben? ‚Was wird der trübe Tag mir bringen?‘ Ich kann mich von der Lenzky-Arie aus ‚Eugen Onegin‘ nicht befreien. Sie führt die melancholische Stimmung herauf, die manchmal in hoffnungslose Leere mündet¹⁴⁰. Gestern Abend hat sie meinen Bettnachbar, den alten Glaser Blum gepackt: ‚Morgen möchte ich ‚entlassen‘ aufwachen oder gar nicht mehr aufwachen.‘

Morgen ist Sonntag, aber der Sonntag wird grau sein wie alle Tage. Uns sagt es nichts mehr, wenn wir hier ‚Sonntag‘ denken. Draußen denken wir ‚Ausruhen, freundliches Ende der Arbeitswoche, Tag der Erholung, auf den wir uns freuen‘ – Sonntag! Hier ist er uns nicht ‚Ende‘, nicht Ende der Woche und nicht Ende der Schinderei. Wir leben ohne Sonntag, und das heißt ‚im Kreis leben, ohne Ende leben, ohne Ende denken‘, Freudlosigkeit ohne Ende, Rechtlosigkeit ohne Ende, Mühsal ohne Ende, – endlose Qual. Aus der Nachbarbaracke kommt ein Lichtschimmer vom Gang, der erleuchtet ist. Unsere Fenster haben Eisblumen. Wie schön sie sind, wie kunstvoll die Natur sie blühen läßt! Wie das Holz lebt, das schlichte Fichtenholz unserer Barackenwände! Seit Wochen habe ich nichts Schönes mehr gesehen, kein Bild, kein Buch. Ich sauge gierig ein, was

¹⁴⁰ In Tschaikowskys 1879 in Moskau uraufgeführter Oper „Eugen Onegin“ heißt es in Lenskis Arie im 2. Aufzug: „Wohin, wohin seid ihr verschwunden, o Jugendzeit, der Liebe Glück? Was wird der dunkle Tag mir bringen? Mein Blick vermag es nicht zu sehen. Der Zukunft Schoß verbirgt sich mir. Was tut’s? Mir ist mein Los bestimmt! ’s ist gleich ja, ob Beute ich des Todes, ob nicht des Feindes Kugel trifft – ich weiß ja, alles kommt von Gott. Er lenkt das Gestern und das Heute. Er sendet uns das Morgenrot, er sendet uns den dunklen Tod. Der volle Morgen wird erglühen, erscheinen wird der Sonne Pracht, wenn mich vielleicht schon wird umfängen geheimnisvoll die letzte Nacht.“

die Natur von ihrem Spiel hier zeigt: die Eisblumen, die Äderung des Holzes und draußen den trauernden Wald und die Färbung des Himmels, der manchmal so glüht wie die Abendsonne auf den Spitzen der Dolomiten.

Wohin die Gedanken auch eilen, die Wirklichkeit zwingt sie wieder zurück und unaufhörlich hämmert es: Entlassung! Entlassung? Über unsere Entlassung entscheidet die Berliner Leitstelle der Gestapo am Alexanderplatz. Meine politischen Akten mit dem alten ‚Sündenregister‘ dürften bei der zentralen Gestapo in der Prinz-Albrecht-Straße liegen. Wenn die Leitstelle sie anfordern sollte, wird sie mich nicht mehr wie einen der 6000 anderen behandeln. Dann werde ich hier bleiben müssen, und alles, was Eva tut, wird vergeblich sein. Ich ziehe die Decke über den Kopf und versuche wieder einzuschlafen. Ruhelos döse ich, bis vom Kanal her fauchend und heulend der Ton der Dampfersirene kommt, erst mühsam stoßend, dann langgezogen. Mir scheint es, als preßte sich das tutende Stöhnen aus unserer Brust; denn in diesem Augenblick wird uns gewiß, daß in zwanzig Minuten die Tragödie eines neuen Tages beginnt.

Pfarrer Ehrenberg, ‚der Vorarbeiter des Leichen-Kommandos‘, wie man ihn hier sachlich und ohne Frivolität nennt, sucht mich ab und zu, wie ich ihn suche. Er liegt jetzt in einer anderen Baracke. Auch er richtet sich auf längere Haft ein. Ist er auch als ‚Jude‘ mit dem großen Fang ins Lager gekommen, den Vorkämpfer der Bekenntniskirche und umstrittenen ‚Juden-Pfarrer‘ wird die Gestapo nicht so leicht freigeben. Von unseren sechs ‚November-Juden‘ ist jetzt nur noch Rechtsanwalt S. außer mir da. Reichhardt, Alfieri, Rosenthal, Dr. Herz haben sich verabschiedet, und jedesmal, wenn mir ein ‚Glücklicher‘ die Hand drückt, klingt mir Moissis Stimme im Ohr: ‚Allen Sündern ist vergeben, du allein bist – verworfen!‘ Vor 25 Jahren habe ich die Stimme zum erstenmal auf der Schallplatte gehört. Heut dröhnt der Schuldspruch des Franz Moor furchtbarer als je¹⁴¹.

Die ‚alten‘ Juden erbitten Rechtsrat von mir. Zwei Fragen stehen im Vordergrund. Wer eine arische Frau hat, fürchtet, daß sie sich von ihm scheiden läßt. Manchem, der zwanzig Jahre verheiratet ist, bringt die Post die Ehescheidungsklage hierher. Seit 1934 hat das Reichsgericht Ehe-Anfechtungsklagen arischer Ehegatten gegen den jüdischen Teil nicht mehr zugelassen. Jetzt finden sich Gerichte, die für die jüdischen asozialen Elemente in den Lagern eine merkwürdige Schuld konstruieren. Gewiß, die Strafe, die zur Nachkur im Lager führte, war dem arischen Ehegatten seit langem bekannt. Aber weil der Staat es für notwendig hält, solche Elemente in Konzentrationslager zu bringen, weil dadurch Schande über den arischen Ehegatten kommt, deshalb wird der jüdische Partner ‚schuldig‘. Manche bitten mich ängstlich, draußen ihrer Ehefrau zu sa-

¹⁴¹ In Schillers Drama „Die Räuber“ spricht Franz Moor den Schuldspruch über sich selbst: „Da hört‘ ich eine Stimme schallen aus dem Rauche des Felsen: Gnade! Gnade jedem Sünder der Erde und des Abgrunds! Du allein bist verworfen!“ Der bekannte österreichische Schauspieler italienischer Abstammung Alexander Moissi (1880–1935) gehörte seit 1906 zum Ensemble Max Reinhardts.

gen, sie möge den Einflüsterungen der Familie nicht nachgeben und zu ihrem Mann halten. „Zwanzig Jahr sind wir verheiratet. Die Partei bohrt schon lange. Jetzt hat sie es geschafft, siehst du!“, sagt ein fränkischer Bauer bitter.

Um ihrem Auswanderungswunsch Nachdruck zu geben, erzählten mir die ‚Alten‘ von ihren ‚Sommererlebnissen‘. Was sie berichten, nüchtern und ohne Übertreibung schildern, kenne ich in seinen bösen Umrissen: „Du weißt ja nicht, was wir hier durchgemacht haben. Sie haben uns in der Gluthitze Mäntel angezogen, den Kragen hochschlagen und eine Stunde in der Baracke ‚Sport‘ machen lassen: Auf – nieder, auf – nieder! Die Balken für eure Baracken mußten wir im Laufschrift tragen, zwei Mann oder drei, nicht wie jetzt sechs. Sie haben uns Speichel mit den Händen auf sammeln lassen. Tagelang haben wir kein Wasser bekommen. Jeden Tag hat’s auf dem Schießplatz geknallt, und wir mußten die Toten ins Lager tragen. Einen Siebzigjährigen aus Schneidemühl haben sie auf dem Schießplatz ‚fertig gemacht‘. Als wir ihn ins Lager brachten, lebte er noch, deshalb mußten wir ihn vor unsere Block-Tür legen und im Laufschrift über seinen Körper hinweg in unseren Block jagen. Wir haben ihn nicht treten wollen, aber ... er war dann natürlich tot. 90 Tote in vier Wochen! Was ihr hier erlebt habt, ist dagegen ein Kinderspiel. Seit August haben wir auf euch gewartet, wir wußten, daß ihr kommen würdet.“ Das alles sagen sie sehr ruhig, ohne Sentimentalität und Wehleidigkeit. Sie sind hart und haben gelernt, nur an sich zu denken. „Es hat keinen Zweck zu klagen und zu bitten. Die kennen kein Erbarmen.“

Es ist eisig kalt. Das Thermometer steht auf zwölf Grad, sagen die Zeitungen. Wir frieren beim Morgen-Appell und sind froh, wenn unsere Züge zur Arbeit hinausmarschieren. Bewegung läßt uns den Frost nicht so spüren. Wir tragen Fausthandschuhe und Ohrenschützer, laufen aber auf den ‚Löchern unserer Socken‘, haben ein dünnes Sommerhemd und keinen Mantel. Es gibt Mäntel aus Ersatzstoff. Aber die Unterjacke, der Pullover, den mir Karl beschafft hat, ist mir lieber als der Mantel aus ‚deutschem Wald‘. Ich dränge mich, möglichst schwere Lasten zu tragen, weil das wärmt. Aber die Bauarbeiten stocken wegen des Frosts. Wir tragen Holzspäne zu den Feuern, die die Keller der Rohbauten austrocknen. wir müssen um Arbeit betteln, man weiß nicht, wie man uns beschäftigen soll; aber wenn wir auch nur zehn Minuten im Keller bleiben, um uns vor dem schneidenden Wind zu schützen, lassen uns die Posten herausholen. Wir müssen einzeln den Kellerausgang passieren, und der Posten achtet darauf, daß keiner um den Faustschlag in den Nacken kommt. Neben mir geht Amtsgerichtsrat R., der vor Kälte zittert. „Wir müssen arge Sünder sein“, sagt er, „daß wir so gestraft werden.“ Er stolpert, stürzt zu Boden, schlägt sich die Stirn auf, die blutig klafft und wir von ‚Schwester Maria‘, dem Häftlings-Sanitäter des Industrie hofs, fortgeführt.

Die Feuer sind mit Spänen versorgt, es ist nichts mehr zu tun, und der Wind bläst uns fast eine Eiskruste um die Backen. Wieder bitte ich jeden Vorarbeiter, der mir in den Weg kommt, um Arbeit. „Wir haben heute nichts, nicht einmal 4711.“ (Das ist die widerlichste Arbeit, die es hier gibt: Leerung der Baulatri-

nen.) „Geht in die Kiesgrube.“ Unten in der Kiesgrube sitzen die Kolonnen ‚Dachschaden‘ und Schultze. Sie dürfen Feuer anmachen, und auch in der Schmiede flackert ein Feuer. Ein Professor der Pharmakologie aus Berlin und ein paar Anwälte stehen um es herum und wärmen sich die Hände. Willi Schmitz und unser Hilfs-Vorarbeiter Hans holen leere Blecheimer. Wir schaffen Reisig heran, entzünden es in den Blecheimern, und nun beginnt der ‚Tanz ums Feuer‘. Unsere Transport-Kolonne darf im Kreis um die offene Flamme herumgehen. Aber bald sind es vierzig und fünfzig Menschen, die sich hier drängen. Sie nähern ihre Hände dem Feuer, setzen den Fuß fünf Zentimeter vor sich, tippeln im Kreis: eine Viertelstunde rechts, eine Viertelstunde links im Kreis. Wir klopfen uns auf Rücken und Schultern, gehen in Kniebeuge, trampeln auf dem eisigen Boden, reiben Rücken an Rücken und schlagen die Hände vor die Brust. Der Frost ist schmerzhaft kalt, und der Wind ist schneidend. Das Holzfeuer wärmt zwar ein wenig, aber die Rücken sind eiskalt. Wir sehen aus wie die Mohren: der Wind hat uns den Ruß ins Gesicht geblasen.

Im Inneren dieses trippelnden Kreises, einen halben Meter vom Feuereimer sitzen die Zigeuner. Sie starren in die Flamme und sprechen kein Wort. Einer, schwermütig, schlank und rassig, könnte der Primas sein. Er hält seine Hände übers Feuer, verschränkt dann die Arme wieder und stiert regungslos in die Glut. – Was mögen die Rehe drüben im Wald tun? Die werden sich auch an den Bäumen reiben, sich aneinander scheuern und zu wärmen suchen. Was sind wir anderes als armes Getier, in dem atavistische Erinnerungen aufsteigen, die Kälte zu bannen. Wir sind zu den Urzuständen der kreatürlichen Existenz zurückgekehrt: wie das Wild pressen wir uns an die Bäume, um den Wind abzufangen, drängen ins zweite, dritte oder vierte Glied unserer Gruppen, weil uns der Sturm im ersten und fünften ein Gesicht oder einen Rücken von Eis bläst. Abends werden wir nicht mehr essen, sondern Nahrung herunterschlingen, um unsere Essensnotdurft zu stillen; dann werden wir uns legen, nicht zu Bett gehen, sondern unserm Körper Raum zum Kauern suchen, damit wir sein Gewicht nicht mehr spüren. Wir sind wieder primitiv geworden und haben plötzlich mit einem Tag Dinge des Lebens neu zu schätzen gelernt, die wir bis dahin als selbstverständliche Voraussetzung menschlichen Daseins genommen hatten.

Ich tippel zwei Stunden im Kreis. Immer noch sucht sich jemand in die Kolonne einzuschieben, die keinen Platz für ihn hat. Die Vorarbeiter jagen die Wärmegierigen fort, der Kreis tippelt weiter: „Bewegung, Bewegung, lauft, sonst friert ihr an!“ Aber es ist unmöglich, sich schneller zu bewegen, und so müssen wir uns torkelnd weiter vorwärtsschieben. Ich breche aus dem Kreis aus. Der Frost ist schlimm, aber die verzweifelte Flucht vor der Kälte, dieses Schleichen ums Feuer peinigt nicht minder. Drüben gibt es Arbeit: die Tischlerei baut Särge. Heut sind dreizehn fertig geworden, die in den Leichenschuppen getragen werden. „Seht ihr, dreizehn Kästen! Am laufenden Band machen sie Särge. Jede Stunde fallen die Leute um wie Fliegen. Arbeit haben sie nicht, aber wir müssen hier frieren. Beim Militär hätte man an solchen Tagen Flickstunde angeordnet, aber hier... Särge und Kinderspielzeug, das ist das einzige, was sie an

Arbeit haben. – Siehst du, da bringen sie schon wieder einen, der umgekippt ist. Gestern waren acht Tote auf den ‚Klinkern‘. Die Leute frieren dort an, buchstäblich an. Am Tor sind gestern zwei tot umgefallen, erfroren.“

Fast jede Stunde wird einer mit wächsernem Gesicht von den Arbeitsplätzen ins Revier getragen. Manche sind bewußtlos, aber ich glaube nicht, daß sie alle sterben. Es sind Schwächeanfälle, von Kälte und Hunger ausgelöst. Die Frostschäden allerdings häufen sich fürchterlich. Kolonnen mit neuen Särgen ziehen täglich durch den Industriebhof, und wir zählen die ‚Kästen‘.

Zum Mittags-Appell müssen wir die Kiesgruben verlassen. Willi Schmitz läßt Flatow, Ludwig Landau und mich einen Schluck heißen Tee aus seiner Feldflasche nehmen. Plötzlich bricht es aus ihm aus: „Heute sind mehr als 16 Grad Kälte, der kälteste Winter seit zehn Jahren. Sie lassen uns hier erfrieren. Und da gibt es Leute, die an einen Gott glauben!“ Wir schweigen und kauen unser trockenes Brot. Flatow ermuntert sich und uns: „Wir müssen uns für unsere Frauen erhalten, nicht wahr, wir müssen für die Familie durchhalten!“ – „Und vielleicht hat unser Leiden hier einen Sinn.“ Unsere Brot-Brocken sind naßkalt, der Eiswind pfeift über den Hof, Landau erzählt, was er am Kanal erlebt hat; man habe ihn beim Kahnentladen auf eine Planke im Wasser gestellt und ihm Ziegel zugeworfen, die er fangen mußte. Für jeden Ziegelstein, der ihm entglitt, wurde er ins Wasser gejagt. Einer hatte versucht, Schluß zu machen und in den Kanal zu springen. Er wurde herausgeholt und entsprechend behandelt. Jetzt ist diese satanische Arbeit unmöglich geworden, weil der Kanal zugefroren ist.

Angesichts solcher Erlebnisse, erscheint es mir nicht erlaubt, sie zu theologisieren und der Geschichte, deren leidende Zeugen wir hier sind, eine ideelle Sinndeutung zu geben. Die Bitterkeit in mir erhitzt mich sogar an diesem Tag, als wir über das Problem des Sinns in der Geschichte streiten. Ich leugne, daß sich in der Geschichte ethische Kräfte durchsetzen müssen. Hier offenbart sich das letzte Motiv geschichtlichen Werdens: Gewalt.

Der Mittags-Appell ist zu Ende. Wieder gehen, laufen, hüpfen, trippeln wir in der Kiesgrube – drei Stunden. Hier müßte man einen Film drehen, den Film von den modernen Galeerensklaven, Victor Hugos ‚Les Misérables‘. Es überkommt mich eine eigenartige Vision: Diese Kiesgruben sind ein großes Grab. Wenn die Maschinengewehre auf den Türmen die Elenden jetzt unter Feuer nähmen und man die Grube zuschauelte, wäre das Lager geräumt. Es ist ein unwirkliches Bild: Die vielen hundert Menschen, die nicht wissen, wie sie der Kälte entfliehen sollen, die mühsam nach einem Wärmehauch für ihre Hände haschen, die sinnlos Stunde um Stunde umherstehen, herumschwirren und sehnsüchtig den Fliegern folgen, die zur Mittagszeit über ihnen davon gleiten. Erst hört man die Motore, und dann erscheinen sie am grauen Himmel dieser trüben Dezembertage. Sie sind frei, sie haben die Fesseln der Schwere abgestreift, sie gleiten dahin – fliegen. Vor fünf Minuten waren sie in Berlin, und in zwei Stunden werden sie in einem fremden Land sein. Freie Menschen, die sich erheben, die das alles, diesen eisigen Tod, diesen elektrischen Draht, diese schußgierigen Wachen tief unter sich lassen können. Niemals vorher ist mir Fliegen so als Symbol des Frei-

seins, des Sich-Erheben-Könnens erschienen. Und wie wir den Fliegern bedrückt und neidisch nachblicken, folgen wir den Wolken. Es klingt wie ein jungenhaftes Literateln, wie ein Rückfall in primanerhaftes Zitieren; aber es ist nicht nachträglich gekünstelt, sondern ich habe es mir dort langsam zusammenbuchstabiert und vor mich hin gesprochen, dieses „Eilende Wolken, Segler der Lüfte!/Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!“¹⁴² Ich habe die Schillerschen Dramen immer für aufdringlich, lehrhaft und schulmeisterlich psychologisierend gehalten. Aber hier in der Kiesgrube, beim Gespenstertanz um das Feuer, da habe ich dem alten pathetischen Schiller Abbitte getan: das ist ein ganz echtes menschliches Empfinden, das er da gestaltet. Die eilenden Wolken waren für mich, den Gefangenen, ein Sehnsuchts-Wecker: ‚Wer mit euch wanderte‘...

In diesen Tagen geschieht etwas Merkwürdiges: Wir sprechen zum erstenmal mit den Posten. Sie haben hohe Stiefel, feste Mäntel, sind mit einem wollenden Kopf- und Gesichtsschutz ver mummt. Aber auch sie frieren und tun mürrisch ihren Dienst. Sie keifen nicht mehr, sie raunzen nicht mehr, sie stehen mit uns an den Feuern und wärmen sich. Sie lassen es zu, daß in der Appell-Pause ein bayerischer Kabarettist sein Repertoire singt, nicht ‚Sauerland‘, sondern ‚Die Bajadere‘ und gleich darauf ‚Morgenlicht leuchtet‘¹⁴³. Die Vorarbeiter sind entzückt, die Kameraden starren den ‚Künstler‘, der bei 16 Grad Kälte Opernarien singt, bewundernd an, die Posten schmunzeln. Sie zählen wie wir die Stunden und vertreiben sich die Zeit, indem sie großmütig einen Häftling ansprechen. Manche Posten verkriechen sich in Bretterbuden und unterhalten sich dort mit den Vorarbeitern wie mit Kameraden. In der ‚Neuen Siedlung‘ haben sie Häftlinge als Wachen ausgestellt und sich selbst in Baubuden zurückgezogen. die Häftlings-Wachen sollen warnen, wenn ein Scharführer herannahen sollte. Die aber lassen sich kaum noch sehen.

Gesprächsfetzen, aufgefangen aus Unterhaltungen der Posten, gehen von Mund zu Mund:

„Der Sturm X hat es bis hier oben satt.“

„Von uns aus könnt ihr machen, was ihr wollt.“

„Wenn ich nicht zufällig bei der SS wäre, säße ich auch im Lager. Zur Autobahn wäre ich nicht gegangen.“

Das ist die Stimmung, der ich am 30. Juni 1934 für Minuten begegnet bin. Sie bekräftigt meine alte These: Wenn eine große gemeinsame Not über das deutsche Volk kommt, wird sie den Bann der Gewalt brechen. Der Frost, der Eis-

¹⁴² Die Verse stammen aus Schillers Trauerspiel „Maria Stuart“. Maria spricht sie im 1. Auftritt des 3. Aufzuges: „Eilende Wolken, Segler der Lüfte!/Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte!/Grüßet mir freundlich mein Jugendland!/Ich bin gefangen, ich bin in Banden,/Ach, ich hab’ keinen andern Gesandten!/Frei in Lüften ist eure Bahn,/Ihr seid nicht dieser Königin unterthan.“

¹⁴³ „Les Bayadères“ heißt die Oper von Charles-Simon Catel, 1810 in Paris uraufgeführt; „Morgenlicht leuchtend im rosigen Schein“ beginnt das Preislied des Stolzing in Richard Wagners „Meistersinger von Nürnberg“.

wind, die Unerträglichkeit des Nichtstuns in solcher Kälte verscheuchen die Triebe, die sich sonst hier austoben. Jetzt wimmert die Kreatur auch in unseren Schergen, sie wimmert und schüttelt sich vor Frieren, sie denkt an nichts als an Flucht vor dem peitschenden Wind. Aber Eisfeld in seinem warmen Arbeitszimmer friert nicht. Wenn er uns auch keine Arbeit geben kann, so sollen wir uns doch nicht wärmen. Er verbietet, daß in der Kiesgrube Feuer angezündet werden. Wir sind froh, ein paar schwere Balken tragen zu dürfen. Auf der Chaussee begegnet uns Eisfeld, hochrot im Gesicht, wahrscheinlich wieder betrunken; er springt vom Rad und läßt den Vorarbeiter unsere Nummern notieren: „Das ist ganz faules Judenpack! Die Nummern geben Sie mir heut abend persönlich beim Appell!“ Also werden wir wieder zwei Tage am Tor stehen müssen. Es ist schon alles gleich, wir sind ausgeliefert, wehrlos.

Eisfeld läßt trotz der Kälte singen. Neun Stunden haben wir auf das Kommando ‚Abrücken‘ gewartet, aber wir müssen singen. Die Blockältesten werden vorgerufen; das Singen hat dem Herrn Lagerführer mißfallen, die Judenblocks haben deshalb heut Abend Gesangsunterricht, nicht etwa in den Blocks – auf dem Appell-Platz. Um fünf Uhr rücken wir ein, um 5 Uhr 30 treten wir zum ‚Straf-Singen‘ an, um sieben Uhr dürfen wir wieder abmarschieren. Eisfeld läßt nachexerzieren. Warum, weiß niemand. Von sechs bis acht Uhr werden wir über den stockdunklen Appell-Platz gejagt, über den ab und zu das Scheinwerferlicht streift. Wenn der Strahl den Tor-Sektor erhellt, prallen wir vor einem grausamen Bild zurück: ein ganzer Block, wohl 200 Männer, ‚hopst‘! Er hopst um sechs Uhr, er hopst um halb sieben Uhr, er hopst noch um sieben Uhr. Der Scheinwerfer blendet ab, und wir ahnen jetzt nur, daß die Männer dort noch in Kniebeuge kauern. Aber wenn es wieder hell und grell wird, sehen wir die schaurige Wirklichkeit: 200 alte Männer – die Sudetendeutschen – hopsen wie Frösche, zwei Stunden lang.

Was wird es wohl heut wieder geben? Wir stehen beim Nachmittags-Appell schon fünfzig Minuten, es scheint etwas nicht in Ordnung zu sein. Sie zählen und zählen. Die Sirene tönt; nur das hat uns noch gefehlt! Es ist also einer ausgerückt, gerade heute ausgerückt, wo wir halb erfroren sind. Wir werden so lange stehen müssen, bis der Ausreißer eingefangen ist, vielleicht bis in den Abend, vielleicht die Nacht hindurch. Sie wissen längst, daß zwei Mann aus der Strafkompagnie entflohen sind. Die SS-Autos sind ausgeschwärmt, sie suchen. Wir anderen sind ohne Schuld, aber wir dürfen nicht abrücken, müssen stehen bleiben, stehen 1½ Stunden, fluchen und starren neugierig zum Tor. Jetzt schweigt die Sirene.

„Siehst du“, sagt der jüdische Schornsteinfeger Bohnen, „Sie haben sie gekriegt. Sie liegen schon über dem ‚Bock‘. Siehst du die Nilpferdpeitschen, ich kann nicht hinsehen.“ Die Exekution geht am ‚Tor‘ vor sich, 100 Meter von unserem Block entfernt. Ich sehe die furchtbaren Stahlpeitschen im Takt durch die Luft sausen, aber ich denke an nichts als an die Kälte und den Zustand meiner Beine. Später höre ich, daß die beiden armen Teufel vor dem Frost in einen Keller geflüchtet und dort eingeschlafen sind. Sie haben nicht fliehen wollen, son-

dern nur Wärme gesucht. Als sie erwachten, war die Strafkompagnie ins Lager abgerückt. Ich schäme mich meiner Gleichgültigkeit. Weil wir wegen dieser Ausreißer länger als sonst frieren mußten, hätten viele von uns die beiden ermatteten Schläfer gern selbst verprügelt. Rohheit steckt an. Auch ich möchte manchen ‚alten‘ Juden, der sich niederträchtig benimmt, ohrfeigen, und ich leugne nicht, daß mich öfters eine Prügellust, ja Prügellust überkommen hat. Aber wir dürfen einander nicht schlagen, das besorgt die SS.

Auf einem Holzstoß stehen zwei Asoziale. Sie winden sich vor Kälte. Blut-Strähnen und Tränen rinnen über die Backen; Ärmste der Armen. Sie haben Brot gestohlen, und das gilt als übelste Tat. Nicht die SS, die Vorarbeiter haben sie verprügelt und erbarmungslos auf den Holzstoß gejagt, wo sie den ganzen Tag am Pranger frieren müssen. Rohheit steckt an. Wir warten ängstlich gespannt, ob unsere ‚ganz faule Kolonne‘ ans ‚Tor gestellt‘ wird, aber der gute Hans, der unsere Nummern notieren mußte, hat es gewagt, den Zettel nicht abzugeben. Wenn Eisfeld ihn erkennt, wird der gute Kamerad wegen Gehorsamsverweigerung über ‚den Bock‘ geschnallt. Aber es geschieht nichts. Eisfeld hat seinen Befehl im Alkohldämmer vergessen.

Weihnachten naht. „Zu Weihnachten ist keiner von euch November-Juden mehr hier.“ Und wirklich häufen sich die Entlassungen. Von unseren 6000 sind höchstens 900 im Lager, von denen, die mit mir vor sechs Wochen in Block 16 eingeliefert wurden, mag noch ein Dutzend hier sein. In Block 16 bin ich der letzte ‚November-Jude‘. „Weihnachten machst du hier nicht mehr mit“, prophezeit Karl Fichtmann. „Da macht dir deine Frau ‚ne Gans, und du denkst dann an die Jungs hier, daß die sich’s auch gemütlich machen. Wat glaubst du, wat wir hier zu Weihnachten anstellen werden? Also, ich hab’s von der Küche: am Heiligabend gibt’s Bockwurst und dann, aber das is noch nich raus, Gulasch oder Schweinebraten. Mensch, sooon richtigen Gulasch, ganz groß, kein ‚Polaris‘. Aber du kriegst nischt, bist längst bei deiner Frau, in deine Wohnung und rauchst ‚ne dicke Zigarre.“

„Na, und wenn nicht?“

„Is och nich schlimm, dann feierst eben mit uns Weihnachten, Junge. Bockwurst und Kartoffelsalat! Was glaubst du, wir bestellen die Zigeuner. Was meinst du, wie die spielen! Glaubst wohl nich? Paß auf, das wird Sache!“

Aber die Zigeuner werden nicht bestellt. Ihre Musik macht melancholisch, traurig und läßt an zu Hause denken. Die Mehrzahl der Kameraden wehrt sich gegen solche Erinnerungen.

Die Tage vor dem 24. Dezember kennen nur zwei Gesprächsthemen: Wird es frei geben, gar zwei Tage frei geben? Und: was werden wir zu essen bekommen? Am 24. Dezember treten wir schon um zwölf Uhr zum Schluß-Appell an: an beiden Weihnachtsfeiertagen ist kein Arbeitsdienst, aber damit wir nicht übermütig werden, wird je drei Stunden exerziert. Für die Homosexuellen hat der Lagerführer den taktvollen Rat, sie mögen die zwei freien Tage nicht unrecht benutzen und uns läßt Eisfeld als Weihnachtsgruß bestellen, wir sollten nicht schwermütig werden, der Draht sei Weihnachten auch am Tage geladen. Weil Weihnachten ein Fest ist, an dem sich alle Menschen Gutes erweisen, schärft uns unser Blockführer Betten-

baue ein; er würde noch heute, am Heiligen Abend, die Betten revidieren. Wir bauen also Betten, dösen, und ich, der ich nicht entlassen bin, nehme den Propheten Karl Fichtmann beim Wort:

„Na, was sagst du nun, Karl?“

„Also erst trink mal einen Schluck guten Bohnenkaffee. Wie ich höre, bist du morgen auch bei Karl Harzen zum Kaffee eingeladen. Hast doch das schönste Leben hier!“

„Karl, hast du schon mal von Diogenes gehört?“

„Nö, was is mit dem?“

Und nun erzähle ich ihm die Geschichte von Diogenes und seiner Menschensuche und sage ihm, wie dankbar ich ihm bin in dieser Öde ohne ‚Menschen‘. Er spricht zu mir seinen Lebensgang. „Wat soll ich dir da viel sagen. Ich bin aus Elbing, mein Vater war Sattlermeister, Volksanwalt und Reichstagsabgeordneter bei die Sozialdemokraten. Wir haben alle ein Handwerk gelernt. Vor dem Krieg hab ich mir als Friseur in Rogasen selbständig gemacht, 1920 haben mir die Polen rausgeschmissen und denn bin ich als Gehilfe gegangen. Als keine Arbeit mehr war, bin ich in Westfalen und in Hessen und auch oben an der Küste bei die Juden rasieren gegangen. Aber wenn nischt zu rasieren war, da bin ich auch so bei sie gegangen, das sag ich ganz offen. In Wilhelmshaven haben sie mir geschnappt – wegen Arbeitsscheu. Dabei bin ich keinem zur Last gefallen. Na und nu bleibe ich hier...“

„So lange, bis auch der Kommandant geht. Ich weiß schon. – Glaubst du, daß der Blockführer heute Abend wirklich kommt?“ – „Nö, ich glaube nicht. Weihnachten machen die ja nisch, aber besoffen sind sie heut abend alle. Voriges Jahr haben sie zu Weihnachten in Block X geschossen, so besoffen waren sie. Wie durch ein Wunder is nisch passiert. Die Einschußstellen kannst du noch sehen.“

Am Abend gibt es tatsächlich Bockwurst und Kartoffelsalat. Die ‚alten‘ Juden schlingen gierig einen ganzen Liter Salat und noch mehr herunter, wenn sei einen Rest in einer Schüssel erwischen. In der Nacht stürzen sie dann zur Latrine. Um halb acht Uhr steht der Blockführer in der Tür. Er revidiert die Betten, schnauzt und kritisiert unflätig. Einen Imbezillen, dem seine Geistesschwäche ins Gesicht geschrieben ist, überschüttet er mit einer Schimpfkanonade. Wir müssen uns das Gebrüll in strammer Haltung anhören. Plötzlich öffnet sich die Blocktür. Wir erkennen Eisfeld, dessen Gesicht noch feuriger glüht als sonst. Der Blockführer meldet, daß das Bett eines Mannes nicht in Ordnung ist.

„Nu, stell’n Sie ihn doch ‚ins Tor!‘“

Der Imbezille muß zum Tor rasen, Eisfeld torkelt – er kann vor Trunkenheit kaum stehen – in die nächsten Baracken, um auch dort seinen Weihnachtssegen auszuteilen.

„Komm mal raus“, ruft mich einer, „Draußen feiern sie schöne Weihnacht, Eisfeld läßt rollen.“ Am Tor frieren in dieser ‚Weihe-Nacht‘ 20 oder 30 arme Schächer, die Asozialen-Baracke 13 muß sich im Schnee wälzen, nirgendwo her kommt ein Weihnachtslied, aber über den Appell-Platz leuchtet eine hohe Tanne, mit Glühbirnen besteckt. Es ist kein Christbaum; es ist ein deutscher Baum. Die ‚Stille Nacht‘, hier ist sie keine ‚Heilige Nacht‘; hier wird das Christentum bewußt ge-

schändet, und ‚der deutsche Glaube‘ glüht aus den Gesichtern der Trunkenbolde und Prügelhelden.

Wenn ich sonst das Lied von der ‚Stillen, heiligen Nacht‘ höre, kommen mir die Bilder meines Jugendlands. Ich sehe mich in den stillen ausgestorbenen Straßen meiner Heimatstadt durch den Schnee traben, aus allen Fenstern leuchtet der Baum und von den guten Freunden meiner Eltern, die unter uns wohnen, dringt das Lied zu uns herauf. Es ließ im Kind ein Gefühl der Wehmut, der Einsamkeit aufsteigen, daß wir kein Kinderfest hatten, ausgeschlossen waren von einem großen Erlebnis. Hier im Lager sind wir auch einsam, ausgestoßen von der Freude der Welt, aber nicht nur wir Juden. Die Christen im Lager, auch die, die es sein wollen, singen nicht. Die Haft preßt ihnen die Kehle zu. Neudeutsche Weihnacht, neu-deutsches Friedensfest!

Unser Blockältester Karl hat sich jedes Geschenk und jeden Glückwunsch verbeten; er will so seine atheistisch-politische Haltung dokumentieren. Am ersten Weihnachtstage sitzt er gedrückt an seinem Tisch, starrt unverwandt ins Leere, als ich ihn anspreche:

„Wie ist dir zumute?“

„Heut früh wäre ich am liebsten in den Draht gegangen. Fünf Jahre, fünf Jahre!“

Tillich und Ehrenberg, die beiden Pfarrer, gehen auf der Lagerstraße auf und ab. In ihren Familien wartet man auf sie. In vielen deutschen Pfarrhäusern wartet man so. Als einziger deutscher Bürger hat der deutsche Pfarrer erfahren, was es bedeutet, gegen die Alleinherrschaft des Moloch Staat zu protestieren.

Wir exerzieren drei Stunden. Ein scharfer Wind jagt uns allen Staub des Appellplatzes ins Gesicht, und wir kommen schmutzig bis zur Unkenntlichkeit und durchgefroren zu unserem Mittagessen, das besser ist als gewöhnlich. An diesem Tag gibt es eine Art Amnestie: es werden ein paar Mann aus der Strafkompagnie freigegeben, ins Lager entlassen. Sie saßen darin, weil sie sich dem ständigen Drängen eines Vorarbeiters ihm Geld zu geben, nicht hatten entziehen können. Sie kommen in den Block zurück, ausgemergelt, hohl und bleich und erzählen, wie es ihnen in der Hölle der SK ergangen ist. Unsere ‚alten‘ Juden denken: ‚Wie gut, daß ich nicht da hineingekommen bin‘, und sie sagen: „Na, da ist’s richtig, ist alles dran! Junge, Junge, Junge!“ Das ist alles. Neugier, Angst, Befriedigung, daß sie selbst verschont geblieben sind. Kein wärmendes Wort, keine freundliche Tat für die Kameraden, die die Hölle des Lagers drei Monate gesehen haben. Hier ist jeder allein.

Am Nachmittag gibt Karl Harzen seine Kaffeetafel. Ich bin ‚eingeladen‘ – von einer Ecke des Tagesraums in die andere, wo Harzen ein Laken über einen Tisch gelegt, fünf Tassen zusammengebracht, ein Kaffeekännchen in der Kantine gekauft und eine Kanne Kaffee aufgebrüht hat. Ehrenberg, ein kommunistischer Sanitärer, ein westfälischer Redakteur, der wegen Devisenvergehens hier ist, sind mit mir die Gäste. Ich frage meine Tischgenossen, die schon lange Insassen des Lagers sind, nach ihren Erfahrungen mit dem Erziehungswert der ‚Institution besonderer Art‘. Sie lachen: „Erziehung? Politische Belehrung? – Abschreckung, Abschreckung, das ist das Ziel dieser Haft. Und es wird erreicht. Wer durch die Schule von Sachsenhausen geht, lernt schweigen und fürchten.“

Entlassung und Auswanderung

Am Abend des 27. Dezember sucht mich Jacob Littauer in großer Erregung: „Du wirst entlassen.“ Ich gehe zu Karl, der mich anlächelt: „Es stimmt, ich gratuliere.“ Die Kameraden geben mir Aufträge mit. Als sie längst schlafen, sitze ich noch mit Karl und Harzen im dunklen Tagesraum und verspreche ihnen, mich um sie zu kümmern, so gut ich es nur draußen kann. Aus irgend einem Bett flüstert es: „Morgen bist du zu Haus, du Glückskind. Denk mal an uns.“ In dieser Nacht ist kein Schlaf. Es ist mir nicht so, daß ich jubeln könnte. Ich kann mir das Glück des Wiedersehens mit Eva und den guten Menschen draußen, das Glück der Freiheit noch nicht recht vorstellen. Der Scheinwerfer läßt zu viele Erinnerungen an diese 48 Tage aufleuchten. Vom Kanal kommt das Tuten der Dampfersirene. Jetzt wird drüben in den SS-Kasernen bald ‚Wecken‘ geblasen. Noch eine Viertelstunde und das Licht wird bei uns aufflammen. Dann ist die letzte Nacht im KZ vorüber.

Ich verteile den Rest meiner Lebensmittel. Wir treten an, und ich marschiere zu meinem letzten Morgen-Appell: ‚Links-zwei-drei-vier‘. Ein ‚alter‘ Jude meines Blocks fällt um: Schwächeanfall, wie so oft; er wird mit Schnee eingerieben, aufgestellt, sinkt aber gleich wieder zu Boden. „Mützen ab – Mützen auf! Arbeitskommandos antreten!“ Ich drücke Karl die Hand: „Ich danke dir für alles, ich werde dich nicht vergessen.“ – Fichtmann, Harzen, Littauer, Fritz Kaufmann: „Auf Wiedersehen in der Freiheit!“

Vor Baracke B stehen vierzig Mann, der achtzehnjährige Sohn unseres Freundes Glaserfeld unter ihnen. Ein hagerer Jude, der wie das verkörperte Elend aussieht, ein früherer Anwalt aus Kiel, krümmt sich vor Schmerz und stöhnt. Nierenkolik! Im Bad bekommen wir unsere Sachen. Der Kranke ächzt unaufhörlich, und der Scharführer, der die Entlassungs-Prozedur leitet, läßt den Wasserterschlauch, der mich am Empfangstag beglückt hat, vorbereiten: „Wirst du deine Schnauze endlich halten, wir werden dir deine Kolik schon austreiben!“ Als er noch immer nicht still wird, setzt der SS-Mann den Schlauch an. Jetzt hört das Stöhnen auf. Wir haben unsere Zivilkleidung wieder, zwar völlig zerstört, aber was ficht uns das an. Wir bekommen rasch unsere Wertsachen und unser Geld; es fehlt kein Pfennig. Ein ‚Politischer‘ tritt vor unsere Gruppe: „Was ist mit euch? Entlassen wollt ihr werden? Kommt gar nicht in Frage. Wie ich soeben erfahren, – wird es morgen auch noch schneien. Ihr wollt mitreden! Ich bin 59 Monate im KZ. Na macht’s gut, Jungs!“

Der Lagerführer läßt uns zum ‚Schlußsegen‘ antreten. Ich stehe ein Meter von ihm entfernt und sehe in die glasigen Augen des dumm-brutalen Gesichts. Seine Ansprache mit ihrem klassischen Deutsch hat sich mir wörtlich eingeprägt: „Alles Juden hier?“ – „Jawohl“. „Sie werden heut entlassen, nicht etwa, weil Sie sich gut geführt hab’n oder vielleicht, weil Sie hier gut gearbeitet hab’n. Nein! Sie werden aus dem einzigen Grund entlassen, damit Sie so schnell wie

möglich auswandern. Wenn Sie jetzt rauskommen, dann machen Sie aber, daß Sie sofort aus Deutschland rausgehen. Nu will ich Ihnen noch was sagen: Derjenige Jude, der sich erlaub'n sollte, noch mal nach Deutschland zurückzukehren, der wird wieder hierher gebracht. Aber denn nich auf 'nen paar Monate oder Jahre, sondern lebenslänglich. Und nu will ich Ihnen noch was sagen: Wenn Sie sich erlaub'n sollten, über das Lager, über seine Einrichtungen oder überhaupt über irgendwas, was Sie hier gesehn hab'n, auch nur ein Wort zu sagen, dann werden Sie auch sofort wieder hierher gebracht. Natürlich auch auf Jahre. Und es is ganz gleich, wo Sie was erzählen, ob in Deutschland oder im Ausland, das is' ganz egal. Unser Arm is' lang, solche Brieder krieg'n wir auch im Ausland. Früher hat's lange gedauert, vielleicht 'nen Jahr oder so, bis wir sie gehabt hab'n. Die außenpolitische Situation hat sich aber völlig geändert. Jetzt dauert es nicht mehr so lange, jetzt krieg'n wir Sie gleich. Das hab'n Sie ja geseh'n mit denen da, die in Weimar hingerichtet worden sind. So, der Haufen kann abtreten.“

Wir müssen einen vorgedruckten Entlassungsrevers unterzeichnen, in der wir uns zu allen möglichen Erklärungen ‚freiwillig‘ verstehen:

daß wir keinen körperlichen Schaden erlitten haben,

daß wir das Lager gesund verlassen,

daß wir auf jeden Schadensersatzanspruch gegen den Staat verzichten,

daß wir Schweigepflicht geloben,

daß wir uns niemals mehr gegen den nationalsozialistischen Staat vergehen werden,

daß wir jeden Anschlag gegen den nationalsozialistischen Staat, jede Verschwörung gegen die Partei oder ihre Führer sofort melden wollen.

Als wir am Tor vorbeigeführt werden, zeigt die Uhr zwölf. Glück! Wir sind nur vierzig; sonst dauert die Prozedur der Entlassung den ganzen Tag. Noch einmal höhnt das Schild des Vogelkäfigs: ‚Laßt uns in Ruhe‘, dann stehen wir auf der Lagerchaussee, die wir so oft mit unseren schweren Lasten entlang gezogen sind. Ein Scharführer hält den abziehenden Trupp an und prüft, um uns einen letzten Schreck einzujagen, unseren Entlassungsschein. Am Kommandanturgebäude öffnet der Begleitposten den Schlagbaum. Kein Wort, kein Gruß – wir stehen in der Freiheit.

Ein junger Hamburger, den die Polizei am 10. November aus dem Bett geholt hat, besitzt weder Mantel noch Schuhe; er trägt seine Schlafpantoffel; wir wollen ihm in Berlin Schuhe kaufen. Dem Kranken wollen wir in Berlin ein Auto nehmen. Wo ist der nächste Telefonautomat? Ich stürze in die Zelle; der Apparat ist nicht in Ordnung. Ich schwanke, ob ich in ein Geschäft gehen soll; aber die feindlichen Fremden sollen meinen ersten Gruß in der Freiheit nicht hören. Ich stehe vor den letzten Häusern von Oranienburg, finde einen Fleischer – und Bäckerladen, kaufe mir Wurst und Semmeln und trotte durch die Straßen. Wer an mir vorüberkommt, muß an meinen Kleidern und dem Hut erkennen, woher ich komme; auf meinem Kopf liegt eine graue Filzplatt, einer Flunder ähnlicher als einem Hut. Aber warum sich über solchen Aufzug schämen! Mögen die sich schämen, die mitschuldig sind.

Die Menschen gehen gleichgültig und geschäftig ihres Wegs. Ich will sie nicht fragen, ob ich den richtigen Weg zum Bahnhof nehme. So gehe ich falsch. Wie merkwürdig das Pflaster des Bürgersteigs drückt. Nicht zu fassen, daß das Leben hier seinen Gang geht und zehn Minuten entfernt die Hölle von Sachsenhausen brodeln. Ein Schild weist mir den richtigen Weg zum Bahnhof. Ihm gegenüber liegt die Post, da will ich telefonieren. Als ich die Stufen hinaufgehe, kommt mir Eva entgegen. Ich kann das noch nicht verstehen. Sie hat durch einen ihrer Berater von meiner Entlassung gehört und ist mir im Auto entgegengefahren. Sie wird von Herrn S. begleitet, der seinen Bruder erwartet. Doch der Begleiter ist enttäuscht, sein Bruder ist nicht entlassen. Wir aber sind glücklich.

Im Auto liegen ein anderer Hut, ein guter Mantel, Proviant, Cognac, Frostsalbe. Ich weiß vor Rührung nichts zu sagen. Zu Haus sind Blumengrüße und Willkommensgaben in Überfülle, Zeugen von Treue und herzlicher Freundschaft. Unsere Anna hat ein auserlesenes Empfangsdiner vorbereitet; sie weiß nicht, ob sie lachen oder weinen soll. Sie flüchtet in die ärgerliche Versicherung, daß sie schon seit einer Woche exquisite Dinge im Vorrat hält; der Karpfen hätte gestern aufgegessen und das Reh verwertet werden müssen; wie gut, daß ich endlich heut gekommen sei, sonst hätte der schöne Fasan nicht einen Tag länger gehalten.

Im Lager hatten wir uns den Tag unserer Rückkehr in herrlichen Farben gemalt. Ich hatte mir ein merkwürdiges Wunschbild vorgegaukelt: Ich bade in der wohligen Behaglichkeit unseres Badezimmers, und ein Fußpfleger ist um meine zerschundenen Füße bemüht. Beide Wünsche werden mir nun erfüllt. Als ich nach einem beglückenden Bad zu Bett liege, kommt der Fußpfleger und beglückwünscht mich. Ich sähe anders aus als seine achtzehn Patienten, die von der ‚langen Reise‘, wie er sich ausdrückt, zurückgekehrt sind. Das stellt auch der Arzt fest, den ich zu mir bitte und der weder innere noch äußere Schäden erkennt. Er deutet an, daß andere Patienten mit einem psychischen Schock heimgekommen sind. Ich habe keine rechte Vorstellung davon. Erst später sehe ich bei manchen Kameraden die psychischen Folgen des Lageraufenthaltes und höre niederdrückende Berichte: Zerstörte Nerven, Angstzustände, Aufschrecken in der Nacht, Depressionen bis zum völligen Gebrochensein. Noch hier in London erlebe ich bei Labileren, was die Lager verschuldet haben. Einer schreit noch hier, sieben Monate nach dem Erlebnis, in der Nacht auf und fordert von seiner Frau die Gewißheit, daß er in London und nicht in Buchenwald ist. Mir ist das alles erspart geblieben, der körperliche Schaden, das Versagen der Nerven oder gar der Zusammenbruch der inneren Haltung. Ich habe durchgestanden, weil ich mich erhalten wollte für alle meine Guten und für die ‚Abrechnung‘. Der Mann im schwarzen Mantel mit dem grauen Hut ist mit der Nummer 7687 zufrieden.

Wie alle Entlassenen habe ich mich bei der Leitstelle der Geheimen Staatspolizei am Alexanderplatz zu melden. Ich fürchte diese Meldung, weil sie eine Auswanderungsfrist bringen kann, und unser Entschluß auszuwandern ist noch nicht gefaßt. Um zu wissen, wie ich mich bei der Gestapo verhalten muß, lasse

ich mir von Eva die bewegte Geschichte meiner Befreiung erzählen. Der 'Stammvater', der zunächst nicht unmittelbar nach meiner Verhaftung für mich eingesetzt werden konnte, weil er wie alle nicht verhafteten Anwälte 'unterwegs' lebte, hatte an mir sein Meisterstück machen wollen. Eva hatte unermüdlich jede noch so entfernte Möglichkeit gesucht, die Entlassung zu fördern. Stunden um Stunden in Reisebüros, Tage um Tage in der Auswanderungsberatungsstelle und bei der Gestapo, wo ungezählte Frauen stehen und warten, bis sie vor Schwäche umsinken. Endlich gelang es Eva, ein Visum für Paraguay zu beschaffen; sie hatte es erbettelt, mit großen Geschick eine Passage gebucht, Telefonate und Telegramme in die Welt geschickt, keinen Weg gescheut, der Rat versprach, 'Gangster' aufgesucht, deren 'hervorragende Beziehungen' mich in wenigen Tagen befreien würden; sie war beglückt aufgestrahlt, wenn sie von entlassenen Kameraden gute Berichte erhielt und zusammengebrochen, als einer von meiner Angina und der Gefahr einer Herzattacke sprach, einer, der sie an die Pflicht der Weiber von Weinsberg mahnte, der das alles mühsam und unter Tränen in seinem Bett flüsterte, wenige Stunden nach seiner Rückkehr als ein gebrochener Mann. Die Freunde hatten um das, was draußen im Lager geschah, einen freundlichen Schleier halber Wahrheit gebreitet; aber das Bekenntnis eines Beurlaubten, er würde sich lieber das Leben nehmen als nach Sachsenhausen zurückgehen, hatte Eva aufschrecken lassen.

Sie nimmt es als ein glückhaftes Zeichen, daß die Gestapo sie telefonisch zum Alexanderplatz lädt. Aber es wird ihr nicht, wie sie erhofft hatte, meine Entlassung eröffnet, sondern sie 'muß' sich 'wegen unserer Wohnung' verantworten. Wahrscheinlich hatte ein treuer Anhänger des Führers die Wacht fürs Dritte Reich am Fenster gehalten und deutschen Mannesmut bewährt, indem er eine gequälte Frau denunzierte. Eva klärt den 'Herrenbesuch' auf – es waren unsere Freunde, die sie zu beraten gekommen waren – und verpflichtet sich, nicht mehr als drei Personen zu gleicher Zeit in unserer Wohnung zu empfangen. Ein Berater, der zwar auch zur Gilde der 'Zauberer' gehört, aber gut beleumundet ist, soll feststellen, warum ich noch immer nicht entlassen bin. Er rühmt sich seiner Beziehungen zu Baranowski. Später erfuhren wir, daß seine Frau und die 'Frau SS-Oberführer' die Brautausstattung für Vierkants Tochter gemeinsam in einem bekannten jüdischen Geschäft einkauften. Der Inhaber gewährte dem 'Berater' 20 % Rabatt zum Dank dafür, daß er seine Beziehungen für die Opfer von Sachsenhausen einsetzt. 20 % Rabatt aber wiegen selbst die Grundsatztreue eines 'Vierkant' auf.

Der Berater muß feststellen, daß Evas Entlassungsgesuch an der entscheidenden Stelle der Gestapo nicht vorliegt, daß die inzwischen schon verfallene Passage überhaupt nicht eingereicht ist. Der 'Stammvater' hatte seinen besten Mittelsmann eingesetzt, aber der hatte das Gesuch nicht weitergegeben, aus Vergeßlichkeit, Angst oder Trunkenheit. Nun spricht Eva selbst noch einmal mit den Gestapisten, reicht ein von Ilse inzwischen beschafftes englisches Permitt ein, und die Entlassung wird verfügt, aber nicht ausgeführt, weil die 'Politische Abteilung' in Sachsenhausen Weihnachtsfeiertage macht. Das sind die Sta-

tionen zwischen Furcht und Hoffnung, der Leidensweg einer Frau, den alle jüdischen Frauen durchleben. Der große Führer, ritterliches Vorbild deutschen Mannestums, kämpft seinen heldischen Kampf nicht nur gegen – Männer.

Die Gestapo fragt mich bei meiner Meldung, ob ich auswandern wolle. Ich gebe eine ausweichende Antwort, spreche davon, daß ich die Auswanderungstätigkeit der Reichsvertretung der Juden in Deutschland leiten solle. Der Beamte begnügt sich mit meiner Erklärung, daß ich im Laufe des Jahres wahrscheinlich auswandern werde. Die knappe Frist, in der viele Kameraden Deutschland verlassen müssen, bleibt mir erspart.

Ich wage nur zögernd nach dem Schicksal von Menschen zu fragen, die mir nahe stehen. Wer ist gestorben, wer hat es nicht überstanden? Die Herzkranken sind gefällt worden: Jacob Marx aus Karlsruhe, dessen Schwager Fuchs sich durch einen Schuß in den Kopf der Verhaftung entzogen hat. Und auch deinen Onkel Fritz Lion werde ich nicht wiedersehen. Mein Kollege Sussmann aus Köln hat Buchenwald nicht überlebt. Die anderen Mitarbeiter aus dem Reich, fast alle festgenommen, sind aus Dachau und Buchenwald schon lange heimgekehrt. Sechs schwere Jahre hatten sie als mutige Wächter auf verlorenem Posten ausgeharrt, treue Chronisten der unheilvollen Zeit. Ihre Berichte füllen das neue Memorbuch, das von jüdischen Leiden in Deutschland erzählt. 1933 haben wir es begonnen, wann werden wir das letzte Blatt schreiben?¹⁴⁴

Nun kommen sie zum letzten Bericht und erzählen von dem Tag, da ein neuer Fettmilch¹⁴⁵ die Zeit des Schwarzen Tods und der Kreuzzug-Verfolgung hat wiedererstehen lassen. Zu gleicher nächtlicher Stunde hat er zu stürmen begonnen, die Türen der jüdischen Häuser aufgestoßen und jüdisches Eigentum zerstört, blind und erbarmungslos wie sonst nur die Naturgewalt wütet. Aber weil es kein Sturm der Natur, sondern ein Sturm des Pöbels war, der da von seinen Führern teuflisch vorbereitet, entfacht wurde, hatte dieser Sturm manche deutsche Städte geschont und erst hinter ihren Mauern wieder zu rasen begonnen. Auch in Hamburg und Köln, in Breslau und Berlin wären die gierigen Horden gern in jüdische Wohnungen gestürmt. Aber die großen Städte bergen Fremde, Ausländer von Ruf, Diplomaten, und man kennt hier zudem nicht jeden Juden so sicher wie draußen im Land. Jüdische Namen sind keine untrüglichen Pogrom-Führer; wie leicht hätte man einen Alfred Rosenberg aus dem Schlaf wecken können!

So mußte man sich in Berlin damit begnügen, jüdische Geschäfte zu plündern. In der Nacht von Mittwoch, dem 9., zu Donnerstag, dem 10. November, waren die Fenster eingeschlagen worden, deren Trümmer ich noch gesehen

¹⁴⁴ Memorbücher werden die Gedenkbücher genannt, in denen die jüdischen Gemeinden des Mittelalters ihr Martyrium aufschrieben.

¹⁴⁵ Im Zuge des von Vinzenz Fettmilch geführten Aufstandes gegen den Frankfurter Stadtrat wurde 1614 das jüdische Viertel überfallen, geplündert, die Juden mißhandelt, getötet und aus der Stadt vertrieben. Fettmilch wurde 1616 hingerichtet, die Frankfurter Juden später durch kaiserliche Beauftragte wieder in die Stadt zurückgeführt.

hatte. Am Nachmittag des 10. November erhob sich der ‚Volkssturm‘ von neuem. Glasscherben sind kein Preis für verdienstvolle Kämpfer. Das schwere Amt fordert anderen Lohn. So begann, während die verhüllten Wagen mit jüdischer Menschenfracht nach Sachsenhausen rollten, ein zweiter Sturm auf jüdische Geschäfte, deren Scheiben oft soeben neu verglast waren. Und nun offenbarten sich die wahren Instinkte, die Goebbels sich mühte, politisch zu verhüllen: es wurde gierig geplündert. Auch unser Philo-Verlag wurde zum zweiten Mal heimgesucht. die Horde, die am Nachmittag des 10. November in unser C.V. Büro einzudringen versuchte, prallte an der Tür vor einem talergroßen Stück Papier zurück: vor dem Siegel der Geheimen Staatspolizei.

In den kleinen Städten hatte man jüdisches Eigentum aus den Wohnungen mitgenommen, Wäsche und Schmuck, hatte die Silbergeräte der Synagogen erbeutet, aber sich an ihnen nicht lange gefreut, weil neidische Volksgenossen oder die Feuerwehr dem glücklicheren Kameraden den wertvollen Raub mißgönnten. Denn die Feuerwehr hatte auch ihre Rolle in dem Schandstück, das Hitler, Streicher und Himmler am 10. November aufführen ließen. Sie war als Sachverständige zur Brandlegung kommandiert und hatte die ungewöhnliche aufgabe, die Berufspflicht umzukehren, nicht Brand zu wehren, Brand an Gotteshäuser zu legen, in vielen Städten – sicher in Beuthen und Oppeln – fachkundig gelöst.

Der Tragödie folgte manchen Orts das Satyrspiel. In Landeck (Westpr.) kassierte die SA drohend eine Benzin-Rechnung beim Vorstand der Jüdischen Gemeinde, deren Gotteshaus sie tags zuvor mit diesem Benzin in Asche gelegt hatte. Die Abbruchskosten der Trümmer hatten die Jüdischen Gemeinden überall zu tragen. In ein anderes Städtchen der Grenzmark war der Befehl zur Synagogenentzündung nicht rechtzeitig gedrungen. Am 10. und 11. November beschwerten Meldungen, daß in der Nachbarschaft alle Synagogen rauchten, das Gewissen der pflichteifrigen SA. Nur die Synagoge dieser Stadt ragte noch unversehrt in den Himmel. Was tun, die Aktion war befehlsgemäß beendet! Nach langen hitzigen Beratungen entschloß man sich, das Werk ‚spontan nachzuholen‘, und in der Nacht vom 11. zum 12. November ging auch dieses ‚Schandmal‘ in Flammen auf; das steinerne Zeichen, das an schlechten Nachrichtendienst gemahnte, war getilgt.

Jedesmal, wenn seit den stürmischen Märztagen des Revolutionsjahres 1933, die Straße für politische Aktionen freigegeben war, wurde der Tag für Privatrache genutzt. So war es in der Deutschen Bartholomäusnacht am 30. Juni 1934, so am 10. November 1938. An diesem Morgen lagen in Düsseldorf, Emden, Chemnitz, Küstrin, Polzin, Bamberg und in so vielen anderen Orten, die mein Gedächtnis verloren hat, die Opfer der Privatrache in ihrem Blut. Den Rhein hinab schwammen aneinander gefesselt die Körper eines jüdischen Gastwirt-Paares; in Annaberg-Sachsen fand man die zerschmetterte Leiche eines Juden, der, von seinen ‚mutigen‘ Verfolgern über die Dächer gejagt, in den Tod stürzte. Wer zählt die Namen, wer zählt die Männer, die ihr Leben fortwarfen, die nach Jahren der Zermürbung, des Verlusts von Beruf und Vermögen, der quälenden

Sorge vor auswegloser Zukunft den Sprung in den Tod der Marter des Konzentrationslagers vorzogen! Von der Rheinbrücke in Köln stürzt sich der Berliner Bankier Dr. Paul Wallich, Gatte einer arischen Frau, dem Judentum entfremdet und nun auf der Flucht vor den Judenjägern fürchterlich daran erinnert. Sein Berufsgenosse von Schwabach, Bankier des Kaiserhauses, längst kein Jude mehr, endet am gleichen Tag. In Würzburg hört die Ehefrau unseres tapferen Freundes Justizrat Rosenthal die Schreckensbotschaft vom Freitod ihres Bruders. Als ihr Mann davongeführt wird, folgt sie dem Bruder. In München springen Justizrat Krämer und seine Frau aus dem Fenster. Bankier Aufhäuser, der Vater der Frau Krämer, genoß das Vertrauen bayerischer Könige. Vor den neuen deutschen Regenten fliehen die Kinder in den Tod.

Wer zählt die Namen der Männer, die in deutschen Konzentrationslagern dahinsiechen, verdarben, erschlagen wurden! Fast 35 000 hatte Hitler die Freiheit geraubt: 12 000, die Sudetendeutschen und Rheinländern, nahm Dachau auf, mehr als 10 000, die Juden aus Mittel-Deutschland, Sachsen und Schlesien – Buchenwald. 6 000 lagen in Sachsenhausen, der Rest in einem württembergischen Lager und in den Gefängnissen von Königsberg, Strelitz, Gelsenkirchen und Nürnberg. Was niemand als Alptraum zu träumen gewagt hatte, war furchtbare Tatsache geworden: die meisten männlichen Juden Deutschlands waren an einem Tag hinter Stacheldraht verschwunden. In Dachau, wohin man sie, in Viehwagen gepfercht, mit dem Versprechen gebracht hatte, daß niemand den Wagen lebend verlassen würde, sind die ‚Aktionsjuden‘ glimpflicher behandelt worden als in den anderen Lagern. Sie wurden nicht eingekleidet, brauchten nicht zu arbeiten, sondern nur ‚Appell zu stehen‘ und zu exerzieren. Aber auch hier ist der Mord umgegangen, und viele Hunderte – nach einer Schätzung, die ungeheuerlich klingt, aber leider zuverlässig ist, fast tausend – sind nicht zurückgekehrt; Krankheiten und der schroffe Wechsel ihrer Lebensbedingungen haben sie gefällt.

Buchenwald aber, das fluchbeladene Buchenwald im Schatten des Goethe'schen Weimar hat seinen furchtbaren Ruf bestätigt. In den ersten vier Tagen ist dort eine Hölle entbrannt: ohne Wasser, ohne zulängliche Ernährung, ohne ausreichende Hygiene wurden mehr als 10 000 Juden in unfertige Baracken gestopft. Auf ungehobelten Brettern mußten sie gleichsam wie in Regalen, fünf Stock übereinander, nächtigen. Übermüdung, Krankheiten, Durst, Hunger, Prügel: auf solchem Boden wachsen psychotische Ausbrüche. Widerwärtige Unsauberkeit quält die Männer und fordert den Wahn. Lehrer Singer aus Nordhausen springt vor seine Gruppe und beginnt, militärisch zu kommandieren. Faustschläge bringen ihn nicht zum Schweigen. Als er in seinem krankhaften Taumel noch einmal alten soldatischen Geist beschwört, wird er rücklings an einen Baum gehängt wie unsere Leute an den ‚Pfahl‘. Sein 25jähriger Sohn sieht das entsetzliche Schauspiel, und weil er dem verröchelnden Vater nicht helfen kann, rennt er in den elektrischen Draht.

Von einem anderen Mann am Baum erzählt mir Dr. Ochs. Ein SS-Mann hat sich vor dem rücklings Aufgehängten aufgestellt und martert ihn mit inquisitori-

schen Fragen. „Wenn Sie mir versprechen, mich auf anständige Weise umzubringen, will ich es Ihnen sagen“, stößt der Gefesselte hervor. In den Baracken hören die Männer die Todesschreie derer, die draußen in der Nacht unter den Knüppeln der SS verenden. Unter solchem furchtbaren Grauen zerbricht die hemmende Vernunft, und es gellt aus den Menschen: „Mörder Hitler!“ – „Schema Jisroel!“ – „Das sind Helden, an wehrlosen Menschen vergreifen sie sich!“ Die SS stürmt in die Baracken, sie unterscheidet nicht, wer wahnsinnig war, wer es wurde oder wer in einem Anfall von Auflehnung aufschreit. Wahllös holt sie sich ihr Opfer an den ersten drei Abenden aus den Baracken und schlägt sie mit Holzknüppeln tot, wie man einen – nein, ich weiß nicht, welche Ungeheuer man so zu Tode bringt.

Nach einstimmigen Schätzungen sehr vorsichtiger Freunde sind in den ersten drei Tagen mindestens 30, wahrscheinlich aber 40 Menschen buchstäblich ‚totgeschlagen‘ worden. Drinnen in den Baracken mußten die Kameraden die Todesschreie der Opfer und die Antwort der SS hören: ‚Brüllt nicht so, krepirt wenigstens anständig.‘ Später haben jüdische Ärzte versucht, die psychotischen Zustände, Verzweiflung, religiösen Wahn, Tobsuchtsanfälle mit Beruhigungsspielen zu bekämpfen. Männer im Kreis, mit denen die Ärzte ‚Häschen in der Grube‘ spielten, Männer, die mit dem Finger Zirkel in der Luft beschrieben: noch hier und heute spricht ein alter Bekannter von diesem Anblick als dem furchtbarsten seines Lebens. An den Folgen des Durstes, der schlechten Ernährung mit ihren Verdauungsstörungen, an Lungenentzündung und anderen Krankheiten, sind von den etwa 10 000 Eingelieferten binnen acht Wochen etwa 600 gestorben. Da aber bis spät in das Frühjahr hinein ‚November-Juden‘ in Buchenwald verblieben, muß die Zahl der Lagertoten auf etwa 750 geschätzt werden. Wieviele den Nachwirkungen dieses Lagers zu Haus erlegen sind, weiß niemand.

Auch wir wissen nicht, wer von den Sachsenhausener Kameraden draußen in der Freiheit, in Berlin und der Provinz zugrundegeht. Nur zufällig hören wir die Trauerbotschaft: Feisst-Wollheim, Träger zweier alter guter Namen, das enfant terrible unseres Block 16, stirbt unter fürchterlichen Qualen an einer Sepsis, Goldstein und Liebermann, Kameraden von der Steinklopfer-Kolonnie folgen ihm, Herzberg (Schönlanke) übersteht eine Lungenentzündung nicht. Das jüdische Krankenhaus in Berlin kann die Einlieferungen kaum fassen: Frostschäden, Sepsis, Lungenentzündung. Manche ertragen das Gefühl der wiedergefundenen Freiheit nicht und brechen in Erinnerung an das Erlebnis von Sachsenhausen zusammen: Kamerad Gassmann, Rechtsanwalt aus Gleiwitz, nimmt sich in völliger seelischer Vernichtung das Leben¹⁴⁶.

¹⁴⁶ In der Häftlingskartei der KZ-Gedenkstätte Sachsenhausen finden sich die Häftlinge Ernst Feisst-Wollheim, der am 15. 12. 1938, und Walter Gassmann, der am 11. 1. 1939 entlassen worden ist. In der Totenkartei der Gedenkstätte sind die Namen Feisst-Wollheim, Herzberg, Liebermann und Gassmann nicht verzeichnet, zwei Häftlinge namens Goldstein sind 1940 ums Leben gekommen

Wer zählt die Namen, wer zeichnet sie in das Memorbuch ein, nun da die Chronik der Märtyrerzeit versiegelt ist, wir ihre Schreiber selbst Opfer waren! So viel ist gewiß: 560 Synagogen in Asche, unersetzliche Dokumente ältester deutsch-jüdischer Geschichte zerstört, die Thora-Rollen zerschnitten, die Gebetbücher im Straßenkot zerstampft, Tausende Heime und Geschäfte zerschlagen und geplündert, zerschmetterte Körper schuldlos gehetzter Menschen auf den Pflastern der deutschen Straßen, Hundert erschossen und erschlagen. 35 000 in den Lagern, wohl 1200, die von dort nicht mehr heimkamen und Ungezählte, die die Freiheit nur für die letzten Tage ihres Lebens wiedersehen – das ist die Beute, die der tapferere Führer vom Tag der Vernichtung heimbringt! Pogrom, deutscher Pogrom! Das Wort schmeckt schlecht. Selbst die Judenhetzer vom alten Schlag liebten es nicht. ‚Radau-Antisemit‘, ‚Dresch-Graf‘, ‚Knüppel-Kunze‘, ‚russischer Pogrom‘, ‚Kischinew‘ – man sah sich nicht gern in solcher Kumpanei. Aber jetzt, wo nicht mehr Bünde und Grüppchen sie diskutieren, wo die Judenfrage mit den Maßstäben der Großen Politik gemessen, wo sie praktisch, umfassend und unerbittlich gelöst wird nach dem Willen der deutschen Führung, jetzt wird er im Rampenlicht der Weltbühne blutige Wirklichkeit, der Pogrom rast durch Deutschland. Im Namen seines Führers, im Namen der neuen deutschen Weltanschauung, in der Verantwortung vor der Geschichte – Pogrom im Lande Goethes und Kants, Pogrom über Deutschland – Heil Hitler! – Gute Nacht, Deutschland!

Aber das deutsche Volk sagt nicht ‚Gute Nacht, Deutschland‘, es schläft schon lange. Unsere Stimme des Schweigens dröhnt unüberhörbar in die Welt. Die Welt ist erwacht – der deutsche Bürger schläft. Die Juden-Not, die Schändung des deutschen Namens, seines Namens, ‚Mörder über Deutschland!‘ – nichts bringt ihn aus seinem Schlaf. Der 10. November hat ihn nicht wachgerüttelt, er nimmt ihn hin wie die Judenverfolgung, die seit jenem ersten April 1933 als deutsche Politik gilt. Ein Häuflein, das sich empört, vielleicht sogar leidet, das sich dieses Führers schämt und aufbegehren möchte. Aber aufzubegehren wagt nur einer, eine Frau, eine Frau aus einem deutschen Pfarrhaus. Sie, die Gattin des Bonner Orientalisten und Theologen Wilhelm Kahle, protestiert mit ihrem Sohn, indem sie am 10. November in einem Bonner jüdischen Geschäft Glasscherben zusammenfegt. Die Universität schließt diesen Sohn vom Besuch aller deutschen Universitäten aus, der weltberühmte Vater muß seinem Lehrstuhl entsagen, die Familie wird brotlos und heimatlos. England hat sie aufgenommen. Aber weil es nur einen Deutschen gibt, der das ‚Ich kann nicht anders‘ wagt, konnte man ihn brotlos machen.

Mitleidige Sympathie, wohlwollende Hilfe im Stillen, haben viele bezeugt. Wir, um die es einsam geworden ist, haben solche Wärme dankbar empfunden, Zeugnisse des Mitleids schon als documents humains, als mutige Tat überschwenglich dankend begrüßt. Wir haben vergessen, daß selbst im Hitler-Deutschland Tausende Caritas pflegen oder liebevoll mitleidend Tiere schützen. Wir haben vergessen, daß wir nicht um Mitleid zu bitten, daß wir – nein, daß Deutschland, seine Geschichte, sein so oft beschworener Geist Auflehnung, leidenschaftlichen Protest zu fordern hätte. Protest nicht um der Menschlichkeit wissen, Protest nicht al-

lein gegen die Schändung des deutschen Namens durch eine Horde gewöhnlicher oder besser ungewöhnlicher Krimineller, sondern Protest aus vaterländischer Sorge, aus nationalem Egoismus: Protest der Deutschen gegen die schändliche Austreibung ehrenhafter und verdienter deutscher Volksgenossen jüdischen Stammes! Kein deutscher Fürst, kein deutscher Führer, kein deutscher Bischof, der sich den Horden entgegen und schirmend vor die Juden stellt wie in den Tagen der Kreuzzüge und des Fettmilch. War es ein Traum, den wir geträumt, ein Schemen, dem wir nachgejagt! Waren sie vergeblich gelebt diese 120 Jahre jüdischer Emanzipation, vergeblich die Rechtschaffenheit von fünf Generationen, treu in Tat und Gesinnung, vergeblich die Leistung von Großen, vergeblich die Opfer?

Die Bitterkeit des Zweifels überkommt mich nicht, weil ich an die Unentwegten denke, die Mordbrenner und Judenpeiniger, den plündernden Pöbel und die Friedhof-Schänder. Gewiß, wir leben unter der Last des Wissens, daß in unserem Volk dies geschehen ist: Schulkinder haben sich klassenweise vor die brennende Synagoge gestellt und gesungen: ‚Die Synagoge brennt, die Synagoge brennt‘ (Chemnitz), – Lehrer haben am 10. November ihre Schule zum jüdischen Friedhof geführt und ihn durch die Schulkinder verwüsten lassen, so vandalisch verwüsten lassen, daß die Polizei ihn sperrte, damit niemand das Bild solcher Zerstörung sah. (Fürstenwalde, Provinz Brandenburg). Universitätsassistenten sind in jüdische Wohnungen eingedrungen und haben mitgewirkt, sie zu zertrümmern. (Heidelberg) Aber ich täusche mich nicht, die Zahl dieser Unentwegten ist nicht groß. Es gibt sie, die Barbaren, denen keine Maßnahme scharf genug ist: Brennen die Synagogen, dann fragen sie unwillig, warum die Juden nicht hängen. Aber Rohlinge gibt es in jedem Volk; im deutschen sind sie leider politische Trabanten und Spießgesellen der Führer geworden. Gleichwohl die Rohlinge und Fanatiker, in denen der Judenwahn geistert wie einst der Hexenwahn in ihren Vorfahren, zählen nur nach Zehntausenden, und damit ist gesagt, daß noch nicht einmal die SS, gewiß nicht die ganze Mitgliedschaft der NSDAP oder gar das deutsche Volk mit ihnen marschiert.

Und ich klage auch nicht an die Gleichgültigen, die Masse des deutschen Volkes, die unpolitischen, stumpfe, ängstliche Masse. Sie weiß von der Judenjagd, sie weiß von jenem 10. November, sie erzählt sich die bösen Geschichten, raunt sie sich zu und ein prickelndes Gruseln läuft ihr über den Rücken. Sie horcht auf, schüttelt den Kopf, wagt vielleicht ein Wort des Eifers im engsten Kreis der Familie, verbietet den Kindern es nachzusprechen und geht, rasch beruhigt, zu Bett. Das Empfinden des deutschen Bürgers, der Hinz und Kunz, ist mir in einem Bild erschienen; im Bild des anständigen, ehrsamten deutschen Kleinbürgers, der von der Höhe des Rechts-Denkens eine Leiter hinuntersteigt, Stufe um Stufe hinuntersteigt, bis sein Füße in einer Mördergrube stehen. Am 1. April 1933 ist er erwacht und wurde belehrt, daß die Juden gefährliche Staatsfeinde sind, daß sie die Welt gegen Deutschland mobilisieren. Er schüttelte den Kopf, der deutsche Bürger Hinz Kunz, sah sich seinen jüdischen Nachbarn, Herrn Cohn, an, der ein Konfektionsgeschäft führte und seinen Hausarzt, Dr. Levy. Er maß sie erstaunt; der Dolch des Staatsfeindes wollte in die Hand dieser freundlichen Menschen nicht

recht passen. Aber die Regierung hat Boykott gegen die Juden angesagt, und was die Regierung tut, ist Befehl, man ist gewohnt, zu gehorchen. Wenn man nicht gehorcht, kann einem selbst etwas geschehen, das darf nicht sein. Irgendetwas wird schon ‚dran sein‘, sonst würde doch nicht die Regierung – die Regierung – Es ist doch die Regierung – Aber unser Hausarzt, der Dr. Levy ist doch ein anständiger Mensch. Schade, daß es auch ihn trifft!

Aus dieser Mischung von Untertanengehorsam, Angst, antisemitischen Verdacht und Mitleid, entsteht eine Haltung der kritischen Billigung, der halben Billigung, der halben Kritik. Sie drückt sich in jenen abgestuften Formeln aus, die man seit dem 1. April 1933 in hundert Abwandlungen hören konnte:

„Hätten sie nur die Ostjuden hinausgejagt, gut! Aber, daß sie nun auch die deutschen Juden...“

„Wenn sie nur die jüdischen Beamten entlassen hätten, – einverstanden! Aber daß sie nun auch die Ärzte und Anwälte...“

„Jüdische Ärzte und Anwälte hat es zu viel gegeben, daß muß ich auch sagen. Wenn sie da gesiebt hätten, dagegen hätte kein Mensch etwas gehabt. Aber, daß sie jetzt die Kaufleute boykottieren, dagegen...“

So geht es die Stufen der Entrechtung hinunter bis zu den Nürnberger Gesetzen von 1935. Da mag man die Erziehung der Staatsbürgerrechte gebilligt, die Dienstmädchen-Zwängsentlassung aber kritisiert haben.

Und am 10. November 1938?

„Hätten sie nur ein paar Scheiben eingeschlagen, na ja, die Partei war sehr erregt. Aber daß sie auch in die Wohnungen gegangen sind, wie leicht hätte es Verwechslungen geben können und überhaupt...“

„Das mit den Wohnungen kann man noch verstehen, aber daß sie die Juden alle eingesperrt haben...“

„Daß die Juden im KZ sind, – nun ja – sie müssen ja doch raus. Aber das Abbrennen der Synagogen...“

„Daß sie die Synagogen verbrannt haben, das war eine Demonstration. Aber daß sie jetzt einen Parkplatz machen, wo früher die Synagoge stand und ein Klosett dort bauen, wo die Juden früher gebetet haben, daß...“

Dies ist nicht die unterste Stufe der Leiter. Auf den untersten angelangt, wird der deutsche Bürger sagen. „Daß man die Juden totgeschlagen hat – es ist Krieg und unsere Leute fallen auch. Aber, daß man sie in Massen verscharrt und ihnen noch nicht einmal ein anständiges Grab gönnt, – das brauchte nicht zu sein!“ Wer die erste Stufe betrat, der gleitet bis zur letzten, zwingend, unentrinnbar. Aus Feigheit hat er die erste bestiegen, hat sich nicht eingestanden, wie feige er ist; hat geschwiegen, als seine Führer die ersten Schritte zur Entrechtung taten, hat geschwiegen, als der Entrechtung die Austreibung folgt, muß schweigen, als jetzt der Mord umgeht. Er hat eine Krume aus dem Brot des großen Giftmischers gegessen, hat dem Verführer nicht widerstanden, ist ihm mit den Jahren mehr und mehr hörig geworden. Hätte er nicht neugierig einen Brocken aus seiner Hand genommen, er wäre ihm nicht verfallen. Nun ist es zu spät.

Nach meiner Wiederkehr begegne ich dem deutschen Bürger, dem deutschen Kleinbürger, weil er mir etwas Gutes tun will, erzählt er von einer Gauleiter-Konferenz, ‚bei der es mächtigen Zunder gegeben hätte‘. Der 10. November habe ja so viele Werte, deutsches Volksvermögen, vernichtet und den Vierjahresplan gestört. Ich weiß, daß er es gut meint, der kleine Mann, der mir so etwas sagt. Ich halte diese Reaktion fest, weil sie – niederträchtig ist. Kein Wort des Abscheus, kein Protest! Die ideal gesinnten Führer des Dritten Reiches protestieren nur, weil zerschlagene Scheiben jüdischer Geschäfte nicht in den Vierjahresplan passen. Manchmal aber tarnt sich die Niedertracht nicht mehr, sie wird zur offenen Bosheit: „Das mit den Scheiben hat der Göring wieder mal genial gemacht! Die Versicherungen müssen den Schaden ersetzen, aber die Juden bekommen das Geld nicht, das geht an den Staat!“

Meister H., mein Schneider, der wackere deutsche Kleinbürger, muß meine Anzüge enger machen, weil mir 15 Pfund fehlen. Er sieht meinen rasierten Kopf und fragt:

„Sie waren verreist?“

„Ja, wenn Sie das so nennen wollen.“ „Schade, daß Sie uns nicht besucht haben, sehr schöner Aufenthalt!“

Lächeln – Verlegenheit – Schweigen. Dann:

„Eine harte Maßnahme.“

Mehr wagt er nicht zu sagen, mehr hat der deutsche Bürger nicht gesagt zu diesem Tag seiner Schande.

Ich kann sie nicht tadeln, sie tun mir leid, die armen kleinen Menschen. Aber dürfen wir auch denen vergeben, die einst beanspruchten, Deutschlands Führerschicht zu sein? Dürfen wir sie nur bemitleiden, jene kläglichen, um ihre Existenz bangenden, erbärmlich feigen deutschen Geistigen? Ich kenne eine sehr offene Aussprache eines getauften Juden mit einem hohen deutschen Offizier, der aus verwandtschaftlicher Bindung manchmal noch wagte, das jüdische Haus zu betreten.

„Ihr habt kein Recht mehr, von deutscher Ehre, Tradition und Ritterlichkeit zu sprechen. Ihr habt keinen Anspruch auf Achtung mehr, die ihr diesen 10. November erlaubt habt.“

„Wir können aus Deutschland kein zweites Spanien machen. Auflehnung bedeutet Kampf gegen die starke SS, Bürgerkrieg. Und – wir dürfen auch die Vorbereitungen im Osten nicht stören.“

Die nüchterne Antwort eines deutschen Offiziers ist aufschlußreich. Bringt der Gewaltzug, der sich seit langem vorbereitet, ein neues deutsches Weltreich als Beute heim, dann mag das Schicksal der deutschen Juden denen unwichtig erscheinen, die stets von der Änderung der Weltkarte träumten.

Aber die anderen? Sie können das große Ziel nicht einmal vorschützen, sie zittern für ihr Brot und für ihre Bequemlichkeit. Vor einem Berliner Gericht wird ein Zivilstreit ausgetragen, in dem das Jude-Sein des Klägers eine entscheidende Rolle spielt. Die Anwälte beginnen die Grundsätze der Judenfrage zu erörtern: „Meine Herren“, sagt der Richter, „ich habe eine Frau und vier Kinder. Muß diese

Frage wirklich vor mir und auf meinem Rücken ausgetragen werden?“ Irgendwo in der Nähe von Berlin leben alte Freunde meiner Schwiegermutter, ehrenwerte höhere Beamte im Ruhestand. Die Freundschaft eines Lebens bindet sie an Evas Elternhaus. Als sie nach Berlin kamen, sind die treuen Alten meiner Schwiegermutter in gewohnter Herzlichkeit um den Hals gefallen. Später wurden die Abstände zwischen den Besuchen weiter und weiter. Seit jenem 10. November sind sie nicht mehr gekommen, haben es nicht gewagt, in die Weltstadt zu kommen; man könnte gesehen werden, und man lebt vom Ruhegehalt des Staates, der einer alten Frau ein Kind nach dem anderen nimmt. Sie wird sehr einsam sein, die alte Freundin, wird verdämmern; wir können ihre Hand nicht mehr drücken, wir müssen leben.

Ein deutscher Oberlehrer hat für sich und die geistige Führerschicht, die es wagt, aufrichtig gegen sich selbst zu sein, die rechte Formel gefunden: „Uns bleibt nur die Wahl zwischen ehrlos und brotlos.“ Und sie haben alle rasch gewählt, auch die Unabhängigen, deren geistige Vergangenheit ein Opfer gefordert hätte. Hätten sie nicht alle oder fast alle so rasch gewählt, wären sie nicht alle oder fast alle so willig eingeschwenkt, das Dritte Reich hätte veröden müssen, es hätte die geistige und künstlerische Leere nicht ertragen. Die SS hätte sie nicht stellen können, die Lyriker und Dramatiker, denen deutsche Kunst ihren Namen dankt. Aus der Hitler-Jugend hätte ein Rust die leeren Plätze nicht besetzen können, die an deutschen Universitäten entstanden wären, hätten entstehen müssen, wenn – man nicht so viel lieber ehrlos und brotlos wäre. Es fordert Selbstverleugnung, sie zu verstehen, ihre Haltung gar zu billigen, die Entschuldigung anzunehmen, die Entschuldigung der mitschuldigen deutschen Geistigen. Aber alles Verstehen wächst über bitteren Zweifel hinaus, wandelt sich zur zornigen Verachtung angesichts jener niedrigsten Gruppe hinterhältiger Feiglinge, die ihre eigene Feigheit in Vorwurf, ihre Erbärmlichkeit in Anklage ummünzen. Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuld.

Im allgemeinen verdrängen sie ihr Wissen aus Feigheit. Was man in den Straßen raunt, ist unwahr. Und ist es nicht unwahr, so ist es übertrieben. Aber dieser 10. November mit seinen rauchenden Synagogen ist wahr. Und der jüdische Nachbar ist gestern aus dem Lager zurückgekehrt, eigentlich . . . müßte ich nicht eigentlich protestieren? Ich? – Die Juden selbst haben schuld – natürlich sind sie schuld, warum sitzen sie überhaupt noch hier – sie wissen doch, daß der Führer sie nicht will – unsereiner bleibt nicht, wo man ihn nicht wünscht – taktlos, die typische jüdische Aufdringlichkeit – hätten sich ja denken können, daß es mal so kommt – und nun hat gar noch einer geschossen – sie können sich nicht wundern, wenn man sie jetzt scharf anpackt! Der Ermordete ist schuld, der deutsche Bürger hat es bewiesen.

Man soll dem Durchschnitts-Deutschen nicht gestatten, in die nationale Ausrede zu flüchten, es ist wichtig, seine wahren Motive bloßzulegen. So wird nicht nur ein politisches oder judenfeindliches Phänomen enthüllt. (Obwohl wir es auch ‚nur‘ um der Juden willen analysieren dürften; es geht ja um das Schicksal von Millionen Menschen – Menschen!) Diese Analyse deckt zugleich letzte Wur-

zeln menschlichen Empfindens auf, sie desillusioniert unerbittlich, sie kratzt die Zivilisationstünche ab. Das sogenannte Rechtsdenken entlarvt sie als fadenscheinigen Schirm, hinter dem nicht Unbeugsamkeit und nicht Gerechtigkeitsgesinnung, sondern Furcht vor der Macht und Sorge um das kleine Selbst als wahre Triebkräfte zum Vorschein kommen. ‚Es ist schade um die Menschen!‘

Am 30. Januar 1939 tritt der Mann, den die deutschen Menschen als ihren Führer dulden, mit dem sie ihren Frieden gemacht oder den sie als Genius verehren, vor das deutsche Volk und ‚in dieser nicht nur für Deutschland entscheidenden Stunde‘ vor die Welt. Denen, die mit flauen Entschuldigungen vielleicht noch einen Ausweg vor sich selbst suchten, nimmt er die letzte Ausrede. Er bekennt sich zu diesem 10. November, zu seinem Vernichtungswerk, bekennt sich zur erbarungslosen Austreibung und getreu der Räuber-Moral zur Räuber-Parole: ‚Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuld.‘ In den letzten Jahren hat er nicht oft zur Judenfrage gesprochen. Seinen Reden über Deutschland und die Politik der Welt hätte das Körnchen Salz gefehlt, wenn nicht in jeder ‚der jüdische Bolschewismus‘ erschienen wäre. Aber was er dachte und in staatsmännischer Einsicht und nach angelernten diplomatischen Formen nicht aussprechen wollte, das ließ er Streicher sagen. Im September 1935 mußte er als Staatsmann die Lösung der Judenfrage durch die Nürnberger Gesetze begründen. Es klang damals nicht recht überzeugend, daß deutsche Menschen, Europäer, ihr Staatsbürgerrecht verlieren sollten, weil ein jüdenfeindlicher Film ausgepiffen wurde. Ein Verlegenheits-Einfall! Heute spritzt der Haß aus ihm, er faucht, er überpoltert sich: ‚Die Juden . . . in Deutschland sind sie uns schon restlos erlegen.‘ Er weidet sich an dem leichten Sieg über Wehrlose, die Lust gestillter Rache quietscht aus seinem Geschrei. ‚Ich war oft Prophet und bin oft ausgelacht worden, besonders von Angehörigen des jüdischen Volkes. Ich will heut wieder prophezeien: wenn es diesem Volk noch einmal gelingt, die Völker Europas in einen neuen Krieg zu hetzen, dann wird das das Ende des Judentums in Europa sein.‘¹⁴⁷ Seine Rede ist eine Kriegsfanfare, aber nicht er, die Juden, die ihm ‚schon restlos erlegen sind‘, bereiten den Krieg vor. Das ist nicht minderwertige, hinterhältig tückische Taschen-

¹⁴⁷ Die häufig zitierte Passage aus der Rede, die Hitler am 30. 1. 1939 vor dem Reichstag hielt, lautet: „Ich bin in meinem Leben sehr oft Prophet gewesen und wurde meistens ausgelacht. In der Zeit meines Kampfes um die Macht war es in erster Linie das jüdische Volk, das nur mit Gelächter meine Prophezeiungen hinnahm, ich würde einmal in Deutschland die Führung des Staates und damit des ganzen Volkes übernehmen und dann unter vielen anderen auch das jüdische Problem zur Lösung bringen. Ich glaube, daß dieses damalige schallende Gelächter dem Judentum in Deutschland unterdes wohl schon in der Kehle erstickt ist. (Lebhafter Beifall) Ich will heute wieder ein Prophet sein: Wenn es dem internationalen Finanzjudentum inner- und außerhalb Europas gelingen sollte, die Völker noch einmal in einen Weltkrieg zu stürzen, dann wird das Ergebnis nicht die Bolschewisierung der Erde und damit der Sieg des Judentums sein, sondern die Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa! (Anhaltender stürmischer Beifall.)“ Verhandlungen des Reichstages, Bd. 460, Stenographische Berichte 1939–1942, 1. Sitzung, 30. 1. 1939, S. 16.

spielerei, sondern neudeutsche Diplomaten- und Propaganda-Kunst. ‚Man bleibe uns mit Humanität vom Leibe. Die Demokraten triefen vor Mitleid, aber sie nehmen uns die Juden nicht ab, die so viele ansteckende, sanitäre und politische Krankheiten über unser Volk gebracht haben.‘ Die Sätze peitschen, man hört den Haß förmlich zischen: ‚Ich bin oft von Angehörigen des jüdischen Volkes ausgelacht worden, wenn ich sagte, daß mir einmal die Führung dieses Volkes anvertraut werden würde. Das Lachen wird ihnen inzwischen in der Kehle erstickt sein!‘ Er scheint sich das Blut von den Lippen zu lecken wie eine Hyäne, die sich das Aas hat gut schmecken lassen. Dieser Haß ist echt! Dieser Haß ist Rache! Rache des kleinen Mannes, Rache des Abgeblitzten und Rache des Ausgelachten.

Was verbirgt sich dahinter? Nur jene Gefühle, die man besser nicht charakterisiert, sondern wörtlich in Hitlers Buch nachliest; nur Neid und gehässige Eifersucht des arischen Österreicher, der ‚den gelben Judenjungen im dunklen Hausflur dem deutschen Mädchen auflauern sieht‘¹⁴⁸? Ist es nicht vielleicht eine persönliche Affäre? In seinem Klassiker spricht er langatmig und merkwürdig über die böseste der Sexualkrankheiten, und auch in dieser Rede ist der in der gesamten judenfeindlichen Literatur unbekannt, Hitlerisch-originelle Vorwurf erhoben, daß die Juden „ansteckende sanitäre Krankheiten“ über das deutsche Volk gebracht haben. Sonderbar! Die andere Wurzel des Hasses: ausgelacht. Vielleicht haben seine jüdischen Asyl-Genossen in Wien ihn ausgelacht, den Großmannssüchtigen, denn Alles-Besser-Wisser, den politischen Nörgler, der von utopischen Zielen faselte, sich in sie vor der Wirklichkeit flüchtete, weil diese Wirklichkeit Konzentration, Fleiß, Kenntnisse, Arbeit fordert, wenn man sich durchs Leben bringen will. Sie mögen gelacht haben, als der Bauzeichner Hitler sich zu vornehm dünkte, der Gewerkschaft beizutreten, sozialistisches Klassen-Bewußtsein zu bewähren. „In Österreich gibt es tausend Hitler“, hatte mir einmal ein sehr bekannter deutscher Schriftsteller gesagt. Und er meinte damit jenen Typ des Bierbank-Politikers, des Viel-Redners und politischen Phantasten, über den man in der ganzen Welt lacht, wenn er als Lustspielfigur auf der Bühne erscheint.

„Das Lachen wird ihnen inzwischen in der Kehle erstickt sein.“ Das Wort schneidet wie ein Messer. Ein kleiner Mann rächt sich. Sonderbar! Ein kleiner Mann erschüttert die Welt. Sie zittert vor ihm. Und ich kann mich noch immer nicht verstehen, den kleinen Mann groß zu sehen, so groß, wie ihn seine Propaganda oder der Haß seiner Feinde macht. Ich weiß, was er angerichtet hat, ich spüre die Realität seiner Macht an mir, nichts und niemand, der solchen Einfluß auf meinen Lebensgang genommen hätte. Der erste Gedanke, wenn ich er-

¹⁴⁸ Das Zitat aus Hitlers „Mein Kampf“, das die antisemitischen Sexualphantasmagorien kenntlich macht, heißt im Original: „Der schwarzhäarige Judenjunge lauert stundenlang, satanische Freude in seinem Gesicht, auf das ahnungslose Mädchen, das er mit seinem Blute schändet und seinem, des Mädchens, Volke raubt.“ Hitler, Mein Kampf, München 286.-290. Auflage 1938, S. 357.

wachte und der letzte, wenn endlich der Schlaf kam, den mir sein Wüten so selten ließ. Er hat mir alles genommen, was ich besaß, zweimal den Beruf, Freunde, Familie, Wohnung und Vermögen, er treibt mich aus meinem Vaterland, er wird mich weiter treiben, sein Krieg wird mir folgen, seine Bomben und das Giftgas seiner Propaganda, und doch vermag ich nicht, die Persönlichkeit Hitler ernst zu nehmen, den Hysteriker, den Judenfresser, den rachsüchtigen Bösewicht. Die Welt sieht Genialität und Dämonie, ich sehe nur einen genial-dämonischen Zug: die infernalische Verachtung des Menschen, seines eigenen Volkes, dem er schonungslos jede Brutalität, jedes Opfer an Gut, Gesinnung und Leben, jede Gefolgschaft für Abenteuer Jules Verne'scher Phantasie zumutet und mit seinem Terror aufzwingt.

'Der Führer' hat das Signal aufgenommen, daß sein 10. November gellend gegeben hat: „Deutschland muß judenrein werden“. Entmachtung, Entrechtung, Enteignung – jede Forderung so ungeheuerlich, daß kaum die Radikalsten der Radikalen sie auszusprechen wagten. Aber als das deutsche Volk die Hetzer wahren ließ, als kein Proteststurm sie hinwegfegte, als die Auslands-Antwort zwar störte, aber doch nicht realpolitisch gefährlich wurde, da steigerten sich die Haß- und Vernichtungsgelüste des regierenden Pöbels ins sinnlos-Maßlose. Und was kein Nazipogrom je gefordert, wurde zur Regierungssparole: „Deutschland muß judenrein werden – die Juden müssen raus!“ In hundert Abwandlungen tönte sie uns nun entgegen, bald mitleidvoll, bald schadenfroh, bald gleichgültig das Unabänderliche feststellend, bald haßerfüllt triumphierend.

Das also war der Sinn jenes 10. November, des deutschen Pogroms. Der Brand der Synagogen wurde zum grausigen Fanal, das uns zu Abbruch und Aufbruch, die Schergen aber aufrief, den geschlagenen Feind zu verfolgen. Weil ‚die Juden raus müssen‘, ist denen, die im Lager waren, eine Erklärung abgepreßt worden, die hierzu ursprünglich nicht gezwungen werden wollten, mußten sich nach und nach zu der gleichen Erklärung verstehen wie die anderen ‚November-Juden‘. Nur die ganz Alten waren ohne jede Verpflichtung entlassen. Manche Leitstellen der Geheimen Staatspolizei übertrumpften die Grundsätze ihrer Leitung: sie ließen niemand frei, dessen Angehörige nicht Schiffskarte und visierten Paß vorweisen konnten, ja sie beförderten die Opfer der Aktion aus den Lagern direkt aufs Schiff; Kriminalbeamte begleiteten sie. Menschen, die mittellos oder ohne Beziehung waren, haben so bis in den Sommer 1939 in den Lagern verbleiben müssen.

Die Berliner Staatspolizei ordnete für die meisten Entlassenen tägliche Meldepflicht an und verlangte regelmäßige Bericht über den Stand der Auswanderung. Wer die Polizeireviere nach dem Grund dieser Polizeiaufsicht fragte, erhielt die lakonische Antwort: „Seien Sie froh, daß Sie sich nicht dreimal täglich melden müssen.“ Auch diese Quälerei gehörte zur Taktik, dem geschlagenen Feind keine Ruhe zu gönnen; sie wurde in Berlin erfolgreich geübt. In Wien aber, wo Art und Tempo der Austreibung von jeher rücksichtsloser noch als im 'Altreich' waren, erfand der Kommissar Eichmann vom Sicherheitsdienst der

SS (SD) die tägliche ‚Stellung‘ einer bestimmten Zahl von Juden. Die Jüdische Kultusgemeinde Wien hatte den Bütteldienst zu leisten; heute 150, morgen 200, nächstens 300 Zählnummern für die Austreibungsstatistik. Es gibt keine legalen Visa, – „nun so nehmt illegale oder nehmt gar keine, die grüne Grenze ist lang und dunkel“. Es gibt nicht genug Spezialisten, nicht genug geschulte Landwirte, die in einigen Ländern noch erwünscht sind; aber warum so ängstlich, die Gestapo ist großzügig. Sie macht aus dem Anwalt einen Feinmechaniker, aus dem Kaufmann einen Landwirt, sie fälscht jeden Paß, wenn der Inhaber dann nur rasch verschwindet.

Palästina sperrt die Einwanderung! Die erfindungsreiche Gestapo geht gemeinsam mit geschäftstüchtigen Reisebüros ihren eigenen Weg: Gestapo-Schiffe nehmen Kurs auf Haifa, vor dessen Hafen-Einfahrt sie als Gespensterschiffe tagelang umherirren, ohne landen zu dürfen.

„Wie, nur 295 Juden für morgen auf der Liste? Ich habe doch 300 verlangt!“

„Die Familie X kann morgen nicht reisen, zwei Kinder liegen im Hospital.“

„Die Familie X reist morgen; die Kinder gehen mit! Das erscheint Ihnen vielleicht hart, Herr Kultusvorsteher? Sie werden sagen, unmenschlich, wie? Da ist aber einmal so!“

So befolgt Eichmann die Parole seines Führers. Hart muß man sein, eisig unerbittlich! Er träumt von Torquemada¹⁴⁹, der junge Kommissar vom SD, der sich nun als Herr über Leben und Tod fühlt und es auch ist. Alle Erinnerungen aus der Zeit, in der er Indianer-Schmöker und schlechte Jugendliteratur las, steigen in ihm auf; die Kolportage-Szenen aus der Geschichte seiner Bewegung, die blutige Wirklichkeit waren, werden in ihm lebendig. An jenem 30. Juni schossen die Executions-Pelotons auf das Kommando: ‚Der Führer will’s! Gebt Feuer, Heil Hitler!‘ – ‚Der Führer will’s, die Juden müssen raus, dem großen Manitou zu dienen, mischt sich mit kleinbürgerlicher Wichtigtuerei und angeborener Lust am Quälen. Am 15. März 1939 erntet er den Lohn für die rasche Entjudung Wiens: der Kommissar Eichmann wird Polizeichef von Böhmen und Mähren¹⁵⁰.

Man muß dem Feind auf den Fersen bleiben, heißt eine alte taktische Regel. ‚Heute Nacht beginnt eine neue Verhaftungs-Aktion. Ich habe es ganz vertraulich aus bester Quelle.‘ Das Gerücht schleicht wie Nebel am Boden, faul und verschwommen, grau und widerwärtig. Schon vor Wochen war eine Konferenz im Innenministerium. Die November-Aktion soll wiederholt werden. Einen

¹⁴⁹ Der Dominikanermönch Thomas de Torquemada (1420–1498) war Großinquisitor in Spanien.

¹⁵⁰ Mehrere Monate nach dem Einmarsch deutscher Truppen in die Rest-Tschechoslowakei am 15. 3. 1939 wurde im Juli 1939 in Prag die „Zentralstelle für jüdische Auswanderung in Böhmen und Mähren“ bekanntgegeben. Zu deren offiziellen Leiter wurde der Befehlshaber der Sicherheitspolizei und des SD Walter Stahlecker ernannt, doch führte de facto Eichmann, der allerdings niemals Polizeichef von Böhmen und Mähren war, die „Zentralstelle“ in der Anfangszeit. Später übernahm Eichmanns Mitarbeiter Hans Günther diese Funktion.

Vorwand würde man schon finden, hat Streicher gesagt. Immer neue Gerüchtswaden ziehen heran, ballen sich zusammen, legen sich als dumpfe Last auf unsere Köpfe. Seltsame Anrufe kommen: ‚Ich habe heute Abend eine Besprechung, außerhalb meines Hauses. Du bist doch auch da?! – ‚Ich bin ganz dringend zur Konferenz bei Y gebeten, du kommst doch auch?‘ Neue Anrufe: ‚Ach, du bist zu Haus? Rudi ist fortgegangen. Ich dachte, ihr würdet euch treffen.‘ Als wir uns endlich entschließen, irgendwo ein Sofa zu suchen, schleichen Juden, von ihren Frauen begleitet mit Aktenmappen unter dem Arm, durch die nächtlichen Straßen. In der Mappe sind Schlafanzug und Zahnbürste. Juden-Aktion! Aber es war alles nur ein Gerücht, Schreckgerücht, Zweckgerücht, von der Gestapo hinausgeflüstert, den Feind aufzuscheuchen. Die Angst soll die Juden noch rascher aus dem Land peitschen, als sie ohnehin schon gehen; denn ‚die Juden müssen raus‘.

Der Feind muß spüren, daß er auf Schritt und Tritt verfolgt wird. Kein Jude mehr, der vom Ertrag seiner Arbeit lebt. Es ist so gekommen, wie wir es befürchtet hatten. Ein paar hundert jüdische Funktionäre, Konsulenten und Juden-Behandler dürfen in der Juden-Autarkie arbeiten, die anderen zehren ihre Mittel auf oder werden unterstützt. Aber zweimal täglich schmettert der Rundfunk, bevor er seine Nachrichten gibt, judenfeindliche Losungen ins Land. Kino, Theater, Museum sind den Juden verschlossen. Um die Stätten nationaler Erinnerung ist ein Judenbann gezogen. Wer die ‚Linden‘ passieren will, muß vorher einen Schutzmann fragen, welche Seite er passieren darf. Kein Jude darf den Wilhelmsplatz betreten; er könnte Goebbels bei der Arbeit oder dem ‚Führer‘ ins Fenster sehen. Aber weil das Bankhaus A. E. Wassermann am Wilhelmsplatz liegt und erst ‚in der Arisierung begriffen‘, noch nicht endgültig ‚in arische Hände überführt‘ ist, muß der Judenbann für die Kassenstunden aufgehoben werden. So minutiös arbeitet die Polizei an ihrer verantwortungsvollen Aufgabe, den Juden bei jedem Schritt ins Gedächtnis zu rufen, daß sie ‚raus müssen‘.

Kaum ein Restaurant, kaum eine Stehbierhalle und nicht ein einziges Café, das das berüchtigte ‚Schild‘ nicht angebracht hätte. Weil ich Stätten nicht betrete, die ‚Juden als unerwünscht‘ bezeichnen, weil es keine Bank gibt, auf die ich mich setzen kann, flüchte ich zu Meister H., dem Schneider und ruhe mich nach einem Tag voller Unrast auf seinem Sofa aus. – Über mir das Bild des ‚Führers‘. Ich begleite Emil nach Hamburg. Seine Frau und seine Mutter und die kleinen Kinder ziehen mit mir durch die Straßen; aber wenn die Essenszeit naht, bewegen wir uns aus den fernsten Winkeln der Stadt zum Hauptbahnhof, wo allein noch Juden im Speisesaal geduldet sind. Der kleine Stefan bittet verdurstet um ein Glas Wasser. Kein Restaurant, das es uns gibt, wenn wir nicht würdelos das ‚Schild‘ mißachten. ‚Fliegende‘ Händler mit Wurst und Getränken, sie werden doch nicht auch... Aber auch ihr Wagen trägt das ‚Schild‘. Im großen Hotel der Stadt, die das deutsche Tor zur Welt ist, drückt man mir diskret ein Kärtchen in die Hand; ich möge das Frühstück auf dem Zimmer einnehmen...! Wir lachen bitter, und ich hoffe nur, daß die Kinder nicht wissen, was uns und ih-

nen geschieht. Aber der siebenjährige Stefan fragt, ob es nicht besser wäre, wenn wir alle den ‚vergifteten Apfel‘ essen würden, und als das Schiff der Brasilienfahrer, von brausenden Abschiedsrufen begleitet, davon fährt, meint er: „Die freuen sich wohl, daß sie die Juden los werden.“

Die Welt um uns ist verändert; ich muß mich erst allmählich wieder in sie hineinfinden. Die alten jüdischen Geschäfte tragen neue Firmenschilder mit ‚rein arischen‘ Namen und nur ein schüchternes ‚vormals F. V. Grünfeld‘ – ‚Vormals N. Israel‘ – ‚Vormals Israel Schmidt‘ erinnert an die gute Tradition, auf deren Werbekraft man nicht verzichten will. Die deutsche Wirtschaft ist arisiert; der unlautere Wettbewerb, der versichert, daß dieses Unternehmen ‚rein arisch‘ sei, ist sinnlos geworden. Aber ermuntert nicht der tägliche judenfeindliche Kernspruch des Rundfunks, arische Wirtschaftsgesinnung in neuen Nuancen zu bewahren? Und der deutsche Kaufmann verscheucht die letzte Erinnerung an den jüdischen Händlergeist: Er verzichtet auf jüdische Kunden und wirbt die Unentwegten mit der neuen, schallenden Parole: ‚Juden werden hier nicht bedient!‘

Man muß dem fliehenden Feind seine letzte Beute abjagen. Beute? Ja, Beute! Denn jüdische Habe ist Diebesgut, dem deutschen Volk, gestohlen oder wie Streicher sagt ‚abgegaunert‘. Hat nicht Goebbels schon 1937 die Losung gegeben: „In diesem Jahr gehen die Juden noch mit dem Lift hinaus, im nächsten nur mit dem Rucksack, und dann werden sie froh sein, wenn sie noch ein Hemd auf dem Leib haben.“ Der Wortlaut der Losung ist nicht verbürgt, aber die Praxis der Austreibung bestätigt sie. Das Vermögen nimmt Görings ‚Juden-Vermögens-Abgabe‘. Was verbleibt, fließt als Steuer, Treueprämie für (treulose) Angestellte in die Kassen des Staates oder der Deutschen Arbeitsfront. Ein frommer Finanzminister hat sich willenlos dazu mißbrauchen lassen, mit einem neuen Devisengesetz und neuen steuerlichen Bestimmungen offenen Raub zu sanktionieren. Das neue Devisengesetz untersagt die Mitführung selbst einer bescheidenen persönlichen Kleidungsausstattung, sofern nicht die Anschaffungskosten noch einmal an die Golddiskont-Bank gezahlt werden. Juden, die schon bisher steuerlich als kinderlos betrachtet wurden, um ihnen die ‚Kinder-Ermäßigungen‘ zu nehmen, gelten nun plötzlich als ‚ledig‘.

Unser Schmuck, unsere Silbergeräte, unsere goldenen Erbstücke werden uns genommen. Wie dürfte auch Diebesgut in jüdischen Häusern bleiben? Ich breche die goldenen Deckel in meiner Uhr ab und trage sie zur Berliner Pfandleihe, bei der in den letzten drei Märztagen 16 000 Pakete, Koffer und Körbe mit jüdischem Edelmetall-Gerät ankommen¹⁵¹. Fast jedes Päckchen enthält Sabbathleuchter, bei deren Glanz die deutschen Juden den Feiertagsfrieden grüßten,

¹⁵¹ Am 21. 2. 1939 erging Görings Verordnung, daß alle Juden binnen zwei Wochen – der Termin wurde später bis Ende März verlängert – sämtliche Gegenstände aus Gold, Platin oder Silber sowie Edelsteine und Perlen abzugeben haben. Ausgenommen waren Trauringe, silberne Armband- und Taschenuhren, höchstens zwei Garnituren gebräuchtes Tafelsilber und goldener Zahnersatz! Vgl. Walk, Sonderrecht, III 146, 152.

der aus jüdischer Tradition in ihre Häuser strömte. Jetzt sind die Leuchter ‚Bruchsilber‘, und nur vorurteilslose Pfandleihbeamte wagen es, den Preis für ‚Gebrauchssilber‘ zu zahlen. Aber der Staat Adolf Hitlers ist großzügig. Wollen die Juden ihre Tradition hüten, ihr Familiensilber, ihren Schmuck behalten, nun, sie können das Diebesgut auslösen – in Devisen, versteht sich! Für 85 Gegenstände aus Gold und Silber ist mir bis heute nicht ein Pfennig Entschädigung gezahlt worden; für eine Sammlung mittelalterlicher Kultgeräte, deren Kunstwert mindestens 11 000 Mark beträgt, hat mein Freund F. den Wert des Silbergewichts, 900 Mark erhalten. Hätten wir aber Devisen eingebracht, wir hätten unser Eigentum behalten dürfen. Aber statt der 900 Mark, die der Staat gezahlt hat, hätte F. 2 000 Dollar und eine Taxgebühr von einigen hundert Mark an den gleichen Staat abführen müssen. Mit solchen Rechenkunststücken werden wir darüber belehrt, was deutsche Wirtschaftsmoral im Reiche Adolf Hitlers bedeutet.

Aber die deutschen Juden erregen sich kaum noch über solche Grotesken. Sie sind höchstens verwundert, wenn nicht jeder Tag eine neue Juden-Verordnung bringt. Der offene Raub, in Paragraphen gekleidet, ist zum System geworden – tut's zu dem Übrigen! „Die Juden müssen raus!“ Sie warten auf die Erlaubnis, ihr Grundstück, ihr Unternehmen verkaufen zu dürfen, zu dürfen! Denn nicht alle Geschäfte dürfen verkauft werden; manche Branchen sind übersetzt oder werden dafür erklärt, weil die Konkurrenz es so will. Hat sie gute Beziehungen zum Gau-Wirtschaftsberater, zur Handelskammer und vielleicht sogar zur Gestapo, dann wird der Verkauf nicht genehmigt, und der unbequeme neue Bewerber mit der unanfechtbaren arischen Wirtschaftsgesinnung verschwindet.

Wertvolle Betriebe werden verschleudert, weil angemessene Preise jüdischen Verkäufern nicht genehmigt werden. Die Juden aber, mürbe und von ängstlichem Warten ermattet, atmen beglückt auf, wenn sie endlich ‚genehmigt‘ sind und – ihr Vermögen verloren haben. Bleibt ihnen ein Rest, so sperrt ihn das Finanzamt, damit deutsches Volksvermögen nicht ins Ausland verbracht und Ansprüche gesichert werden, die der großmütige Erwerber des Judenbesitzes wegen Übervorteilung oder unentdeckter Schäden, die sich bald herausstellen werden, noch erheben wird. Über jedem jüdischen Heim kreist der Aasgeier und lauert auf den günstigen Augenblick, sich auf die wehrlose Beute zu stürzen. Automobile in jüdischem Besitz sind wertlos; die Juden dürfen sie nicht mehr fahren. „Ja gewiß, Ihr Auto ist fast neu. 4 400 Mark hat es gekostet? Ich zahle 2 200, am Dienstag hole ich es.“ Als der Käufer am Dienstag nicht erscheint und an die Erfüllung der Vertragspflicht erinnert wird, meint er gedeht, daß der Wagen für den jüdischen Verkäufer doch völlig wertlos sei und auch mit 1 700 Mark gut bezahlt wäre. „Die Juden müssen raus“ – warum ihnen gutes Geld nachwerfen und vertragstreu bleiben.

Am 1. November 1938 haben weltbekannte deutsche Unternehmen Abfindungs- oder Pensions-Verträge mit jüdischen Angestellten geschlossen, am 15. brechen sie sie, „denn die Situation hat sich grundlegend verändert.“ – „die Juden müssen raus“ – aber ihre wertvollen Gemälde, ihre kostbaren Bücher

dürfen sie nicht mitnehmen. Taxatoren erscheinen, erstatten ein Gutachten, verweigern für interessante Stücke die Genehmigung der Ausfuhr, lassen sie beschlagnahmen oder kaufen sie selbst für Pfennige dem jüdischen Eigentümer ab. Jüdische Autoren und der staatsgefährliche Thomas Mann, dessen Werk in keinem jüdischen Haus fehlt, das überhaupt Bücher besitzt, dürfen die deutschen Grenzen nicht verlassen.

Wollen Juden aber kaufen, sich etwa Koffer für ihren Weg in die Fremde sichern, dann wird die Konjunktur klug ausgenutzt. In Berlin hat eine förmliche Jagd nach Koffern begonnen. Die Fabriken und Koffergeschäfte sind ausverkauft. Nun handeln Hotelportiers und Privatleute mit alten Koffern und Kisten, für die sie Wucherpreise fordern. Am Oberen Steinweg in dem Haus, in dem Jettchen Geberts Vorfahren ihren Biedermeier-Frieden lebten, wohnt ein Kofferbauer. Die Urenkel der Geberts pilgern zu ihm und betteln um alte Koffer, damit sie aus dem Land aufbrechen können, dessen ersten Hauch bürgerlicher Freiheit die Biedermeier-Juden behaglich atmeten. Der Kofferbauer ist ein Berliner Original. „Koffer hab ick keene, Herr. . ., nu, ick kenn Ihren werten Namen nich, aber wie wern Se schon heißen: Herr Israel. Bei mir kommen die Juden, wo die Polizei eene Frist gesetzt hat, frisch rasiert aus dem Lager.“ – ich lüfte meinen Hut – „Schon jesehn, tut mir leid, aber wat soll man tun. ick kann blos mit Kaisa Franz Joseph sachen: ‚Ick hab es nich jewollt‘.“

Wie auf dem Koffermarkt so erzeugt die Flucht der Juden auf manchen anderen Gebieten eine Konjunktur; Stahluhren sind begehrt, weil die goldenen abgegeben werden mußten. Im allgemeinen pflegen die Geschäftsleute ihr Verhalten gegenüber den jüdischen Kunden danach zu richten, ob die gewünschte Ware in Deutschland selbst noch zu haben ist und also wieder ersetzt werden kann. Dann wird der jüdische Kunde hofiert, sonst aber als mitschuldig am Ausverkauf Deutschland frostig zurückgewiesen.

‚Die Juden müssen raus‘ – Wucher – Korruption – Einbruchsdiebstahl, alle Rechtsbegriffe sind gebrochen. vor jedem Haus stehen die Lifts, in die der Rest der Möbel geladen wird; die anderen sind verschleudert; arische Käufer haben mit sauer-süßer Miene für wertvolle Habe ein paar Mark gezahlt, weil das Überangebot ‚an jüdischen Möbeln‘ ja leider so groß sei, daß man nicht allzuviel zahlen könne. Aber kaum ist der Lift plombiert, da wird er in den Lagerhäusern der Spediteure, auf der Bahn oder spätestens im Hamburger Freihafen geöffnet und beraubt.

Die deutsche Beamtschaft ist vom Korruptions-Teufel erfaßt. Sie, die einst unbestechlich war, hat lange zugesehen, wie sich ihre Führer bereicherten. Nun hat der staatliche Raubzug auch die Grundsätze der schlecht besoldeten Beamten jeder Stufe erschüttert, ‚Der tugendhafte Hund – er frißt‘. ‚Man nimmt‘, nimmt Geld von den flüchtenden Juden für jeden nur denkbaren Dienst. ‚Zauberer‘ er bieten sich, Listen des jüdischen Umzugsguts so zu fertigen, daß der Zuschlag für die Golddiskont-Bank unerheblich ist. Oder sie wollen einen wohlmeinenden Taxator für das Umzugsgut beschaffen, oder sie lassen sich ein paar hundert Mark für die Beschleunigung des Verfahrens geben. Die Vermitt-

lung würde sich lohnen; Zeit ist Geld; wer weiß, ob nicht morgen wieder eine neue Verordnung erscheint und die Mitnahme von Gütern verbietet, die man heut noch retten kann. Steuer-Schieber wollen angeblich in der Lage sein, die Höhe der jüdischen Abgaben zu beeinflussen. Mir zum Beispiel wurde die Judenvermögens-Abgabe von einem Vermögen berechnet, das ich längst nicht mehr hatte. Ich mache am 1. Januar 1939 die Vermögens-Minderung geltend. Aber ich hätte wissen müssen, was kein Gesetz vorschreibt, daß Vermögens-Änderungen bis zum 31. Dezember anzuzeigen waren.

Ich kämpfe mit Argumenten des gesunden Verstandes, weise darauf hin, daß ich erst am 28. Dezember spät aus dem Konzentrationslager heimgekommen bin, reiche ärztliche Atteste ein. Ich drohe zu unterliegen, obwohl ich in meiner Auseinandersetzung von einem Kollegen unterstützt werde, dessen Namen in der deutschen Finanzwissenschaft einen hervorragenden Ruf hat. Erst als ich 500 Mark an einen Steuerschieber zahle, gibt das Finanzamt seine Bedenken auf. Polizeibeamte fordern offen Geld. Wofür? Dafür, daß sie Schikanen unterlassen, daß sie zeitraubendes Warten sparen, daß sie Anzeigen nicht erstatten und zwar Anzeigen wegen noch nicht erfundener Delikte. Die Zeitungen nehmen jüdische Inserate nicht mehr auf. So müssen die Juden ihre Möbel an Bäumen oder an der Haustür anpreisen. In der Wohnung eines jüdischen Kriegsverletzten, der seine spärliche Habe verkaufen will, erscheint ein Schutzpolizist in Uniform: „Wissen Sie nicht, daß der Möbel-Aushang an der Haustür verboten ist? Ich muß Sie anzeigen oder – wollen Sie mir etwas geben?“

Hohe SS-Führer reisen als Schmuggel-Kuriere mit jüdischem Geld über die Grenzen und fordern als vorsorgende Hausväter ihr Honorar in fremder Währung, zahlbar auf ihr Auslandskonto.

In den Büros sogenannter Wirtschaftsberater wird unverblümt gefragt, ob Helldorf oder ein anderer ‚höherer Bonze‘ schon etwas bekommen hat. Die Zoll-Fahndungsstellen lassen bei jüdischen Devisenvergehen ‚mit sich reden‘, wobei nicht immer klar ist, ob die geforderten Sühnesummen dem Reich oder dem Beamten zufallen. Ein Bekannter, der in ein Devisen-Strafverfahren verwickelt war, wird überraschend aus der Haft entlassen. „Was hat das gekostet?“ frage ich ihn und diese volkstümliche Wendung charakterisiert die Situation im heutigen Deutschland, das einmal sauber war. „Von fünf Mark aufwärts bis zu 50000 Mark, vom Gefängniswärter bis zu den höchsten Stellen – alle haben sie genommen.“

Die Rechtsbegriffe sind gestürzt. Dieser Staat hat eines seiner Fundamente selbst unterhöhlt: er hat seine Beamenschaft korrumpiert. Die Brandschatzung der Juden wird eines Tages nach den Maßstäben der attischen Tragödie gerächt werden. Der Staat, der schuldig wurde, als er die Juden plünderte, dessen Diener sich mitschuldig machten und am Raub teilhatten, wird zu Grunde gehen, weil seine Beamten Ehre, Sicherheit, Pflichtgefühl verloren haben. Sie werden ihm in entscheidender Stunde die Treue versagen. In den Juden aber entsteht quälende Verwirrung. Sie wissen nicht, ob der ungewohnte Ton, den man auf allen Ämtern trifft, echt ist. Die manchmal schamhaften, manchmal deutlichen,

manchmal unverschämten Winke, daß man ‚nimmt‘, können eine Falle sein, können neue Gefahr, Haft, Vernichtung heraufbeschwören. Ohnehin nagt in allen Juden die Behördenangst. Sie artet oft in groteske Vorstellung aus und macht auch die Nervenstarken zu Psychopathen. Ein Mann, der sechs Jahre Kampf gegen Hitler mannhaft bestanden hat, der im Konzentrationslager Helfer der schwachen Kameraden war, kehrt aus Dachau heim, und seine erste Frage ist: „Wie ist die Sache mit den Invalidenmarken unserer Scheuerfrau ausgegangen?“ Ich selbst sehe ähnlich wie dieser Freund alle unsere Pläne scheitern, weil ich wie er unsere Hausangestellte nicht rechtzeitig in jene Gruppe der Krankenkassen-Beiträge eingestuft habe, die eine Gehaltserhöhung gefordert hatte. Nun wird mich, so quält die Phantasie, die Krankenkasse nicht nur in Ordnungstrafe nehmen, sie wird mich wegen Betrugs anzeigen. Ich werde meinen Paß verlieren, ins Gefängnis kommen, der Krieg wird ausbrechen... Aber es ist nicht erhitzte Phantasie allein, die solche Gespinste webt. Ein Ministerialrat, ein Bürgermeister, ein Arzt mit alter Erfahrung im Krankenkassenwesen zucken bedenklich die Achseln: „Früher war der Fall klar; heut...?“

Es gibt Juden, die nicht mehr in der U-Bahn oder im Autobus fahren; sie opfern ihr Geld für Autotaxen, um sich nicht angaffen, angrinsen, anpöbeln zu lassen. Solche Zwischenfälle ereignen sich wohl, aber längst nicht so oft, wie sie sich die Einbildung der ‚Juden auf der Flucht‘ vorstellt. Doch nicht nur die Treiber und Opfer der Judenjagd sind psychisch verwirrt, auch die unbeteiligten Zuschauer des peinlich erregenden Schauspiels verlieren die Sicherheit ihres moralischen Standorts. Die Menschen unserer Umwelt, die nicht ‚mitmachen‘, die sich vielleicht sogar angewidert fühlen von dem, was draußen geschieht, glauben sich selbst erhöhen zu dürfen, wenn sie sich gegen Juden so verhalten wie es Anstand und Recht fordern. Sie tun eine große Tat, wenn sie ihre jüdische Nachbarin auch weiterhin grüßen, gar auf der Straße grüßen, gar vor dem Haus grüßen, in dessen Tür der Hausmeister steht. – Wie ehrenwert, wie bewunderungswürdig, daß wir dem Juden da unten nichts tun! ‚Das war doch eben Straßburg!‘ Man könnte ihn anzeigen, man könnte ihm ‚eins auswischen!‘ Man hört zwar auch den berüchtigten Sender, aber es ist nicht die Solidarität der politischen Gegnerschaft, die diese Regung erzeugt, sondern der Wunsch, sich selbst als den großmütigen Mächtigen zu sehen, der seine Überlegenheit über Rechtlose nicht ausnutzt. Er wird den Juden nicht denunzieren und stolz auf sich, der solchen Edelmut zeigt, schläft er, der deutsche Bürger, den Schlaf des Gerechten.

Die Juden aber schlafen nicht, ihre Gedanken jagen über den Globus, ein Land zu finden, das sie aufnimmt. Ein böser Witz geht unter ihnen um: ein deutscher Jude, der aus dem KZ kommt und Deutschland verlassen muß, bittet den ‚Hilfsverein‘, ihm ein Land zu nennen, in das er auswandern könnte. Der Berater deutet auf einen Globus, den der Frager vom Nord- zum Südpol abtastet und suchend von Ost nach West dreht: „Und sonst haben Sie nichts?“ Die Welt ist verteilt. Es gibt kein Bett, in das sich der überquellende Auswanderungsstrom ergießen könnte. Was die Vereinigten Staaten und Palästina aufnehmen, sind

dünne Bäche. Die zukunftsreichen Länder Südamerikas haben die Einwanderung gesperrt, die kleineren und klimatisch ungünstigen bieten denen ein Nachtsyl, die ihnen Devisen und seien es auch nur ein paar hundert Dollar bringen. Nur England hat sich zu einer großen Geste der Humanität verstanden. Es öffnet als ‚Zwischenland‘ sein Tor den fliehenden Juden, die Verwandte oder Freunde gastfrei aufnehmen können. Bittbriefe gehen in die Welt hinaus. Menschen, die selbst erst ein paar Jahre in der Fremde sind, sollen das ‚Vorzeigegeld‘, die kostbaren Devisen, aufbringen. Die Frage, ob die Belastung den Freunden zugemutet werden kann, wird rasch bejaht. Wie anders sind die damals hinausgegangenen! Vor drei Jahren noch durften sie ihr Eigentum mitnehmen, Werkzeug, Maschinen, sie brauchten keine Juden-Abgabe zu zahlen, retteten zehn, ja zwanzig Prozent ihres Geldes, ein Glücksfall, heut kaum noch faßbar. Die Juden von 1939 gehen mit zehn Mark in die Welt.

Niemand prüft mehr, ob er in den Phantasielängern in Siam, Paraguay, Bolivien oder Shanghai das Klima wird ertragen, seinen Beruf wird ausüben können. Heut wandert man nach Uruguay, morgen nach Haiti, heute wird portugiesisch gelernt und morgen Englisch. Man jagt einem Auswanderungs-Schemen nach, einer Hoffnung, irgend einer; denn hier im eigenen Land ist kein Bleiben mehr. ‚Die Juden müssen raus‘ – die Polizei wird fragen, die Polizei wird drohen, wieder wird es klingeln, und am Alexanderplatz wird der verhängte Lastwagen für Sachsenhausen warten. Die Angst, noch einmal dorthin zurückzukommen, flackert aus den Augen der Gezeichneten, denen die Polizei eine Frist gesetzt hat. Frauen stoßen ihre Männer hinaus in die Welt, weil sie gezeichnet sind. Sie trennen sich von ihnen, lassen sie ‚vorgehen‘ und wissen nicht, ob sie jemals werden folgen können, ob nicht der Krieg den Grenzschlagbaum für Jahre, vielleicht für immer, wird fallen lassen. Aber auch die anderen, die ‚noch keine Auswanderung haben‘ – so heißt eine neue Formel in falschem Deutsch, als ob man sich um die Sprache des Landes nicht mehr zu bemühen brauchte, das einen verjagt – quält nur ein ein Gedanke: Was wird geschehen, wenn Krieg ausbricht? Dann werden sie jede Hemmung verlieren, dann werden sie morden, wie es ihre Wildheit begehrt. Wer hinausgeht, den fragen die Verbleibenden, scheu, bescheiden, still: „Könnten Sie draußen vielleicht etwas für mich tun?“ Mehr sagen sie nicht, mehr brauchen sie nicht zu sagen. Der nächste Satz hieß: Ich möchte doch noch leben, und hier lauert der Mord.

Plötzlich sperrt das Land, in das man flüchten wollte, die Einwanderung oder erklärt, die Visa, die seine europäischen Konsuln erteilt haben, für ungültig; das in aller Welt mühsam zusammengebettelte Geld ist verloren. Wie in Wien so rüsten in Berlin, Stettin und Breslau dunkle Reisebüros mit Hilfe der Gestapo Schiffe aus zur Fahrt ins Blaue, nach Shanghai oder irgend einem Hafen der Welt, wo man Juden ‚absetzen‘ kann. Kommt endlich das Visum, dann scheint der Tag glücklich; aber nun, da das Nahziel, das das fernere verdeckte, erreicht ist, wird es zur Gewißheit, daß der Frauenarzt X. nach Siam, der Rechtsanwalt R. wirklich nach Paraguay gehen muß. Die hoffnungslose Wirklichkeit steht drohend vor den Menschen; die Angst um das Leben weicht, und die Angst vor

dem Leben beginnt quälend zu nagen. Es ist, als ob ein schuldlos zum Tod Verurteilter begnadigt und in die Freiheit – ausgestoßen, irgendwohin ausgesetzt wird, auf ein unbekanntes Eiland, ohne Nahrung, ohne Hilfe. Wer geht, ist gepeinigt, weil er gehen, in solcher Not gehen muß und in welche Not noch kommen wird; wer bleibt, weil er bleiben, in solcher Not bleiben muß und in welche Not noch kommen wird. Die Furcht vor dem Ungewissen draußen macht manchen Tages auch die Entschlossenen wankend. Sollte man nicht trotz allem versuchen zu bleiben, wenn man nicht gezeichnet ist? Der Arzt und Zahnarzt könnten als jüdischer ‚Krankenbehandler‘, der Anwalt als ‚Konsulent‘ leben. Von ausgeplünderten Juden leben? Würdelos leben? Ärzte- und Anwaltsführung sinnen darüber nach, wie man den Angehörigen der zugestandenen Judenberufe das Leben verleidet, sie fühlen läßt, daß sie nicht mehr deutsche Ärzte und Anwälte, sondern Ghetto-Funktionäre sind.

Geschäftstüchtige Verkäufer bieten Schilder für jüdische Krankenbehandler an, ‚Von der Berliner Ärztekammer approbiert‘; aber kaum angebracht, müssen sie wieder abgeschraubt werden, weil sie nicht die Formel tragen, die nach langen Beratungen als allein treffend befunden, angeordnet wurde: ‚Dr. Israel Herbert Meyer, nur zugelassen zur Behandlung von Juden.‘ Größe und Farben des Schilds sind genau vorgeschrieben und vier unübersehbare trefflich ausgeklügelte Zeichen warnen den deutschen Menschen vor dem jüdischen Mediziner: Die Juden-Formel, das Juden-Geld auf blauem Grund, der jüdische Zusatzname von Hitlers Gnaden und ein auffälliger Davidstern. Die Anwälte verzichten großzügig auf den Davidstern. Sie verbieten ihren arischen Kollegen sogar grundsätzlich Juden zu vertreten; aber ein Genehmigungsverfahren sichert den Interessenten die besonders einträglichen Juden-Sachen, ‚in denen ein überragendes Interesse des Staates oder der Partei die Vertretung durch einen arischen Anwalt fordert.‘

Das jüdische Publikum brauchte in der Zeit des Aufbruchs und der Liquidation Hunderte rechtskundiger Vertreter; es ständen genug alte, kränkliche, kriegsverletzte Juristen zur Verfügung, die bereit wären, zu bleiben, ihrer Gemeinschaft als ‚Konsulenten‘ zu dienen. Aber das Justizministerium besteht hartnäckig auf der unzulänglichen Zahl, die die Partei-Rechtswalter vorgeschrieben haben; für 150 000 Berliner Juden werden nur 46 Konsulenten zugelassen. Warum den Juden ihre Schwierigkeiten erleichtern! Sie sollen sich nicht wohl fühlen, sie sollen sich nicht wieder ‚festnisten‘, wie es im Sprachgebrauch der Gestapo heißt. Den jüdischen Zahnärzten wird verboten, für ihre Zahnersatz-Arbeiten Gold zu verwenden. Die jüdischen Patienten sollen den deutschen Goldschatz nicht in ihrem Mund ins Ausland tragen. Wer in seinem Auswanderungsentschluß wankend geworden, an ein Wirken im Ghetto dachte, verliert nach solchen Erfahrungen die Lust und den Mut dazu und flüchtet in das Grau der bolivianischen Zukunft.

Nur eine Gruppe jüdischer Berufstätiger ist geblieben und soll bleiben: die Führer des Ghettos. Die Gestapo fördert einen Plan zur Vereinigung aller jüdischen Gemeinden und Organisationen in der ‚Reichsvereinigung der Juden in

Deutschland'. Nur ein Häuflein der alten kenntnisreichen jüdischen Vertreter harrt aus; die anderen, aus den Lagern ‚gezeichnet‘ entlassen, sind ausgewandert oder im Aufbruch. Wer bleibt, opfert seine Jahre, vielleicht sein Leben für eine verlorene Sache. Ganz wenige, kaum ein Dutzend bringen dieses Opfer aus Pflichtgefühl, aus innerem Zwang oder religiöser Einsicht. An der Spitze dieser Kapitänsmannschaft, die mit dem sinkenden Schiff untergehen will, stehen Leo Baeck, Otto Hirsch, Hannah Karminski, Cora Berliner, Arthur Lilienthal, Julius L. Seligsohn und Richard Joachim. Auch der über siebzigjährige Vorsitzende der Berliner Gemeinde, Heinrich Stahl und der gleichaltrige Oberstlandesgerichtsrat Neumeyer in München bleiben bei den deutschen Juden. Die Mehrzahl der deutschen Rabbiner erträgt die Stunde religiöser Bewährung schlecht; sie bleiben nicht bei denen, die ihres Trostes bedürfen.

Für uns selbst ist keine Aufgabe mehr in Deutschland; unsere Organisation ist zerschlagen, unser Arbeitsgebiet ist nicht mehr vorhanden, weil es weder in der Wirtschaft noch in den akademischen Berufen Juden gibt, die unseren Rat brauchten, die Tätigkeit der ‚Reichsvereinigung‘ ist Liquidation, Abräumen von Schutt nach den Anweisungen der Gestapo. Ich werde aufgefordert, dem engsten Mitarbeiterkreis der ‚Reichsvereinigung‘ beizutreten; aber die neue Aufgabe birgt keinen Reiz. Jeden Tag überdenken wir den Entschluß, den schwersten unseres Lebens, den wir fassen müssen: dem Feind zu weichen. Am Morgen scheint er uns festzustehen, weil ich ‚gezeichnet‘ bin und der Beruf uns genommen ist, am Abend werden wir wankend, ob wir den Sprung ins Dunkel wagen sollen. Heute ist es uns gewiß, daß wir gehen müssen, weil der Krieg kommen wird und mit ihm vielleicht ein zweiter Pogrom, ein zweites Sachsenhausen, das ich nicht mehr überstehen werde, und doch schwanken wir wieder morgen, weil wir Abschied von Deutschland nehmen sollen. Das Angebot der ‚Reichsvereinigung‘, Zeichen ehrenden Vertrauens, peitscht die Zweifel auf.

Um uns ist die bürgerliche Behaglichkeit und die persönliche Wärme unserer Wohnung. Aber die Wohnung ist uns gekündigt, wie das jetzt bei Juden üblich ist. Ich bin zwar der älteste Mieter des Hauses, aber „da unser Unternehmen staatliche Beteiligungen hat, müssen wir Sie zur Vermeidung der Räumungsklage ersuchen, die Wohnung freiwillig aufzugeben“. Meinen Hauswirt bindet zwar ein Vertrag, aber eine Klage würde ihn fristlos lösen, „weil arischen Mietern nicht zugemutet werden kann, mit Juden im gleichen Haus zu leben“.¹⁵² Wer zu uns kommt, wer uns von draußen schreibt, drängt zum Aufbruch: Spätestens im März würde der Krieg ausbrechen. Im Februar höre ich aus militärischen Kreisen, daß eine militärische Aktion in Vorbereitung ist. Am 9. März seien die Vorkehrungen abzuschließen, am 15. März werde die Aktion durchge-

¹⁵² Mit dem „Gesetz über die Mietverhältnisse mit Juden“ vom 30. 4. 1939 (RGBII, S. 864–865) wurden die Möglichkeiten der Vermieter, jüdischen Mietern die Wohnung zu kündigen, erheblich erweitert und der Weg zu der Ghettoisierung der deutschen Juden in sogenannten „Judenhäusern“ geebnet.

führt. Ich weiß nichts vom Ziel dieser merkwürdigen ‚Aktion‘ und will an ein militärisches Abenteuer nicht glauben, weil die Stimmung dafür nicht vorbereitet wurde.

In unserem Büro arbeiten Beamte der Gestapo. Am Morgen lösen sie die Siegel, um sie am Abend wieder an die Tür zu heften. Was mögen sie tun? Als unsere Bibliothek und unser Archiv beschlagnahmt werden, wissen wir, was sie getan haben. Sie haben nach einem Vorwand gesucht, die Beschlagnahme-Verfügung zu begründen. Sie, die nie um Vorwände verlegen ist, die im Willkür-Staat keine Vorwände braucht, die Berliner Gestapo hat herausgefunden, daß unsere Bücherei Bücher verliehen hat, die wir nicht hätten verleihen dürfen. Das Propaganda-Ministerium übernimmt die einzigartige Spezialbibliothek. Als aber die Zentrale der Geheimen Staatspolizei ohne Begründung unsere Akten beschlagnahmt, fühlen sich die Berliner Gestapo-Beamten in ihrer Berufsehre gekränkt. Nur Stümper, ungeschulte SS-Knaben arbeiten so unbedenklich; sie die alten Beamten, die jetzt dem neuen Staat dienen, haben die Rechtsgrundsätze des alten Staates noch nicht vergessen. Sie sind vorsichtig und pedantisch gründlich. Sie haben Wochen gebraucht, um den Vorwand zur Beschlagnahme zu finden und doch vergessen, die Regale der Bücherei zu beschlagnahmen. Aber weil das Propaganda-Ministerium sie wünscht, zitiert uns die Berliner Leitstelle der Geheimen Staatspolizei zum Alexanderplatz, wo wir uns ‚freiwillig‘ dazu verstehen müssen, auch die Regale der Bücherei ins Propagandaministerium folgen zu lassen. Am Tage danach erhalten wir eine Rechnung über 964 RM Transportkosten für Bücher, Archiv und Akten, die aus unserem Büro in das Ministerium und in die Zentrale der Geheimen Staatspolizei in der Prinz-Albrechtstraße verbracht worden sind.

Sechs Jahre lang hatte die Gestapo die Möglichkeit, sich unsere Akten zu beschaffen. Ihr Inhalt paßte sich dieser Möglichkeit an. Niemals hatte sie bisher ein einziges Aktenstück an sich genommen. Jetzt würde die Schnüffelei beginnen. Ich fürchte dieses Aktenstudium. Mochten wir unsere Aufzeichnungen auch noch so vorsichtig niedergelegt haben, die Juden-Politik der Gestapo hatte sich in diesen sechs Jahren so oft gewandelt, daß harmlose Vorgänge der Jahre 1933 oder 1935 heute als hochverräterische Unternehmungen galten: Offizielle Eingaben wegen judenfeindlicher Aktionen im Jahre 1933 mußten im Licht von 1939 als beleidigende Anmaßungen, Vorstellungen wegen Störung der Wirtschaft als frecher Versuch der ‚Festnistung‘, als Sabotage der Gleichschaltungspolitik erscheinen. Einer unserer Mitarbeiter, Kurt Sabatzky, hatte sechs Jahre ungehindert unsere Geschäftsstelle in Leipzig geleitet; jetzt, da er einen neuen Posten in der ‚Reichsvereinigung‘ übernehmen soll, werden seine Personalakten von der Berliner Zentrale der Gestapo mit dem Erfolg überprüft, daß ihm die Übernahme jeglicher Tätigkeit in Deutschland untersagt wird. Für alles, was in unseren Akten steht, bin ich allein verantwortlich; Hirschberg hat Deutschland verlassen. Dr. Herzfeld ist in Palästina. Der Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde und seine Mitarbeiter können es nicht fassen, daß ich auch nur einen Tag noch in Deutschland bleibe, nachdem die Gestapo Herrin unserer Akten

ist. Ich halte es für geraten, mehr Kenntnis von dem Inhalt meiner Personalakten bei der Gestapo zu verschaffen. Im Deutschland der Korruption findet sich ein Beamter, der für ein geringes Entgelt zu dieser Information bereit ist. Er kehrt von seinem Informationsgang sehr bedenklich zurück: Ich hätte seit 1929 den Nationalsozialismus bekämpft, sei ein Agitator gegen die Partei gewesen, hätte mächtig Dreck am Stecken und könnte von Glück sagen, daß ich aus dem Lager entlassen worden sei; solche Leute hätten an sich im Lager verbleiben sollen. Er jedenfalls wolle mit der Angelegenheit nichts mehr zu tun haben und sich nicht ‚die Finger verbrennen‘. Diese Eröffnung hebt den letzten Zweifel auf und festigt unseren Entschluß, die Brücken abzubrechen. Wir entschließen uns – auszuwandern.

Ich wickle die Organisations-Auflösung ab, bereite meine Auswanderung vor und arbeite an der Befreiung der Lagerkameraden, die mir nahestehen. Ich bemühe mich, einigen jüdischen Kameraden von der ‚Juni-Aktion‘ ein Visum zu beschaffen und so ihre Entlassung zu beschleunigen. Mit dem dicken Alfieri setze ich mich für Harzen und unseren Blockältesten Karl ein; ein arischer Anwalt übernimmt die Mandate. Harzen wird frei kommen, aber Karl gilt als ‚ausichtsloser Fall‘. Seine Jugendsünden machen ihn ‚unwiderruflich‘ zum Vorbeugehäftling für unabsehbare Zeit. Von Sachsenhausen höre ich nur noch einmal: im März berichten spät entlassene November-Kameraden „ daß im Lager ein großer ‚Korruptionsskandal‘ aufgedeckt worden sei. Die Blockältesten der jüdischen Blocks hätten plötzlich und wiederholt Geldsendungen ihrer Angehörigen erhalten, während sie früher niemals bedacht worden seien. Wir alle haben solche Geschenke in den zulässigen Grenzen offiziell durch die Lagerpost an die Kameraden gesandt, denen wir uns zu tiefem Dank verpflichtet fühlten; aus Vorsicht hatten wir Namen der Frauen, Eltern oder Geschwistere unserer Blockältesten als Absender genannt. Nach hochnotpeinlicher Untersuchung wurde als erwiesen angenommen, daß diese Geldsendungen von Juden stammten, und weil sie Juden menschlich behandelt hatten, wurde eine Anzahl Blockältester abgesetzt, ausgepeitscht und in die Strafkompagnie kommandiert. Unser Karl war auch unter ihnen. Jetzt werden sie in der ‚Kolonne des Schweigens‘ bei Regen und Gluthitze SS-Garagen bauen, hungern und über Menschlichkeit im Dritten Reich nachsinnen. Aber zugleich höre ich, daß der ‚Windhund‘ viele Monate lang der Frau eines arischen Häftlings Briefe ihres Mannes überbracht und sich so hat entlohnen lassen, wie eine Frau, die nichts hat als sich selbst, entlohnen kann. Drei andere Scharführer hatten sich fünf ‚November-Juden‘ als Post-Schmuggler aufgedrängt. Die Briefe aus dem Lager und in das Lager wechselten rasch und unzensiert, aber das Porto war ungewöhnlich hoch: 100 Mark für jeden Brief.

Wir werden vom Auswanderungswirbel erfaßt, stolpern durch das Gewirr der Steuer- und Abgabe-Vorschriften, von einer Formalität des Verfahrens in die andere; jeden Tag habe ich neue Behördenstellen ‚anzulaufen‘, und ich erfahre die Bitterkeit jenes Scherzworts, daß die Juden nicht ‚ihre Auswanderung betreiben‘, sondern ‚ihre Austreibung bewandern‘. In der Mühle der Brandschat-

zung und der Korruption verlieren wir mehr als die Hälfte unseres Vermögens. Den Rest überlassen wir Verwandten, die gezwungen sind, im deutschen Ghetto zu bleiben. In unserer Wohnung wirbelt der Strudel der Auflösungszeit: Spediteure, Listen-Verfasser, Taxatoren, Handwerker, Kauflustige, abschiednehmende Freunde. Alles in dieser Wohnung ist nur noch Fassade. Jedes Bad in seiner Wohligkeit ist das vorletzte oder letzte in diesem Badezimmer. Rembrandts lachendes Selbstbildnis wird bald von dieser Wand genommen werden; es soll mit uns gehen, der Alte soll auch im fremden Land mit uns sein, sein Lachen der Bitterkeit und Überlegenheit und Weltverachtung uns vorlachen. Wir werden da draußen sein Los teilen, das Schicksal des Gefändeten, des Ausgeplünderten, der alles verloren hat und dem als letzter Besitz als letzter Vorwurf seines Schaffens nichts geblieben ist als er selbst.

Wir nehmen Abschied von unseren Büchern; sie werden uns nicht begleiten, sondern in Kisten liegen, wer weiß, wie – ob wir sie wiedersehen. Wir müssen Abschied nehmen von der Sprache, in der sie geschrieben sind, von jener Sprache, die uns niemals nur ein Mittel der Verständigung und des Ausdrucks war, sondern ein Teil unseres Wesens. Wir müssen von allem Abschied nehmen, übermorgen oder in einer Woche oder in der kaum vorstellbar langen Zeit eines Monats. Die Möbel werden bald zu fremden Herren wandern, und auch wir werden wandern, obwohl uns der Sinn nicht danach steht. Goliath hat gesiegt! Aber aus jenem Teil meines Ich, in dem die Wünsche und Träume wohnen, wagt es sich ermutigend hervor: „Heute – nicht für alle Zeit!“

In den Tagen um den 12. März veröffentlicht die deutsche Presse merkwürdige Meldungen über Wirren in der Tschechoslowakei. Anfangs durchschauen wir sie nicht. Aber bald überschlagen sie sich stündlich, und nun wissen wir, daß jene ‚militärische Aktion‘, von der mir berichtet wurde, der Marsch nach Prag ist. Wofür man 1938 Monate brauchte, das geschieht jetzt in Tagen, ja Stunden: das deutsche Volk wird aufgeklärt, daß es Böhmen und Mähren kraft historischer Bestimmung erobern müsse. Am Abend und in der Nacht zum 15. März sitzen wir voller Spannung am Rundfunk. Die Meldungen vom Einmarsch in Mährisch-Ostrau werden durchgegeben. Gegen Mitternacht donnert es an unsere Wohnungstür. Vor mir steht ein unbekannter Mann, ein neuer Mieter unseres ‚entjudeten‘ Hauses: „Wenn Sie sich das noch einmal erlauben, werde ich mit anderen Mitteln gegen Sie vorgehen. Wenn Sie Moskau hören wollen, müssen Sie das außerhalb der deutschen Grenzen tun!“ Ich muß sachlich und ruhig antworten; wenn er mich anzeigt, wird kein jüdisches Zeugnis, keine Beteuerung mir geglaubt werden. „Sie scheinen nicht zu wissen, daß deutsche Truppen in die Tschechoslowakei einmarschieren und der deutsche Rundfunk die ganze Nacht hindurch Sondermeldungen bringt.“ Knurrend und schimpfend zieht sich der nächtliche Ruhestörer in seine Wohnung zurück. Die Bevölkerung, stumpf und daran gewöhnt, daß ‚die Taten‘ des Führers von der Welt hingenommen werden, jubelt dem neuen Sieg nicht zu. Meister H. vergißt alle Ehrerbietung vor seinem Führer, auf den er abends ein ‚Siegheil‘ beim Appell ausbringen wird und meint: „Na, da hat er wieder mal ein Ding gemacht!“

Wir haben unsere Pässe, unser Haushalt ist aufgelöst, wir haben unseren Freunden die Hand gedrückt, und wir könnten reisen. Aber Tag um Tag verzögern wir die Abreise nach London, wir fürchten uns vor der Stunde des endgültigen Abschieds. Am Karfreitag, dem 7. April mahnen erregte Freunde zur Eile: Italien ist in Albanien eingedrungen, der Krieg stehe vor der Tür. ‚Kassandros‘ lächelt: der Krieg käme nicht, wenigstens nicht in diesen Tagen, vielleicht in zwei Wochen, wir brauchten nichts zu überstürzen.

Am 11. April 1939 verließen wir Berlin. Das schwarze Korps an der Grenze in Benthelm wollte uns den Abschied leicht machen; es war für seine Praxis berichtigt, die Juden noch einmal fühlen zu lassen, daß Deutschland sie ausstößt. Es holte alle jüdischen Reisenden aus dem Zug, ließ ihn mit Absicht davonfahren, visitierte langsam und behaglich jedes Stück Papier, jede Puderbüchse. Spät am Abend fuhren, schlichen wir mit einem Lokalzug über die holländische Grenze, Vertriebene, nicht Auswanderer. Eva weinte. Ich aber ließ in diesem Augenblick alle Erinnerungen in ihr aufsteigen, aus denen die Qual und die Unrast der letzten Jahre schreckten. An den Brückenköpfen Wachen, in den Zügen, die an uns vorüberreihen, mobilisierte Jugend, am Weg hell erleuchtete Schulgebäude, vollgestopft mit Militär. Das friedliche Volk der Bauern und Blumenzüchter hat den Stahlhelm aufgesetzt. Hitlers Schatten folgt uns drohend über die deutsche Grenze.

Zwanzig Jahre Kampf um das Recht der deutschen Juden, sechs Jahre deutscher Diktatur, Niederlage bis zur Austreibung – es drängt mich am Beginn meines vierten Jahrzehntes Rechenschaft abzulegen, mich im Geiste zu verantworten. Vielleicht werden jene Deutschen, die sich für die wahren Hüter des Deutschtums halten, in diesem Bericht eines – der? – deutschen Juden die Schau des gewaltigen Geschehens des historisch Einmaligen vermissen, das sich im Dritten Reich vollzieht. Wer wollte es den deutschen Juden verargen, daß sie ihren Kampf um die kreatürliche Existenz, den Kampf um menschliches Leben so sehen, wie sie ihn in den Fäusten eines übermächtigen und erbarmungslosen Feindes erlebt haben! Und doch glaube ich, daß mein Blick nicht verzerrt ist, daß ich den Feind so sehe, wie er ist, daß ich objektiv bin, wie ein deutscher Mensch nach den Grundsätzen des neuen deutschen ‚Führers‘ es nicht sein darf.

Unmittelbar vor mir stehen die Erlebnisse in jener Institution, die zur berüchtigsten Waffe der Diktatur geworden ist. Ich habe mich während meiner Haft und nach meiner Entlassung oft ernsthaft gefragt, ob die Einrichtung des Konzentrationslagers in irgend einem Betracht verantwortbar ist. Strafen brauchten nicht in der Einsamkeit der Gefängnis- oder Zuchthauszelle vollzogen zu werden; vielleicht wäre Strafvollzug im System eines Lagers mit Aufenthalt im Freien und Gemeinschaftsleben aus manchem Grund sogar der Freiheitsentziehung hinter Mauern vorzuziehen. Die deutsche Justizverwaltung hat, weil ihre Strafanstalten in der Zeit der Hitlerherrschaft überfüllt waren, versucht, Strafen in einem besonderen Teil des Konzentrationslagers Esterwegen zu vollstrecken. Aber der Fluch, der über dem deutschen Konzentrationslager lastet, hat diesen Versuch, eine neue Art der Strafverbüßung in das deutsche Vollstreckungs-Sy-

stem einzuführen, scheitern lassen. Die Organe der Justizverwaltung haben sich von den Methoden des nationalsozialistischen Konzentrationslagers anstecken und zu jener Menschenschinderei verführen lassen, die Hitlers und Himmlers Erfindung charakterisiert.

Das deutsche Konzentrationslager als Stätte willkürlicher Freiheitsentziehung und bösartiger Menschenschinderei wird als Schändung des deutschen Namens, als blutiger Fleck in der Geschichte Deutschlands bleiben. Seit der Ablösung des Absolutismus beruht in den Ländern der Zivilisation das staatliche Leben auf der Lehre von der Gewaltenteilung. Die deutsche Diktatur hat 150 Jahre nach Begründung dieser Lehre willfähige Professoren gefunden, die sie verhöhnten und verwarfen. Die Lehre vom totalitären Staat hat jene Grundsätze vernichtet, auf denen die Freiheit des Individuums ruhte. Die Gesetzgebung liegt in der Hand der gleichen Menschen, die den neuen Staat verwalten und ihre Gewalt mißbrauchen, die Unabhängigkeit der Rechtsprechung ist zu einem Schemen geworden. ‚Gesetze machen wir heute im Umlaufverfahren‘, hat einmal der Staatssekretär des Hitlerischen Reichsfinanzministeriums, Reinhardt, zynisch gesagt. Niemand, der die Gesetzgebungsmaschine kontrolliert; die Normen des Strafrechts werden umgestürzt, was unverlierbares Rechtsgut schien, wird beseitigt, über Nacht werden neue Delikte eingeführt, für bestehende ein ungeheuerliches Strafmaß festgesetzt. Aber dort, wo selbst die Diktatur nicht mehr strafen kann, erfindet sie die Schutz- und Vorbeugungshaft und vollstreckt sie im deutschen Konzentrationslager. Seine Tore schließen sich hinter den Menschen, deren ‚Verbrechen‘ selbst der erfindungsreiche Geist nationalsozialistischer Strafrechts-Theoretiker weder unter einen schon bestehenden strafrechtlichen Begriff einordnen kann, noch fähig ist, dieses ‚Verbrechen‘ als neu zu schaffenden strafrechtlichen Tatbestand zu konstruieren. Haft, Arbeitshaus, Gefängnis, Zuchthaus, Tod – das deutsche Strafgesetzbuch hat keinen Mangel an Strafen. Und doch mußte er das Konzentrationslager erfinden, jener neue oberste deutsche Gerichtsherr, der Menschen verschwinden läßt, die ihm unbequem sind, der willkürlich Freiheitsentziehung, Freiheitsberaubung schuld- und rechtloser Bürger als seine schärfste Waffe braucht. Im Angesicht der Wirklichkeit wird die Lehre vom totalitären Staat zur frechen Phrase. Man setze statt ihrer das Wort und den Begriff ‚Konzentrationslager‘, und sie wird für immer aus den Bezirken der Rechtsphilosophie und des staatstheoretischen Denkens verbannt sein.

Seit Generationen wird um Wesen und Ziel der Strafe und die sinnvollste Form ihres Vollzugs gekämpft. Angeblich will auch ‚die Erziehungsanstalt besonderer Art‘ ihre Insassen formen. Aber ich habe nicht einmal den Versuch einer Erziehung in diesem Totenhaus gesehen. Die Grundsätze der Schergen, die nichts von der Schulung auch des niedrigsten deutschen Gefängniswärters haben, heißen Menschenschinderei und Grausamkeit. Die Menschenwürde der Opfer, die nie erfahren, weshalb sie ins Lager gepfercht wurden, wird vorsätzlich zerstört und ihr Gefäß, der menschliche Körper, zerbrochen. ‚Arbeit macht frei‘, höhnt das Schild am Tor. Aber die Arbeit, die hier gelehrt wird, entspringt

der Lust am sinnlosen Quälen, und der Geschundene lernt Drückebergerei, nicht Arbeitsfreude, Ausstoßung aus der Gemeinschaft des Volkes –, das ist das Prinzip der ‚Erziehungsanstalt besonderer Art‘. Niemand ist so unbelehrbar, so verworfen, so untermenschlich, daß er diese Art der Vernichtung verdient. Es mag banal klingen, und doch schreibe ich es nieder: niemand verdient die Behandlung des deutschen Konzentrationslagers, außer denen, die sie anwenden oder billigen. Ich habe im Lager nach einem Begriff gesucht, der das Wesen des deutschen Konzentrationslagers und die Praxis seiner Wächter ganz faßt. Zwei Kameraden sind mir auf der Suche gefolgt. Sie haben diese Formeln gefunden: ‚Das deutsche KZ ist eine Mischung von Dummheit, Rohheit und Gemeinheit‘, und kurz, scharf und gerecht: ‚Satanismus‘. Ich bekenne mich zu dem Begriff: ‚Das deutsche KZ ist das Böse schlechthin!‘

Wenn die Himmler, Heydrich, Eicke, Baranowski, Eisfeld überhaupt über ihr Tun nachdenken, wenn Hitler, der alle Schuld in sich vereinigt, Goebbels und der zu wenig bekannte düstere Major Buch, der oberste Parteirichter, ein anderes Ziel als Menschenschinderei haben, dann ist es dies: Abschreckung zur Erhaltung der Tyranis. Und dieses Ziel wird erreicht. Die Scheuen, die Elenden, die gequälten Juden, die armen Asozialen, sie werden gründlich abgeschreckt. Zu Tode geängstigt verlassen sie das Lager. Die anderen aber, ungleich geringer an Zahl, die Geraden, die Männlichen, die wirklichen Gegner, sie tragen unauslöschlichen Haß in sich und hoffen auf den Tag, an dem sie ihn am System und seinen Verantwortlichen ausleben können. Dem Dritten Reich mag diese Folge gleichgültig sein. Seine gefährlichen Feinde läßt es ohnehin im Lager verdämmern, bis ihr Lebenslicht verlöscht. Die anderen, die es freigibt, mögen denken, was sie wollen. Über den ‚Erfolg‘ der Schutzhaft am leidenden Objekt hinaus erstrebt die deutsche Willkürherrschaft Fernwirkung ihrer unheimlichsten Waffe: Das Volk soll das KZ fürchten, alle die, die es noch nicht gesehen haben, sollen erschauern. Die Erzählungen, die sich die Leute scheu und angstvoll über das KZ zuflüstern, mögen den Machthabern nicht unlieb sein. Sie schrecken ab. So lernt der deutsche Bürger schweigen und vergißt das Nörgeln; denn darauf steht ja ‚KZ‘, das furchtbare, geheimnisvolle, düstere KZ. Aber sind diese Berichte wahr, dann zeugen sie von der Herrschaft der Brutalität, des Banditismus und schänden den deutschen Namen. Dann müßte sich ein deutscher Mann gegen ein Regiment auflehnen, das verantwortlich ist für das, was man sich vom deutschen KZ in allen Gassen zuraunt!

Die Meister der Volksbetörung haben teuflisch geschickt ein Mittel gefunden, die Gefahr der Auflehnung zu bannen: die Parole vom ‚Greuelmärchen‘. Die ‚Greuel‘, die man sich zuwispert, sollen in den deutschen Bürger eingehen; er soll zittern und darf doch zugleich wissen, daß alles nur ein Märchen ist, daß er sich nicht zu erregen braucht, daß er seine instinkthafte Auflehnung beruhigt glätten darf. Die Greuel sind ja erfunden, von den Juden und feindseligen Auslandsheitzern. Was als Gewissenspein auf ihm lastete, das mag der deutsche Bürger nun von sich wälzen wie einen bösen Alp. Aber das drückende Gefühl des Alptraums soll doch in den hellen Tag hinüberreichen, es soll ihn auch im Wa-

chen nicht loslassen. Der Meister der Lüge kennt die Sinnesart seiner Mitbürger. Sie sind furchtsam und feige und doch gutmütig, durch lange Tradition an rechtliches Denken gewöhnt. Raub der Freiheit, grausame Vernichtung schuldloser Menschen, Mord – das alte Rechtsempfinden des deutschen Bürgers wallt auf, protestiert. Aber Protest? Dir geschähe, was dort geschieht? Der deutsche Bürger zuckt zusammen, wie er fürchtend zusammenzuckt, wenn er vom Leiden der Juden hört. Und wiederum: schweigend dulden, was in Deutschland, was in der Welt seit Jahrhunderten nicht mehr geschehen? Durch Dulden, feiges Gewährenlassen mitschuldig, ehrlos werden? Seine Erziehung, seine Tradition fordern Protest – Protest aber führt ins KZ. So wirbelt ihn sein Denken im ausweglosen Kreis.

In den ersten Jahren der legalisierten Bandenherrschaft mag der deutsche Bürger sich unter diesem Konflikt gewunden haben wie unter einer unbequemen Last, mag er die ernsthafte Selbstprüfung gefürchtet haben; er wäre in ihr zerbrochen, wenn er sich hätte zugestehen müssen, daß er eine Regierung duldet, stützt, feiert, die Greuel begeht. Aber der deutsche Bürger will nicht zerbrechen, und so hat er begierig nach dem Selbstschutz gegriffen, den ihm der Meister der Lüge bereitwillig reichte. Die Theorie vom Greuelmärchen beschwichtigt die mahnende Stimme des Gewissens. die Regierung hat ihm verboten, jene Geschichten ernst zu nehmen; im hellen Bewußtsein des Tages braucht er sie nicht zu glauben, darf er sie nicht glauben. Aufatmend schiebt er sein Wissen um jenes furchtbare Geschehen und die Last der Scham, die ihn erdrücken müßte, von sich. Er darf, ein betrogener Betrüger, seinen bürgerlichen Scheinfrieden weiter leben, und sollten wieder einmal nächtliche Schatten seinen schönen Traum vom deutschen Aufstieg und vom herrlichen Führer zu verdunkeln wagen, so wird er sie ebenso sieghaft verscheuchen. Flucht vor dem Gewissen, Assimilation an die Macht, an die hemmungslose Gewalt – das ist der Erziehungserfolg und die Fernwirkung des deutschen Konzentrationslagers.

Wäre es anders, wenn die Massen des deutschen Bürgertums das KZ aus eigenem Erleiden kennen würden? Wenn nicht nur seine Randerscheinungen es erlebt hätten, ein Pfarrer Niemöller, ein Dr. Harzen, ein Rechtsanwalt Tonn, sondern der deutsche Kaufmann, der deutsche Beamte, der deutsche Akademiker, der deutsche Bauer? Ich fürchte, daß eine solche Massen-Erfahrung die Haltung des deutschen Bürgertums zu den Herren des Dritten Reichs nicht wesentlich verändern würde. Die Furchtsamkeit würde sich in scheues Zittern, die Angst vor dem Protest in den fliehenden Wunsch wandeln, nie mehr ‚aufzufallen‘, die schaurige Erfahrung des KZ nicht noch ein zweites Mal zu durchleben. In den ersten Monaten der Hitler-Herrschaft traf ich einen der höchsten Beamten der deutschen Republik. Die Republik ohne Republikaner hatte ihm einmal das Amt des Oberreichsanwalts anvertrauen wollen, weil er als aufrechter Vorkämpfer und Hüter des republikanischen Gedankens galt. Dieser Mann hatte einige Wochen in der Berliner Höhle der Gestapo, dem Columbia-Haus, verbringen müssen. Die SA hatte ihn an seinem Bart gezupft, ihm einen Papierhelm auf den Kopf gesetzt und ihn Psalmen singen lassen; sie wollte ihm durch-

aus nicht glauben, daß sein Spitzbart und sein auch bei Juden üblicher Name 'rein arisch' seien. Als ich den gebrochenen Mann sah, trug er keinen Spitzbart mehr, er sprach kein Wort über den Grund seiner Verhaftung, erzählte nichts von seinen Erlebnissen, die ich aus dem Mund eines seiner Schergen kennen, und sagte nur Entsetzen im Auge: „Ich möchte das nicht noch einmal erleben.“ Einige Monate später marschierte er in den Reihen des Nationalsozialistischen Deutschen Juristenbundes, der seine Mitglieder auf Märschen lehrte, den neuen Geist der Volksgemeinschaft zu üben.

Die Demaskierung des deutschen Bürgertums ist eine der bittersten Enttäuschungen der Hitlerzeit. Persönliches Opfer, Bekenntnis zur Gesinnung, Mut, Freiheitsempfinden, das sind die Tugenden, die die Dichter des Bürgertums preisen; aber vielleicht hat der deutsche Bürger gerade deshalb so laut von Recht und Freiheit gesungen, weil er seine Furcht übertönen wollte. Kampf für Recht und Freiheit? In Frankreich sind die Voltaires und Zolas aufgestanden, in Deutschland haben nur Juden und ‚Juden-Genossen‘ mit den schuldlos Leidenden gelitten, sind für ihre Auflehnung in die Verbannung gegangen oder gestorben. Das, was wir Erbe deutschen Geistes nannten, ist nur von wenigen bewahrt worden. Es war ein Traum, daß deutscher Humanismus jemals Humanität, Freiheitsgesinnung und unbeugsames Rechtsempfinden als lebendige Kräfte ins deutsche Bürgertum gepflegt hätte. Vielleicht war dieses Erbe niemals Besitz von vielen, vielleicht hat es stets nur in jenen Köpfen großer Deutscher gelebt, die noch den Marschtritt der großen französischen Revolution und den ersten Klang der Marseillaise in den Ohren hatten. Vielleicht ist es die historische Schuld der deutschen Juden, im Deutschland des 20. Jahrhunderts an die Wirklichkeit jener Gedanken geglaubt zu haben, denen sich der deutsche Bürger entfremdet, die er vielleicht nie besessen hatte.

Die Bibel, Jahrhunderte der Verfolgung und schuldlosen Leidens und – deutsche Lehrmeister haben uns gelehrt, an Humanität zu glauben und sie zu leben. Wir, die Kinder des 20. Jahrhunderts, haben noch immer zu den Füßen jener deutschen Lehrmeister gesessen, die in den frühen Jahrzehnten des großen 19. das jüdisch-humanistische Empfinden unserer Urgroßväter als legitimes deutsches Fühlen bestätigt hatten. Aus der Frühzeit unseres Emanzipationskampfes waren uns die gleichen Ideale als lebendige und spornende Kräfte geblieben, die der deutsche Bürger des 20. Jahrhunderts nur noch als ferne, gar lästige Erinnerung aus der Urgroßväterzeit kannte. Er hatte seine bürgerliche Emanzipation vollendet, er war Träger des Staats geworden, den er bejahte, für den er kämpfte, wenn ihm als Soldat der Kampf befohlen war. Und sein Einschwenken in die Bataillone einer Staatsführung, die aller deutschen Tradition widersprach, entspringt jener staatstreuen Folgsamkeit, jenem Erlöschen und Vergessen der alten Ideale und nicht zuletzt der Furcht, über die wir gesprochen haben.

Aber es gibt eine Gruppe von Deutschen, denen Furchtlosigkeit Berufsideal ist oder deren wirtschaftliche Macht auch der Gewalt eines Hitler Grenzen setzt. Sie, deutsche Führer-Elite, weiß, daß die Greuel keine Märchen sind, sie fürchtet das KZ nicht und doch schweigt sie. Die Geschichte des Nationalsozia-

lismus in Deutschland war schon vor dem 30. Januar 1933 blutig genug, und doch haben sich pfennigbedachte Industrielle und machthungrige Generale nicht geschämt, sich der Bewegung zu bedienen. Seit dem Reichstagsbrand, dem 1. April 1933, dem 30. Juni 1934, der Ermordung Dollfuß¹⁵³, der Fälschung des Hindenburg-Testaments ist diese Geschichte ein Gangster-Tagebuch geworden. Aber die deutsche Führerschicht schweigt, die deutsche Generalität schweigt, wenn nicht gerade die eigenen Kameraden gemeuchelt werden. Damals, am 30. Juni 1934 hat sie zu spät eingegriffen, als zwei deutsche Generale und eine Frau ihrer Kaste in dem großen Schlachten verbluteten. Aber wenn sonst der meuchelnde Tod umgeht, sieht man zur Seite. Ein Ritter des Pour le mérite, ein Kriegskamerad, wird ohne Rechtstitel seiner Freiheit beraubt. Man läßt ihn im KZ verderben. Schwärmer für verstaubte Ideale von Recht und Freiheit, die Auflehnung erwarteten! ‚Wo gehobelt wird, da fallen Späne‘, das ist die höhere Einsicht, zu der man sich mit leichtem Bedauern bekennt, wenn ein Ausweichen in der Auseinandersetzung nicht mehr möglich ist. Diese deutsche Führerschicht, die militärische und die Träger der Wirtschaftsmacht sind schuld, daß das deutsche Volk Hitlers deutscher Revolutionsarmee ausgeliefert wurde, von ihr regiert wird und sie füttern muß.

Ich tue der Elite-Truppe Adolf Hitlers nicht Unrecht, wenn ich jeden Zug ihres Wesens gerade als das Gegenteil ihrer vorgeblichen Ideale charakterisiere. Diese SS ist nicht ritterlich, tapfer und treu, sondern hinterhältig, feige und verräterisch. Wer in der Schule nicht folgt, muß dem Kalbfell folgen, wer zum Lebenskampf zu schwach, kämpft in der SS-Verfügungstruppe gegen Wehrlose. Böser noch als die Mannschaft – die Führung. Durchweg ‚verkrachte Existenzen‘, unfähig, verdorben, brutal. Ihre Schuld ist unaustilgbar. Sie haben die Jungen verführt, zur Feigheit und Niedertracht erzogen. Weil ich mich gegen die Erkenntnis sträubte, daß Rohheit nur um der Rohheit willen geschieht, habe ich nach edleren Beweggründen für jenes Verhalten gesucht, das uns entsetzte. So grotesk die Fragestellung ist, ich habe manchmal nach den Spuren spartanischen Geistes in dieser Führerschicht gesucht, eines Geistes, der die Härte nicht liebt, aber sie sich abzwingt, der hart ist gegen sich und hart gegen die Feinde des Staates. Im deutschen Offizierskorps gab es solche Männer und auch in der deutschen Richterschaft. Einer meiner richterlichen Kollegen, der ‚der Blutrichter‘ genannt wurde, weil sein Strafmaß drakonisch war, hatte in einer Schwurgerichtsverhandlung viele Jahre Zuchthaus für eine Tat ohne wesentliche Folgen durchgesetzt. Als sich der Verurteilte von seinen Angehörigen verabschiedete, wandte er sich ab. „Kommen Sie“, sagte er zu mir, „Ich kann das nicht sehen.“

¹⁵³ Am 25. Juli 1934 unternahmen die österreichischen Nationalsozialisten einen vergeblichen Putschversuch, dem der österreichische Bundeskanzler Engelbert Dollfuß zum Opfer fiel.

Die Männer der SS sind nicht von diesem Schlag. Sie wissen nichts von Sparta und nichts von seinen Erziehungsgrundsätzen. Sie sind noch nicht einmal große Bösewichte. Ein Goebbels, Teufel, aber denkender Teufel, war nicht darunter. Schon 1930 habe ich eine Szene aus den Erinnerungen des Kapitänleutnant von Killinger für eine Kampfbroschüre zeichnen lassen. Er rühmt sich darin, daß Leute seines Freikorps im Mitteldeutschen Aufstand eine alte Frau mit Kavalleriepeitschen traktiert hätten. „Hei, wie die Alte kreischte!“ Das ist der Geist der SS, die sich lachend auf den Schenkel schlägt, wenn kräftige junge Männer ein altes Weib verprügeln. Ob sie Himmler, Heydrich oder Eisfeld heißen, sie sind nichts als Sadisten aus Neigung, kleinliche Quälgeister ohne den inneren Mut selbst zur großen Schurkerei.

Diese Art Menschen beschwört die Erinnerung an Himmelstoß herauf. Auch der Unteroffizier Himmelstoß aus Remarques' „Im Westen nichts Neues“ ist ein tückischer, roher Geselle, ein Schinder. Aber einen Himmelstoß, der der Vater aller unserer Scharführer hätte sein können, hemmte schon sein Alter, seiner Brutalität freien Lauf zu lassen. Er hat seinen Zivilberuf, seine Lebenserfahrung; die Jungen hier sind fast von der Schulbank Herren über Männer geworden. Sie brauchen nicht wie Himmelstoß zu fürchten, daß das Opfer, das sie heut schinden, morgen vielleicht ihr Vorgesetzter sein wird. Einen Himmelstoß läßt die Angst vor einer Beschwerde seine Schikane nicht voll entfalten. Schon die Möglichkeit der Beschwerde, mag sie auch selten geübt sein, setzt der Willkür eine Grenze. Die SS aber darf sich an Wehrlosen vergehen, die geschundene Kreatur mag aufschreien so laut sie will, niemand wird sie hören.

Wenn der preußische Militarismus Rekruten-Drill gestattete und manchmal sogar einen Himmelstoß gewähren ließ, dann geschah es um des Prinzips des unbedingten Gehorsams willen, nicht um die Menschenwürde zu töten. Vor dem Hauptmann eines Himmelstoß stand der Staat, die große Sache; vor einem Eisfeld steht nichts als die Lust, seinen bösesten Trieben zu fröhnen. Die moralische Verkommenheit des Führerkorps wirkt auf die militärische Tüchtigkeit der Truppe. Feige Soldaten sind schlechte Soldaten. Diese Menschen werden eine ernste Probe nicht bestehen. Jede wirkliche Not, jede kreatürliche Not wird die Disziplin brechen. Hunger, der das Volk zur Verzweiflung treibt, Massenelend, das es aufbegehren läßt, sicher aber ein verlorener Krieg, wird den Spuk zerrinnen lassen. Dann werden sie auseinanderstieben, ihr kleines Leben retten wollen, die Prügelhelden und ihre verführten Jungen. Was wird ihnen dann ihr Führer sein?

Wenn sich aber das System seinen Krieg erspart, dann muß man wegen dieser Jungen für die deutsche Zukunft fürchten. Gewiß sind sie nicht alle von Grund auf schlecht, in manchen soll sich das Gewissen geregt, sie sollen Reue gezeigt haben, die das System aber rasch erstickte. Ich hätte mir zugetraut, viele dieser Jungen zur Besinnung zurückzurufen. Aber Himmlers System hat die Rekruten des Nationalsozialismus gelehrt, die Grundbegriffe menschlicher Gemeinschaft zu entthronen. Die Grundmauern eines Staates sind erschüttert, in dem der Eigentumsbegriff nicht mehr gilt, Freiheit und menschliche Würde geschändet werden und

das Leben nicht mehr höchstes Rechtsgut ist. Der deutsche Staat der Zukunft muß brüchig sein, wenn er auf einer Jugend ruht, die so erzogen ist. Es sind wenig leuchtende Felder auf dem Bild der deutschen Revolutionsarmee, das schwarz ist wie ihre Galauniform.

Es wäre gewiß unerlaubt, die Opfer weiß zu zeichnen. Auch unter unseren proletarischen Kameraden gab es Bestechliche und Niederträchtige, Rohlinge und Erpresser. Aber fast alle hatten die Erinnerung an das Gute, den Kern menschlichen Wesens, nicht verloren. Sie hatten trotz eigenen schwersten Erlebens die Stimme des Gewissens nicht erstickt, und sie haben ihre Fähigkeit mitzuleiden und zu helfen oft bewährt. Sie waren echt, echt in ihrem Humor, echt auch in ihrem Haß gegen feige Mißhandlung und Gemeinheit. Herrliche Offenbarung menschlichen Urtriebs der Güte jene dunkle Stimme Hermanns in der Nacht unseres Empfanges. Triebhafte Auflehnung gegen menschliche Verkommenheit, als Karl uns erzählte, wie das Lager Esterwegen am offenen Sarg eines Erschossenen vorbeimarschieren und die Häftlinge auf den Toten starren mußten – zur Abschreckung. Jedes Wort, mit dem er die Greuel-Szene schilderte, stieß er mit Abscheu aus.

Die menschliche Güte hat auch hier im Lager ihre Stätte! Unter die Bettler und Ausgestoßenen hat sie sich geflüchtet. Jahrelange Haft hat die Sicherheit des Urteils nicht verdorben. Auch diese Menschen kommen aus dem deutschen Volk, in dessen Seele dunkle, dem Aberglauben benachbarte Vorstellungen vom Juden schlummern. Aber den ‚Stürmer-Juden‘ haben sie rasch als Zerrbild erkannt, und an den Ritual-Mord zu glauben, haben sie vollends der SS überlassen. Juden, das waren auch in der Vorstellung dieser proletarischen Kameraden reiche Leute, verwöhnte Leute, ‚Kommerzienräte‘, Menschen, die körperlich nicht arbeiteten, aber nicht schlechte Menschen, nicht Ausbeuter und Volksfeinde, sondern Leute, die leben wollten und leben ließen. Sie waren deutsche Proletarier, belastet mit mancher bösen Neigung des Enterbten und doch im Grunde ihres Wesens anständig und liebenswert. Der deutsche Proletarier, der Kommunist, der arme Bruder von der Landstraße und auch der BVer – sie haben mir den Glauben an deutsche Menschlichkeit gerettet. Ihnen danke ich, daß ich die Krise überwinden konnte, in der ich mich innerlich immer stärker vom deutschen Volk loslöste. Ich habe das Konzentrationslager nicht als Feind des deutschen Volkes verlassen.

Können wir noch einmal um die Seele des deutschen Menschen ringen, mir wäre um den Ausgang dieses Kampfes nicht bange. Was uns auch immer in den schicksalhaften sechs Jahren geschehen ist, unser Haß gilt nicht dem deutschen Menschen, sondern jener verdorbenen Führung, die ihn 1933 vergewaltigt hat. Seit ich ihn vor vielen Jahren gelesen habe, haftet ein Satz Jakob Wassermanns in meinem Gedächtnis; er steht am Ende seines Bekenntnisbuchs: „In der Erkenntnis der Aussichtslosigkeit der Bemühung wird die Bitterkeit in der Brust zum tödlichen Kampf.“¹⁵⁴

¹⁵⁴ Jakob Wassermann, Mein Weg als Deutscher und Jude, Berlin 1921.

‘Bemühung’, das ist sein Kampf um Gerechtigkeit für die deutschen Juden, um Unbefangenheit des Urteils, um vorbehaltloses Zusammenleben. Die Bitterkeit habe ich oft gespürt, an die Aussichtslosigkeit der Bemühung mag ich auch heut noch nicht glauben. Allerdings nur dann dürfen wir den Gedanken, die Heimat jemals wiederzusehen, denken, wenn wir ihn so denken können: Daß die deutschen Menschen ihr Unrecht erkennen, daß sie uns grüßend ehren wie einen Staatsmann, den die Archonten¹⁵⁵ bekränzt aus der Verbannung heim holten, weil seine Schuldlosigkeit sich offenbart hatte. Die neueste Geschichte kennt ein Beispiel für die Entschuldigung eines ganzen Volkes, das sich durch eine großartige Demonstration von einem schweren Unrecht entschützt: Als die französischen Truppen nach dem Waffenstillstand 1918 in Paris einzogen, stand bei der Siegesparade an ausgezeichneter Stelle nahe dem Tiger, dem Sieger des Weltkrieges, der alte Oberst Dreyfus¹⁵⁶. Durch solche weithin sichtbare Ehrung wandelte ein Clemenceau die Affäre, die fast zur Tragödie auf den Teufelsinseln geworden wäre, in einen Triumph ihres Opfers und – seines Landes.

Aber ein anderer Zweifel drängt sich auf: In Mittel- und Ost-Europa ist die Juden-Emanzipation beseitigt oder in Gefahr. In Rußland schwelt eine furchtbare Reaktion unter der Oberfläche. In jedem Land der Welt wird die Juden-Frage besprochen. Flüchtende Juden tragen sie dorthin, wo sie nie bestanden hat. Ist der Versuch, die Juden zu Gliedern ihres Wirtsvolkes werden zu lassen, gescheitert? Mußte der erste Schritt zur Gleichberechtigung zu diesem Ende führen? Sind die Völker der Welt nicht bereit, sich fremde Bestandteile zu assimilieren? Blind, wer seine Augen vor dem Mißerfolg in der Gegenwart verschließt, taub, wer die Lehre nicht hören will, die dieser Zusammenbruch uns überlaut entgegrufft!

Aber noch immer kann und will ich nicht das Leben in und mit den Völkern der Welt als jüdische Lebensform verneinen. Wer sich zu ihr bekennt, muß vom Beginn des Versuchs an auch die Gefahr des Rückschlags sehen; so ist es im dialektischen Ablauf jedes historischen Werdens beschlossen. Dieser Rückschlag brauchte nicht zu kommen, nicht so zu kommen. Er ist hitlerisch bedingt, eine Ausgeburt hitlerischer Wahnvorstellungen und hitlerischen Fanatismus. In anderen, maßvollen Formen wäre er auch ohne Hitler gekommen, war er schon da, lange vor 1933, mußte er da sein. Das deutsche Volk generationenlang gewohnt, dem Juden als Paria zu begegnen, trug sein Vorurteil gegen ihn mit in jene Zeit hinein, in der die Schranken des gesellschaftlichen und politischen Aufstiegs fielen. Es nahm diese Entwicklung je nach dem Grad des Vorurteils auf, erstaunt, be-

¹⁵⁵ In der antiken athenischen Staatsverfassung stellten die Archonten die höchsten Beamten dar.

¹⁵⁶ Der französische, jüdische Generalstabsoffizier Alfred Dreyfus war 1894 zu Unrecht von antisemitischen Kreisen der Spionage für Deutschland verdächtigt und zu lebenslänglicher Verbannung nach Cayenne (Teufelsinsel) verurteilt worden. Zahlreiche Intellektuelle Frankreichs, unter ihnen Emile Zola, setzten sich für Dreyfus ein. Doch erst 1906 sprach ihn der Kassationshof in Rennes endgültig frei; Dreyfus wurde wieder als Major in die Armee aufgenommen und zum Ritter der Ehrenlegion ernannt.

troffen, kritisch abwehrend, feindlich. Noch war das Fremdheitsgefühl nicht überwunden. Niemals wird es ganz überwunden werden. Wo Unterschiede sind, wo sie auch nach jüdischer Entscheidung sein sollen, entzünden sich die Spannungen. Ihre Stärke ist anders in guten, anders in bösen Tagen. Wer sich zur Assimilation bekennt und doch Juden bleiben will, wird die Spannungen ertragen, ja, sich gegen neue Konflikte wappnen müssen, die spätere Generationen erfahren können. Die Lösung selbst aber ist möglich. Daß sie heute gescheitert ist, spricht so wenig gegen ihre grundsätzliche Erfüllbarkeit wie der Zusammenbruch des demokratischen Systems in Deutschland das Prinzip der Demokratie aus menschlichem Denken und politischem Zielstreben ausgemerzt hat. Die Fahnenträger der Demokratie, die freien Geister in aller Welt, sind des Tages gewiß, da sich ihre Fahnen wieder sieghaft entrollen werden. Die Völker, die erst in der Tyranis erfahren haben, was Freiheit ist, werden jubelnd das neue Banner grüßen, wenn es wieder über ihnen weht.

Ich habe die Hoffnung nicht verloren, daß ein neuer Tag der Freiheit auch uns Juden in die Wohnungen unserer Heimatvölker wieder einziehen läßt. Ein Ziel, dem sich unser ganzes Wesen zuneigt, weil es für die deutschen Juden keine andere Heimat als Deutschland gibt. Sie werden sie nicht in Palästina finden, wo im Anbruch des neuen Krieges jüdische Rechte werden zurücktreten müssen vor dem Anspruch und um der guten Meinung der arabischen Welt willen. Sie werden vielleicht eine Stätte des Rastens, nicht eine neue Heimat finden; sie sind von den Erinnerungen und Erfahrungen geformt, die einundeinhalb Jahrtausende Europa ihnen gegeben hat. Menschen Europas werden auch dann in Asien nicht neue Wurzeln schlagen, wenn das neue Heim auf dem uralten Boden biblischen Geschehens steht. Deutsche Juden werden vielleicht einen gastlichen Staat, aber nicht eine Heimat in den Ländern Europas finden, nicht in Südafrika und nicht in den gärenden Staaten des südamerikanischen Kontinents. Im Schmelztiegel der Vereinigten Staaten wird der jüdische Einwanderer ein guter Bürger werden. Ob der gute Amerikaner von 1940 jemals ein amerikanisches Heimatgefühl erleben wird, wenn er ein Mann deutsch-jüdischen Herkommens war, wage ich nicht zu entscheiden. Ich jedenfalls möchte gern dabei sein, wenn sich in Deutschland wieder Juden zu neuem Weg in eine neue deutsche Zukunft sammeln.

Aber das Erlebnis dieser sechs Jahre und die Erkenntnis, daß solche Katastrophen wiederum über die jüdische Gemeinschaft hereinbrechen können, läßt eine andere zweifelnde Stimme hören. Sie spricht scharf und unerbittlich logisch: „Lohnt es sich, die Qual zu verewigen? Um welchen Zieles willen leben wir dieses Leben zwifacher Hingabe, bekennen wir uns zum alten Judentum und zum Volk um uns? Soll Ahasver¹⁵⁷ in immer neuen Generationen durch die Welt schweifen,

¹⁵⁷ Zurückgehend auf eine Episode im Matthäus-Evangelium, der zufolge Jesus auf seinem Kreuzweg nach Golgatha sich beim Haus des Schusters Ahasver ausruhen wollte und von diesem mitleidlos fortgeschickt wurde, ist im 16. Jahrhundert die Legende vom Ahasver, dem „Ewigen Juden“, entstanden, der für seine Tat dazu verdammt wurde, auf ewig heimatlos durch die Welt zu irren.

das Stigma des Fremden in und an sich tragend, neue Spannungen beschwörend, angstvoll neuen Haßausbruchs gewärtig? Wäre es nicht besser, er legte sich endlich zum Sterben, verzichtete freiwillig auf die Bürde des Jude-Seins und ließe seine Jugend ein anderes Leben beginnen, das Judentum nur noch als ferne Erinnerung kennt?'

Meine Antwort, meine ganz persönliche Antwort ist eindeutig klar: sie bekennt sich zu Stolz und Leid des Jude-Seins und damit zu neuem Kampf. Aber ich sehe den Zweifel bei Tausenden, in denen er als Keim jüdischen Selbsthasses wuchert, die nicht wissen, wofür sie leiden und die nicht grundlos leiden wollen. Mögen unsere Theologen und unsere Dichter ihnen die Antwort geben, die der quälenden Wirklichkeit eines Lebens der Verfolgung und des Zusammenbruchs standhält.

Die bestürzenden Erlebnisse, die erschreckenden Enttäuschungen und das Grauen der Konzentrationslager haben manchen Freund in seiner Lebensanschauung erschüttert. Mich hat diese Krise nicht ergriffen. Die Gewißheit des Guten ist mir nie wirklicher gewesen als im Angesicht des Bösen, und das moralische Gefühl in mir hat nie lauter gesprochen als in den Augenblicken, in denen ich schauernd erfahren mußte, was menschliches Wesen an Unmenschlichem birgt. Die Konflikte im Grundsätzlichen glaube ich bestehen zu können. Aber in mir kommt die Frage nicht zur Ruhe, ob meine taktische Haltung seit 1933 richtig war, die uns um den Bestand jeder jüdischen Position kämpfen ließ. Der 10. November hat ihren Erfolg ad absurdum geführt.

Den Entschluß auszuharren, habe ich nicht leichtsinnig gefaßt, mich nicht starrsinnig zu ihm bekannt, sondern ihn immer wieder abgewogen und mit verantwortungsvollen Männern überprüft. Da wir 1933 nicht alle in planloser Panik über die Grenze fluten konnten, da eine Massenauswanderung schon damals zu den heutigen finanziellen und Einwanderungssperren geführt hätte, da die Dauer der Gewaltherrschaft nicht feststand, mußten wir, unabhängig von jeder inneren Haltung, den Entschluß fassen, auszuharren. Ein starker jüdischer Wirtschaftssektor schien ohne Gefahr für die gesamte deutsche Volkswirtschaft nicht angreifbar. Erst als von den Trägern unserer Wirtschaft Säule um Säule sank, konnte der Feind zum Vernichtungsschlag ausholen. Er hat dann eher zugeschlagen, als ich es vermutet hatte. Am 10. November ist der fünfte Akt der deutschen Juden-Tragödie, die Katastrophe, vor den Augen der Welt abgerollt. Was folgte und folgen wird, ist die Auslöschung jeder Spur jüdischen Lebens in Deutschland, die Bestattung des gefällten Helden des Trauerspiels. War es eine Tragödie oder nur ein trauriger Zusammenbruch, dieser Versuch, einen übermächtigen Feind abzuwehren, sich seiner Unerbittlichkeit entgegenzustemmen, das Überleben zu wagen?

Es gibt ein wohl vergessenes deutsches Schauspiel ‚Toboggan‘; ein junger Dichter, Gerhard Menzel, der heute wacker im Nazichor mitsingt, hat es geschrieben. Im Gleichnis eines Menschen, der sich auf eine Toboggan-Wasser-rutschbahn setzt und im Augenblick, da er Platz nimmt, ins Gleiten gezwungen wird, gestaltet Menzel das Ende eines verwundeten Offiziers. Er ist tödlich verletzt und muß sterben; aber er wehrt sich gegen das Sterben, hastet in sein Leben

zurück, fliegt im Wachtraum noch einmal empor zu seinen Höhen, kämpft gegen den Tod, der ihn umkrallt, stemmt sich gegen den Sturz in das dunkle Wasser. Sein Kampf ist vergeblich. Er war es, seit die tödliche Waffe getroffen hatte. Sie hat ihn auf die Gleitbahn geworfen, sein Schicksal ist beschlossen, wie sehr er sich auch wehrt.

Toboggan! War das nicht unser Schicksal schon 1933? War nicht blind und vermessen, wer seine Erfüllung aufhalten wollte, doppelt vermessen dann, wenn er die Möglichkeit der Vernichtung immer vor sich sah? Wohl die Möglichkeit, aber nicht die schicksalhafte Notwendigkeit dieses Ausgangs. Es war kein Naturgesetz, daß alles so gekommen ist, so kommen mußte. Ich habe nicht genügend Abstand zu mir selbst, um für mein Urteil Gültigkeit zu fordern; jenes Urteil, das diesen Kampf und dieses Ende, deutsches Judenschicksal seit 1933 und die Haltung, in der es bestanden wurde, tragisch nennt und unseren Untergang im Licht der großen Tragödie sieht.

Wir, die wir ausgetrieben wurden, die ein neues Leben beginnen sollen, wie man zu sagen pflegt, sind ruhelos geworden. An die Zukunft zu denken, wagen wir nicht mehr; wollten wir sie mit gewohntem Maßstab abtasten, wir müßten bange werden. Was unfaßbar schien, ist Wirklichkeit: wir sind Luftmenschen geworden, wir haben den Boden unter uns verloren, wir sind aus der Sicherheit bürgerlichen lebens verjagt – ohne Arbeit, ohne Heim, ohne Heimat. Bohrend wie die Sorge um die natürliche Existenz ist der Zweifel am Bestand so vieler Werte, die allein uns ein lebenswertes Dasein zu verbürgen scheinen: Ist die Freiheit, in deren Licht sich die anderen Völker noch spiegeln, wirklich Teil ihres Wesens geworden? Haben Recht und Menschlichkeit draußen in der Welt ihre festgegründete Stätte? Kann der gleiche Sturm, der unser Deutschland zerstört hat, nicht auch den Geist anderer Völker verwüsten? Kann es sich nicht gar ereignen, daß die Schlechten die Guten knechten, wie es in mir im Lager gesungen hat?

Hundert Fragen bleiben ohne Antwort. Ich möchte Zeuge sein, wenn sie beschieden werden. Diese sechs Jahre haben ungezählte jüdische Menschen gebrochen, mich nicht. Auch Haß gibt Lebenskraft. Sie danke ich dem Feind. Wollen sehen, was die Zukunft bringt, ob sie den innigsten meiner Wünsche erfüllt: daß ich die deutsche Umkehr noch erlebe.

Das war ein langer und düsterer Weg, den Ihr durch diese zwei Jahre mit mir gegangen seid. Aber Ihr kennt mein ganzes Leben, Ihr wißt, worin es wurzelt. So mußte ich zu Euch auch von der Zeit sprechen, da jeder Tag an meinen Wurzeln zerrte, bis sie endlich ausgerissen waren. Wer weiß, wohin der Sturm uns weht!

Epilog

London, den 16. März 1940

Liebe Trude, lieber Paul,

Als ich meinen Brief im Juli 1939 zu schreiben begann, wußte ich ebensowenig, wie die Politiker es wußten, ob sich die Kriegswolken in ein herbstliches Kriegsgewitter entladen würden. Als ich ihn in den letzten Augusttagen beendet hatte, überlas ich hastig die Seiten, die ich noch rasch dem letzten ungefährdeten Amerika-Schiff anvertrauen wollte. In der Nacht zum 3. September 1939 setzte ich meinen Namen auf das letzte Blatt. Am nächsten Morgen hörten wir mit unseren englischen Wirtsleuten die Stimme Chamberlains, die die Gewißheit des Krieges in die Welt hinausrief. Es war also doch kein Bluff, und ich sah mich traurig bestätigt. Auch vor einem Jahr hätte die Welt den Krieg des Hasardeurs Hitler erlebt, wenn ihm damals der Krieg ‚erlaubt‘ worden wäre.

Das Wort, man werde dem Abenteurer den Krieg in unseren Tagen nicht ‚erlauben‘, steht in Thomas Manns erregendem Kampfruf gegen die Zerstörer Deutschlands¹⁵⁸. Diese Hoffnung hat unsere Zweifel und Sorgen oft beruhigt, als wir die Rüstung für das frevelhafte Wagnis täglich wachsen sahen. Nun hat man ihm den Krieg doch ‚erlaubt‘! Und die Erlaubnis ist um so bestürzender, weil sie von dem Todfeind Rußland kam. Krieg als Entladung wirtschaftlicher Spannungen, Krieg als unvermeidliche Folge eines nicht zu bändigenden, in internationale Dimensionen gewachsenen Klassenkampfes – das ist marxistische Folgerichtigkeit. Aber ein Krieg, den ein angeblich marxistisch-ideologisch gebundener Staat seinem faschistischen Antipoden erlaubt, gegen den er noch soeben in drohender Abwehr stand – das ist macchiavellistischer Zynismus.

So mischt sich in das Entsetzen über den Krieg, der in unseren Tagen wieder möglich geworden ist, eine tiefe Enttäuschung. Ihr wißt, wie fern ich mich dem Kommunismus und seiner russischen Praxis immer gefühlt habe und daß ich seiner Politik der III. Internationale die Mitschuld an Hitlers Sieg zuschreibe.

Daß das russische Volk einen Sozialismus ohne Humanität erlebt, ist eine alte Erkenntnis. Nun aber wird sein Glauben an die Führung, die ihm Befreiung aus zaristischer Unmündigkeit vorgegaukelt hat, ebenso skrupellos mißbraucht wie die Vertrauensseligkeit der deutschen Menschen. So reift die bittere Einsicht, daß Volksmeinung in den großen Entscheidungen über Einzelglück und Volks-

¹⁵⁸ Der Satz, daß man dem nationalsozialistischen Staatssystem den Krieg nicht erlauben werde, steht in Thomas Manns öffentlicher Entgegnung auf den Brief des Dekans der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn vom 19. 12. 1936, in dem dieser schrieb, er sehe sich genötigt, aufgrund der Ausbürgerung Manns ihm nun auch die Ehrendoktorwürde abzuerkennen. Thomas Mann, Gesammelte Werke, Bd. 12, Frankfurt am Main 1960, S. 785–792.

schicksal nicht gehört wird; daß auch dort, wo man aufbrach, ‚das größte Glück der größten Zahl‘ zu verwirklichen, das unwürdige Gesetz des Absolutismus waltet: der Mensch ist einer Handvoll Brutaler, zur Macht Entschlossener widerstandslos ausgeliefert. Im Strudel der Weltkatastrophe scheint das Individuum verloren. Das Individuum, das seine Freiheit um sozialistischer Gerechtigkeit willen einzuschränken bereit war, ist von Gewaltmenschen gefesselt, die es im Kriegsabenteuer verbluten lassen. Wird der Krieg es erlösen? Die Jahre der Tyrannis hatten mich den Anbruch einer geläuterten Zeit erhoffen lassen: die Völker, die unter der lastenden Wucht des Terrors willenlos verdämmerten, würden endlich zur freiheitlichen Tat erwachen und neue Fundamente legen. Freiheit und Menschenrecht, Recht des Einzelnen und Grenzen des Staates, solche Begriffe würden wieder lebendig und nicht mehr dem Ringen der Knaben überlassen werden.

Wird aber dieser Krieg mit seiner Vernichtung und Verarmung die Ketten des Individualismus nicht noch fester schmieden? Werden die Trümmer eines kriegszerstörten Europa nicht die letzten Hoffnungen des Einzelnen auf persönliches Glück begraben?

In Deutschland schafft man schon für die gänzliche Auslöschung des Einzelwillens die ideologischen Werkzeuge herbei. Das unnatürliche Bündnis schmiedet seltsame Propagandaparolen, sozialistische Magneten und ‚antiplutokratische‘ Streitäxte. Propaganda? Ist es nicht ein Symbol, daß ein Thyssen, der dem Zauberlehrling den Besen gereicht hat, nun von dem allzu gelehrigen Schüler aus seinem Vaterland hinausgefegt wird? Sollen den Sozialismus in Deutschland jene unreinen Hände heraufführen, die ihn hatten austilgen wollen? Wer an die sozialistische Lösung glaubte, wird die sozialistische Erfüllung, die ein Hitler geben könnte, aus solcher Hand nicht annehmen dürfen. Die sozialistische Idee ist durch die russische Praxis und das deutsche sozialistische Gebahren für lange Zeit kompromittiert.

Müßig, in diesen Tagen, von den Entwicklungen zu sprechen, die der Krieg nehmen kann. Wirtschaftswende – Weltwende, Neues Europa – neuer Bund der Völker, kommunistisches Deutschland – zerstückeltes Deutschland, Frontenwechsel – Klassenkrieg, fauler Friede – müdes Dahinschleichen in alter trüber Bahn – – alles ist möglich, nichts ist gewiß. Drüben in Deutschland haben die Bindungslosen nun auch die letzten Hemmungen verloren. In Polen wütet ihre Grausamkeit ohne Beispiel, und jeder Tag schreibt mit blutiger Schrift Opfer ohne Zahl ins jüdische Memor-Buch. Und doch werden deutsche Professoren später wieder ‚beweisen‘, daß alles Lüge war. . .

Als ich zum erstenmal nach dem Weltkrieg eine französische Gedenktafel sah, die vom Kampf der Humanität gegen die Barbarei sprach, fühlte ich mich peinlich berührt. Heute möchte ich selbst ein Chronist der Untaten werden und ein Fanal entzünden, das die Barbarei ausbrennen hilft.

Was ist aus den Menschen geworden, von denen ich berichtet habe? Aus dem brodelnden Deutschland flüchten die Juden irgendwohin in die Welt, aufgescheucht und tödlich erschreckt. Der Krieg holt die ein, wie Hitler ihre Leidens-

gefährten eingeholt hat, die vor ihnen nach Wien, von Wien nach Prag, von Prag nach Kattowitz geflohen sind. Die apokalyptischen Reiter jagen über ihnen her, schwingen ihr Schwert, treffen die Völker und die ‚geretteten‘ Juden. Mein braver Bürobote Jäger, nach Polen ausgewiesen, wo mag er heut sein? Mein Vetter Ernst, dem Konzentrationslager entkommen, besteigt zwei Wochen nach Kriegsausbruch übergücklich ein italienisches Schiff, um sich nach Chile zu retten. Auf dem Meer nimmt ihn ein französisches Wachboot die Freiheit auf neue. Den kleinen Dichter Ucko schleudert die Mine, die die ‚Simon Bolivar‘ traf, ins Meer, und er wird hier ans Land gespült. Den ‚Stammvater‘ hat die Furcht vor dem Lubliner Ghetto verzweifeln lassen und in die Flucht über die ‚grüne Grenze‘ getrieben. Die Häscher der Gestapo haben ihn und seine Frau gefaßt; nun wartet der sechzigjährige Mann nach einem ehrenvollen Leben fürs Recht im Gefängnis auf den Tag, der ihm sein Urteil sprechen wird. Aus Shanghai flehen die Kameraden von Sachsenhausen um Hilfe, die sie vor dem Verhungern schützt. Und aus Lublin dringen die ersten Notrufe deutscher Juden selbst hierher. Die Stettiner sind als erste Beute aus dem Altreich des Nachts aus ihrem Heim gerissen und in die Züge nach dem polnischen Elendsghetto gepfercht worden. Baranowski aber, der Fronvogt von Sachsenhausen, ist gestorben.

Der Weg tausender jüdischer Flüchtlinge scheint sich in graue Ferne zu verlieren. An Ungezählten wird sich das Schicksal der Flüchtenden erfüllen, von denen die Geschichte der Wanderungen und Austreibungen in einem Nebensatz sagt, daß sie am Weg gestorben sind. Durch das Dunkel der Kriegsnacht zuckt kein leuchtender Blitz, der jüdische Zukunft erhellt. Wohl ist in uns die Ahnung, daß es drüben bei Euch noch junges Leben gibt und täglich neues wächst. Aber von tausend Fäden des Herzens gebunden haften wir an Europa. Vielleicht werden wir mit diesem Erdteil untergehen, vielleicht wird über einem zerstörten Europa blutig trüb der Sowjet-Stern stehen. Wir aber, im Dämmer des Untergangs, krallen uns fest an dem winzigen Stern, dem Vatererdeil. Wir lieben ihn als das größere Vaterland, da uns die Heimat verloren ist.

Abkürzungen

AJR	Association of Jewish Refugees
BDM	Bund Deutscher Mädel
C.V.	Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens
DDP	Deutsche Demokratische Partei
EK I	Eisernes Kreuz I. Klasse
EKD	Evangelische Kirchen Deutschlands
Gestapo	Geheime Staatspolizei
HIAS	Hebrew Sheltering and Immigrant Aid Society
K.C.	Kartell-Convent der Verbindungen deutscher Studenten jüdischen Glaubens
KJV	Kartell jüdisch-zionistischer Studentenverbindungen
KZ	Konzentrationslager
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
n.u.Z.	nach unserer Zeitrechnung (nach Christi)
OGPU	Vereinigte staatliche politische Verwaltung (Staatssicherheitsdienst der Sowjetunion)
RFSS	Reichsführer-SS
RjF	Reichsbund jüdischer Frontsoldaten
RM	Reichsmark
SA	Sturmabteilung
SD	Sicherheitsdienst des RFSS
SK	Strafkompanie
SS	Schutzstaffel der NSDAP
StGB	Strafgesetzbuch
URO	United Restitution Office
v.u.Z.	vor unserer Zeitrechnung (vor Christi)
ZVfD	Zionistische Vereinigung für Deutschland

Literaturverzeichnis

- Uwe Dietrich Adam, *Judenpolitik im Dritten Reich*, Düsseldorf 1972.
- H.G. Adler, *Der verwaltete Mensch. Studien zur Deportation der Juden aus Deutschland*, Tübingen 1974.
- Gabriele Anderl, Die „Zentralstellen für jüdische Auswanderung“ in Wien, Berlin und Prag – ein Vergleich, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* 23 (1994), S. 275–299.
- Diethard Aschoff, *Autobiographische Zeugnisse westfälischer Juden über ihre Deportation und KZ-Haft*, in: Arno Herzig, Karl Teppe, Andreas Determann (Hg.), *Verdrängung und Vernichtung der Juden in Westfalen*, Münster 1994, S. 169–214.
- Wolfgang Ayaß, „Asoziale“ im Nationalsozialismus, Stuttgart 1995
- Frank Bajohr, „Arisierung“ in Hamburg. *Judenpolitik, wirtschaftliche Ausschaltung und Liquidierung jüdischer Unternehmen 1933–1945*, Hamburg 1997.
- Kurt Jakob Ball-Kaduri, *Das Leben der Juden in Deutschland im Jahre 1933*, Frankfurt am Main 1963.
- Kurt Jakob Ball-Kaduri, *Vor der Katastrophe. Juden in Deutschland 1934–1939*, Tel Aviv 1967.
- Kurt Jakob Ball-Kaduri, Die Vorplanung der Kristallnacht insbesondere die Massenverhaftungen vom 10.-12. November 1938, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Juden*, Tel Aviv, No. 4, 1966, S. 211–218.
- David Bankier, *Die öffentliche Meinung im Hitler-Staat. Die „Endlösung“ und die Deutschen. Eine Berichtigung*, Berlin 1995.
- Avraham Barkai, *Der CV im Jahre 1933: Neu aufgefundene Dokumente im Moskauer „Sonderarchiv“*, in: *Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte* 23 (1994), S. 233–246.
- Avraham Barkai, *Vom Boykott zur „Entjudung“. Der wirtschaftliche Existenzkampf der Juden im Dritten Reich 1933–1943*, Frankfurt am Main 1988.
- Wolfgang Benz (Hg.), *Die Juden in Deutschland 1933–1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft*, München 1988.
- Wolfgang Benz (Hg.), *Das Exil der kleinen Leute. Alltagserfahrungen deutscher Juden in der Emigration*, München 1991.
- Willi A. Boelcke, *Die deutsche Wirtschaft 1930–1945. Interna des Reichswirtschaftsministeriums*, Düsseldorf 1983.
- Jacob Borut, *Der Central-Verein und seine Vorgeschichte. Deutschlands Juden am Ende des 19. Jahrhunderts*, in: *Jüdischer Almanach des Leo Baeck Instituts* 1996, Frankfurt am Main 1995, S. 99–111.
- Martin Broszat, *Nationalsozialistische Konzentrationslager 1933–1945*, in: Hans Buchheim/Martin Broszat/Hans-Adolf Jacobsen/Helmut Krausnick, *Anatomie des SS-Staates*, Band II, Olten und Freiburg 1965.
- Ursula Büttner, *Die deutsche Bevölkerung und die Judenverfolgung 1933–1945*, in: Dies. (Hg.), *Die Deutschen und die Judenverfolgung im Dritten Reich*, Hamburg 1992, S. 67–88.
- Hugo Burkhard, *Tanz mal Jude! Von Dachau bis Shanghai*, Nürnberg 1966.
- Max Domarus (Hg.), *Hitler. Reden und Proklamationen 1932–1945*, Band I: *Triumph*, München 1965.
- Klaus Drobisch/Günther Wieland, *System der NS-Konzentrationslager 1933–1939*, Berlin 1993.
- Klaus Drobisch, *Die Judenreferate des Geheimen Staatspolizeiamtes und des Sicherheitsdienstes der SS 1933 bis 1939*, in: *Jahrbuch für Antisemitismusforschung* 2, Frankfurt am Main/New York 1992, S. 230–254.

- Cornelia Essner, Die Alchemie des Rassenbegriffs und die „Nürnberger Gesetze“, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 4, Frankfurt am Main/New York 1995, S. 201–225.
- Joachim Fest, Das Gesicht des Dritten Reiches. Profile einer totalitären Herrschaft, Neuausgabe München 1993.
- Albert Fischer, Hjalmar Schacht und Deutschlands „Judenfrage“. Der „Wirtschaftsdiktator“ und die Vertreibung der Juden aus der deutschen Wirtschaft, Köln 1995.
- Der gelbe Fleck. Die Ausrottung von 500 000 deutschen Juden. Mit einem Vorwort von Lion Feuchtwanger, Paris 1936.
- Saul Friedlander, Nazi Germany and the Jews. Vol. 1: The Years of Persecution, 1933–1939, London 1997.
- Elke Fröhlich (Hg.), Die Tagebücher von Joseph Goebbels, Sämtliche Fragmente, Teil I Aufzeichnungen 1924–1941, 4 Bde, München 1987.
- Hermann Graml, Reichskristallnacht. Antisemitismus und Judenverfolgung im Dritten Reich, München 1988.
- Lothar Gruchmann, „Blutschutzgesetz“ und Justiz. Zu Entstehung und Auswirkung des Nürnberger Gesetzes vom 15. September 1935, in: Vierteljahrshäfte für Zeitgeschichte 31 (1983), S. 418–442.
- Wolf Gruner, Judenverfolgung in Berlin 1933–1945. Eine Chronologie der Behördenmaßnahmen in der Reichshauptstadt, Berlin 1996.
- Arno Hamburger, Die Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 in Nürnberg, in: Jörg Wollenberg (Hg.), „Niemand war dabei und keiner hat's gewußt“. Die deutsche Öffentlichkeit und die Judenverfolgung 1933–1945, München 1989, S. 21–25.
- Susanne Heim, „Deutschland muß ihnen eine Land ohne Zukunft sein“. Die Zwangsemigration der Juden 1933–1938, in: Arbeitsmigration und Flucht (Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik 11), Berlin/Göttingen 1993, S. 48–81.
- Ludolf Herbst, Das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945. Die Entfesselung der Gewalt: Rassismus und Krieg, Frankfurt am Main 1996.
- Klaus J. Herrmann, Das Dritte Reich und die deutsch-jüdischen Organisationen 1933–1934, Köln u. a. 1969.
- Raul Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden, Frankfurt am Main (Durchgesehene und erweiterte Taschenbuchausgabe) 1990.
- Esriel Hildesheimer, Jüdische Selbstverwaltung unter dem NS-Regime. Der Existenzkampf der Reichsvertretung und Reichsvereinigung der Juden in Deutschland, Tübingen 1994.
- Leonidas E. Hill, Walter Gyssling, the Centralverein and the Büro Wilhelmstrasse, 1929–1933, in: Leo Baeck Institute Yearbook 38 (1993), S. 193–208.
- Internationaler Militärgerichtshof, Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher in Nürnberg 14. 11. 1945 – 1. 10. 1946, Nürnberg 1948, 42 Bde.
- Werner Jochmann, Die deutsche Bevölkerung und die nationalsozialistische Judenpolitik bis zur Verkündung der Nürnberger Gesetze, in: Ders., Gesellschaftskrise und Judenfeindschaft in Deutschland 1870–1945, Hamburg 1988, S. 236–254.
- Jacob Katz, Die Hep-Hep-Verfolgungen des Jahres 1819, Berlin 1994.
- Ian Kershaw, Antisemitismus und Volksmeinung. Reaktion auf die Judenverfolgung, in: Martin Broszat/Elke Fröhlich (Hg.), Bayern in der NS-Zeit II, München 1979, S. 281–348.
- Victor Klemperer, Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1941. Herausgegeben von Walter Nowojski unter Mitarbeit von Hadwig Klemperer, Berlin 1995.
- Konzentrationslager. Ein Appell an das Gewissen der Welt, Karlsbad 1934.
- Die „Kristallnacht“ im Rheinland. Dokumente zum Judenpogrom im November 1938, eingeleitet und bearbeitet von Anselm Faust, Düsseldorf 1987.
- Wolf-Arno Kropat, Kristallnacht in Hessen. Der Judenpogrom vom November 1938. Eine Dokumentation (Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen Bd. 10), Wiesbaden 1988.

- Primo Levi, *Ist das ein Mensch*, München 1992.
- Abraham Margalio, *Emigration – Planung und Wirklichkeit*, in: *Die Juden im Nationalsozialistischen Deutschland. The Jews in Nazi Germany, 1933–1943*, hrsg. von Arnold Paucker, Tübingen 1986.
- Trude Maurer, *Abschiebung und Attentat. Die Ausweisung der polnischen Juden und der Vorwand für die „Kristallnacht“*, in: Walter H. Pehle (Hg.), *Der Judenpogrom 1938. Von der „Reichskristallnacht“ zum Völkermord*, Frankfurt am Main 1988, S. 52–73.
- Sybil Milton, *Menschen zwischen Grenzen: Die Polenausweisung 1938*, in: Menora. Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte, München 1990, S. 184–206.
- Jonny Moser: *Österreich*, in: Wolfgang Benz (Hg.), *Dimension des Völkermords. Die Zahl der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus*, München 1991, S. 67–93.
- Harry Naujoks, *Mein Leben im KZ Sachsenhausen 1936–1942. Erinnerungen des ehemaligen Lagerältesten*, bearbeitet von Ursel Hochmuth, Köln 1987.
- Siegfried Neumann, *Nacht über Deutschland. Vom Leben und Sterben einer Republik. Ein Tatsachenbericht*, München 1978.
- Dieter Obst, *„Reichskristallnacht“. Ursachen und Verlauf des antisemitischen Pogroms vom November 1938*, Frankfurt am Main u. a. 1991.
- Kurt Pätzold, *Faschismus, Rassenwahn, Judenverfolgung. Eine Studie zur politischen Strategie und Taktik des faschistischen deutschen Imperialismus (1933–1935)*, Berlin (DDR) 1975.
- Kurt Pätzold (Hg.), *Verfolgung, Vertreibung, Vernichtung. Dokumente des faschistischen Antisemitismus 1933–1941*, Leipzig 1983.
- Arnold Paucker, *Der jüdische Abwehrkampf gegen Antisemitismus und Nationalsozialismus in den letzten Jahren der Weimarer Republik*, Hamburg, 2. verbesserte Auflage 1969.
- Arnold Paucker, *Das Berliner liberale jüdische Bürgertum im ‚Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens‘*, in: Reinhard Rürup (Hg.), *Jüdische Geschichte in Berlin*, Berlin 1995, S. 215–228.
- Arnold Paucker, Eva Gabriele Reichmann, in: Hans Erler, Ernst Ludwig Ehrlich, Ludger Heid (Hg.), *„Meinetwegen ist die Welt erschaffen“. Das intellektuelle Vermächtnis des deutschsprachigen Judentums. 58 Porträts*, Frankfurt am Main/New York 1997 (i.E.).
- Walter H. Pehle (Hg.), *Der Judenpogrom 1938. Von der Reichskristallnacht zum Völkermord*, Frankfurt am Main 1988.
- Falk Pingel, *Häftlinge unter SS-Herrschaft. Widerstand, Selbstbehauptung und Vernichtung im Konzentrationslager*, Hamburg 1978.
- Günter Plum, *Deutsche Juden oder Juden in Deutschland*, in: *Die Juden in Deutschland 1933–1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft*. Hrsg. von Wolfgang Benz, München 1988, S. 35–74.
- Heiko Pollmeier, *Die Inhaftierung deutscher Juden im November 1938*, TU Berlin (Masch.) 1995.
- Eva Reichmann-Jungmann, *Vom Sinn deutsch-jüdischen Seins*, in: C.V.-Zeitung, 31. 5. 1934.
- Eva G. Reichmann, *Größe und Verhängnis deutsch-jüdischer Existenz. Zeugnisse einer tragischen Begegnung*, Heidelberg 1974.
- Eva Reichmann, *Die Flucht in den Haß. Die Ursachen der deutschen Judenkatastrophe*, Frankfurt am Main 1956.
- Hans Reichmann, *Der Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens*, in: *Festschrift zum 80. Geburtstag von Rabbiner Dr. Leo Baeck*, London 1953, S. 63–75.
- Hans Reichmann, *Der drohende Sturm. Episoden aus dem Kampf der deutschen Juden gegen die nationalsozialistische Gefahr 1929 bis 1933*, in: *In zwei Welten. Siegfried Moses zum fünfundsiebzigsten Geburtstag*, hrsg. von Hans Tramer, Tel Aviv 1962, S. 556–577.
- Ralf Georg Reuth (Hg.), *Joseph Goebbels Tagebücher 1924–1945*, München 1992.
- Jehuda Richarz, *Fatherland or Promised Land. The Dilemma of the German Jews*, Ann Arbor 1975.

- Monika Richarz (Hg.), *Jüdisches Leben in Deutschland. Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918–1945*, Stuttgart 1982.
- Saskia Rohde, *Zwischen Verfolgung und Shoa. Die Zerstörung der Synagogen in Westfalen*, in: Arno Herzig, Karl Teppe, Andreas Determann (Hg.), *Verdrängung und Vernichtung der Juden in Westfalen*, Münster 1994, S. 76–90.
- Sachsenhausen. *Dokumente, Aussagen, Forschungsergebnisse und Erlebnisberichte über das ehemalige Konzentrationslager Sachsenhausen*, hrsg. vom Komitee der antifaschistischen Widerstandskämpfer der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin 1974.
- Hans Safrian, *Die Eichmann-Männer*, Wien 1993.
- Hans Safrian/Hans Witek, *Und keiner war dabei. Dokumente des alltäglichen Antisemitismus in Wien 1938*, Wien 1988.
- Karl A. Schleunes: *The Twisted Road to Auschwitz. Nazi Policy toward German Jews, 1933–1939*, Urbana/III. USA 1970.
- Das Schwarzbuch. Tatsachen und Dokumente. Die Lage der Juden in Deutschland 1933*. Hrsg. vom Comité des Delegations Juives, Paris 1934.
- Wolfgang Sofsky, *Die Ordnung des Terrors: Das Konzentrationslager*, Frankfurt am Main 1993.
- Harry Stein, *Juden in Buchenwald 1937–1942*, hrsg. von der Gedenkstätte Buchenwald, Weimar 1992.
- Alan E. Steinweis, Hans Hinkel and German Jewry, 1933–1941, in: *Leo Baeck Institute Yearbook* 38 (1993), S. 209–219.
- Herbert A. Strauss, *Jewish Emigration from Germany. Nazi Policies and Jewish Responses*, in: *Yearbook of the Leo Baeck Institute* 25 (1980), S. 313–361 und 26 (1981), S. 343–409.
- Herbert A. Strauss, *Über dem Abgrund. Eine jüdische Jugend in Deutschland 1918–1943*, Frankfurt am Main 1997.
- Rita Thalmann/Emmanuel Feinermann, *Die Kristallnacht*, Frankfurt am Main 1987.
- Jacob Toury, *Ein Auftakt zur „Endlösung“: Judenaustreibungen über nichtslawische Reichsgrenzen 1933–1939*, in: *Das Unrechtsregime. Internationale Forschung über den Nationalsozialismus*. Hrsg. von Ursula Büttner unter Mitwirkung von Werner Johe und Angelika Voß, Bd. 2, Hamburg 1986, S. 164–196.
- Verfolgung, Vertreibung, Vernichtung. Dokumente des faschistischen Antisemitismus 1933–1941*, hrsg. von Kurt Pätzold, Leipzig 1983.
- Joseph Walk, *Kurzbiographien zur Geschichte der Juden 1918–1945*, München u. a. 1988.
- Joseph Walk (Hrsg.), *Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat. Eine Sammlung der gesetzlichen Maßnahmen und Richtlinien – Inhalt und Bedeutung*, Karlsruhe 1981.
- Dirk Walter, *Antisemitische Kriminalität und Gewalt in der Weimarer Republik*, Freiburg/Br. (Diss. phil.) 1997.
- Juliane Wetzel, *Auswanderung aus Deutschland*, in: *Die Juden in Deutschland 1933–1945. Leben unter nationalsozialistischer Herrschaft*. Hrsg. von Wolfgang Benz, München 1988, S. 413–498.
- Michael Wildt (Hg.), *Die Judenpolitik des SD 1935–1938. Eine Dokumentation* (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Bd. 71) München 1995.
- Michael Wildt, *Gewalt gegen Juden in Deutschland 1933 bis 1939*, in: *Werkstattgeschichte* 18 (1997), S. 59–80.
- Peter Witte, *Zwei Entscheidungen in der „Endlösung der Judenfrage“: Deportationen nach Lodz und Vernichtung in Chelmno*, in: *Mirsolav Kárný/Raimund Kemper/Margita Kárná* (Hg.), *Theresienstädter Studien und Dokumente* 1995, Prag 1995, S. 38–68.
- Leni Yahil, *Jews in Concentration Camps in Germany Prior to World War II*, in: *The Nazi Concentration Camps. Proceedings of the Fourth Yad Vashem International Historical Conference*, Jerusalem 1984, S. 69–100.
- Zum Gedenken an Ernst Reichmann*, herausgegeben vom Council of Jews from Germany, London 1965.

Personenverzeichnis

- Abegg, Wilhelm 49, 50
 Abraham, Hans Fritz 114
 Alexander, Kurt 36, 71
 Alfieri 130, 157 f., 177, 230, 266
 Ammann 90
 Andexer 86 f., 91 f.
 Angerthal, Max 68
 Anrath, Peter 146
 Arendt, Hannah 2
 Arnold 54
 Auerbach, Richard 71, 112
 Aufhäuser, Martin 54, 245

 Baeck, Leo 3, 10, 24, 34, 47, 53, 89, 112–
 114, 116, 135, 187, 264
 Bär 187
 Ball-Kaduri, Kurt Jakob 8, 10, 109
 Baranowski, Hermann („Vierkant“) 123,
 146, 161, 165, 176, 184–186, 189 f., 192,
 199 f., 208–210, 220, 227, 242, 270, 282
 Becker, Kurt 135
 Bendix, Ludwig 90
 Bergmann 185
 Berlin, Walter 82
 Berliner, Cora 24, 34, 116 f., 264
 Berndt 181 f., 221
 Best, Werner 25
 Bleichröder 54, s. a. Arnold
 Blomberg, Werner von 55
 Blum 229
 Blumenberg, Georg 134, 212
 Blumenfeld, Kurt 9
 Blunck, Hans Friedrich 90
 Bodländer, Wilhelm 113
 Bömer, Karl 114
 Böttjer, Heinrich 221
 Bohnen 235
 Bormann, Martin 56
 Brasch 227
 Braun, David 106
 Braun, Kurt 63, 87, 112, 114
 Breibach, Willy 147
 Brodnitz, Julius 9, 11
 Brunzlow, Max 7
 Buch 75
 Buch, Walter 270
 Budwig, Alfons 175
 Bugdalle, Richard 166 f., 170 f., 224

 Bumke, Erwin 95, 178
 Burg, Adolf 188, 228

 Callmann, Rudolph 10
 Capell, Viktor 187
 Catel, Charles-Simon 234
 Chamberlain, Arthur Neville 99 f., 280
 Charig 13
 Chasatzky 96
 Chone, Theodor 196
 Claudius, Matthias 98
 Clemenceau, Georges 276
 Cohn, Daniel 174
 Cohn, Fritz 130
 Cohn, Georg 40, 138, 141, 175, 179, 183,
 185, 188, 201
 Cohn, Isaac 62
 Cohn, Ludwig 90–93, 130, 173
 Cohn, Rosa 68
 Cohn, Siegfried 198
 Cohn 178 f., 183, 186
 Coué, Emile 180

 Daluege, Kurt 36
 Dammann, Hans 221 f.
 David, Moritz 154, 179, 186
 Dehmel, Richard 179
 Diels, Rudolf. 203
 Dienemann, Alfred 135, 183, 201
 Dix 91
 Dollfuß, Engelbert 273
 Dostojewski, Fjodor M. 153
 Dreyfus, Alfred 276
 Dreyfuss 54
 Dwinger, Edwin Erich 90, 196

 Eberstein, Friedrich Karl Freiherr
 von 105
 Ehrenberg, Hans 144, 196 f., 230, 238
 Ehrlich, Max 162, 184
 Ehram, Ludwig 182, 219
 Eichmann, Adolf 16 f., 61, 254 f.
 Eicke, Theodor 27, 69, 123, 137, 150, 152,
 191, 270
 Eisfeld, Walter 161, 182, 209, 212, 216 f.,
 220, 222, 235–237, 270, 274
 Epstein, Jakob 93

- Feisst-Wollheim, Ernst 246
 Fels 120
 Fettmilch, Vinzenz 243, 248
 Feuchtwanger, Lion 41, 153
 Fichtmann, Karl 227 f., 236 f., 239
 Flatow, Georg 193, 233
 Foley 89
 Förster 13, 113
 Forstmann, Albrecht 152
 Francken 115
 Franco, Francisco 48
 Frank, Hans 71, 226
 Frankenberg, Arthur 228
 Frankfurter, David 157
 Fresnay, Pierre 48
 Friedeberg 179
 Friedländer, Fritz 219
 Friedländer, Kurt 47, 63, 97, 115
 Friedmann, Sigwart 130, 132
 Fritsch, Werner Freiherr von 55
 Frowein, Abraham 91
 Fuchs, Franz Eugen Fuchs 97, 100 f.,
 115 f., 243
 Furtwängler, Wilhelm 90
- Gabin, Jean 48 f., 117
 Gans, Karl 106, 109
 Gassmann, Walter 246
 Gebert, Jettchen 259
 Glaser, Werner 68 f.
 Glaserfeld, Ulrich 239
 Glick 88
 Glorbitza, Franz 146 f., 209
 Goebbels, Joseph 17 f., 21–23, 31, 47, 65,
 79 f., 90, 184, 244, 257, 270, 274
 Göring, Hermann 15, 21 f., 24, 46, 50,
 52 f., 55, 60, 62 f., 75 f., 79 f., 91, 93, 135,
 200, 203, 250, 257
 Goethe, Johann Wolfgang von 69, 94,
 245, 247
 Goldschmidt, Ernst 50
 Goldschmidt, Fritz 1, 36, 96, 112 f., 115,
 175, 219
 Goldschmidt, Hans 131
 Goldstein, Julius 6
 Goldstein 246
 Golombeck 161
 Gorki, Maxim 88
 Gotthart 61 f.
 Gottschalk 116 f.
 Grätz 133
 Grawitz, Ernst Robert 30
 Groß, Jakob („Köbis“) 178
- Grünbaum, Max 6
 Grünfeld, Fritz Vincent 62, 73, 77, 79, 80,
 257
 Grünfeld, Heinrich 80
 Grünfeld, Hilde 47
 Grynszpan, Herschel 20, 105, 110
 Gürtner, Franz 95
 Günther, Hans 255
 Gumpert, Eugen 183
 Gustloff, Wilhelm 110
 Guttmann, Erich 39 f.
- Haarmann 142
 Haase, Berthold 118, 122
 Hamburger, Hans Nathan 113
 Harden, Maximilian 205
 Harzen, Karl August 144, 188, 217, 225,
 237–239, 266, 271
 Hasselberg 68
 Hauptmann, Gerhart 148
 Hauser, Kaspar 204
 Haydn, Joseph 59
 Hebbel, Friedrich 66
 Heiden, Konrad 41, 153
 Heinemann 226
 Helldorf, Wolf Heinrich Graf von 78 f.,
 103 f., 117, 260
 Heppner, Heinrich 175
 Hermann 187, 225
 Herwig 137, 211
 Herz 230
 Herzberg 246
 Herzfeld, Ernst 24, 34, 114 f., 187, 265
 Heß, Rudolf 56, 110
 Hesse, Hermann 48
 Heydrich, Reinhard 11, 14, 18, 21–25, 31,
 41, 57, 74, 88, 161, 179, 270, 274
 Heymann 188 f.
 Himmeler, Heinrich 20, 22, 25, 55, 69, 75,
 149, 244, 269 f., 274
 Hindenburg, Paul von 7, 71, 201, 273
 Hinkel, Hans 65 f., 184
 Hirsch, Otto 10, 24, 34, 53, 89, 113 f., 116,
 133, 135, 187, 264
 Hirsch, Walter 118, 130
 Hirschberg, Alfred 6, 11 f., 53, 133
 Hirschberg, Erich 216
 Hirschberg, Rudolf Walther 175, 213
 Hirschberg 74, 113, 183, 202, 220, 265
 Hirschfeld, Kaufmann 87
 Hirschland 54
 Hirschmann, Hans 161 f., 194
 Hitler, Adolf 7–9, 14, 18, 21 f., 24, 45–47,

- 49f., 55f., 58f., 61, 64, 71f., 74–76, 78,
84, 92, 96f., 99f., 102, 110f., 113, 122,
139–141, 148, 167, 191f., 194, 200f., 203,
210, 244f., 247, 252–255, 258, 261, 263,
268–273, 276, 280f.
- Höpker-Aschoff, Hermann 50
Hoffmann, Jacob 9
Holländer, Ludwig 2, 8, 11
Holtheim, Kurt 121
Holz, Arno 212
Hoppe, Alfred 53, 61
Horaz 205
Horwitz 158, 194
Hugenberg, Alfred 61
Hugo, Victor 233
- Israel, Wilfried 117
- Jacoby, Lucia 113
Jacquier & Securius 54
Jäger, Isaak 107, 282
Jhering, Rudolf von 1
Joachim, Richard 174, 264
Johst, Hanns 90
Josephi 100
Jospe, Alfred 135, 170
Jungmann, Elisabeth 148
Jungmann, Ilse 72
- Kaboth 49
Kaergel, Hans Christoph 122
Kahle, Wilhelm 247
Kahn, Hans 102
Kahr, Gustav von 75
Kaiser, Otto 155, 160–162
Kalweit 95
Kant, Immanuel 51, 247
Kantorowsky, George 135
Karminski, Hannah 92, 264“
Kassandros,, 12, 53, 103, 114, 268
Katz, Alexander 125
Katz, Arnold 76
Katz, Paul 76, 90, 94f., 117, 125
Kaufmann, Fritz 226f., 239
Keitel, Wilhelm 55, 98
Killinger, Manfred Freiherr von 274
Kircher 100
Kirdorf, Emil 61
Klausener, Erich 75
Klausner 111
Klempere, Victor 9
Klopfstein, Max 2
Kober 131
- Koch, Werner 139
Kochmann, Arthur 65
Körner, Paul 91
Kohlrausch, O.W. Eduard 95
Kohn, Ludwig 130
Krämer, Justizrat 245
Krebs 158
Krombach, David 115
Krüger, Alf 61
Kussmann 103
Kuttner 76
- Labisch, Richard 187
Lachmann 130
Lachotzki, Bruno 194
Lammers, Hans-Heinrich 24, 113f.
Landau, Bernhard 39
Landau, Ludwig 175, 233
Landsberger, Franz 175
Langer 183
Langhoff, Wolfgang 214
Laser 187
Leisorowitsch, Leopold 197
Lennertz, Karl 131, 143
Leven, Arthur 67
Levi, Primo 27, 155
Levinsohn, Manfred 198
Levy, Franz 178
Levy, Jonny 100
Levy, Kurt 175, 220
Levy, Leopold 113
Ley, Robert 61
Leyserowicz siehe Leisorowitsch
Lichtenstein 2
Liebermann, Max und Albert 183, 246
Lilienthal, Arthur 24, 34, 116, 118, 130,
135, 164, 187, 264
Lindemann 113
Lion, Fritz 84, 243
Lion-Levy 56
Lissener, Adolf 130
Lissner 216
Littauer, Jacob 227, 239
Litten, Ludwig 72
Loewenfeld, Raphael 3
Löwenherz, Josef 17
Ludwig, Otto 66
Lustig, Erna 48
Lux 121
- Mann, Thomas 20, 81, 259, 280
Marx, Jakob 243
Masur, Oskar 183, 189

- Maybaum, Ignaz 74, 94
 Melchior, Karl 54
 Mendelssohn 54
 Menuhin, Yehudi 65
 Menzel, Gerhard 278
 Meyer, Franz 9
 Meyer, Gerhard 175, 183–185, 204
 Meyer, Heinrich 133
 Michaelis 56
 Mittwoch, Ignatz 183, 208
 Moissi, Alexander 230
 Moses, Arnold 79
 Moses, Siegfried 6, 9, 37
 Mozart, Wolfgang A. 59
 Muckermann 182
 Mühsam, Erich 120
 Müller, Heinrich 22
 Müller, Oskar 137, 193
 Müller-Scholtes 103 f.
 Munk, Paul 74, 93
 Mussolini, Benito 99
- Naujoks, Harry 25, 28, 166
 Nawrazski 94
 Neumeyer, Alfred 264
 Niedermeyer, Albert 144, 195
 Niemöller, Martin 40, 140, 191, 204, 271
 Nietzsche, Friedrich 50
 Nikolai, Robert 195
 Nowack 56
 Nussbaum, Max 79, 94
- Ochs, Samuel 153, 245
 Oels 49
 Ohrenstein 72
 Oppenheimer, Franz 179
 Oppenheimer, Ludwig 179
- Pacelli 12
 Pagel 183
 Pallenberg, Max 1
 Panofsky, Alfred 54
 Panofsky, Eugen 54
 Parlo, Dita 48
 Paucker, Arnold 2, 4
 Peiser 161, 216
 Pfifferling, Julius 70
 Pick, Ernst 105 f.
 Pick, Kurt 129
 Pius XII. 12
 Plaut 54, 112, 174
 Plonsken 120
 Powell, Eleanor 63
- Preiser 130, 197
 Prüfer, Franz Wilhelm 114 f.
- Raffael, Max 118, 179
 Rath, Ernst vom 21, 27, 110 f., 133, 148, 164, 175
 Rathenau 130
 Reichmann, Ernst 1, 129, 135, 170, 219, 282
 Reichmann, Eva 2, 16, 20, 24, 32, 34 f., 37, 39, 46–48, 53, 59, 64, 68, 75, 79, 92, 99–101, 103, 105, 110–114, 116, 118, 120, 124, 148, 164, 181, 202 f., 229, 239, 241 f., 251, 268
 Reinhardt, Fritz 269
 Reinhardt, Max 88, 230
 Reiss, Erich 179
 Remak, Robert 129
 Remarque, Erich M. 274
 Rembrandt, Harmensz van Rijn 267
 Renoir, Jean 48 f.
 Reyersbach 120
 Riesenfeld-Hirschberg, Fritz 118, 180
 Rippner, Max 175, 205
 Röhm, Ernst 75
 Roosevelt, Franklin D. 33, 174
 Rosen, Gerhard 130
 Rosenberg, Alfred 47, 50, 97, 243
 Rosenhain, Albert 77
 Rosenthal, Karl 135 f.
 Rosenthal 216, 230, 245
 Rosenzweig, Franz 196
 Roth, Gerta 157
 Runciman, Lord Walter 98
 Rust, Bernhard 251
- Sabatzky, Kurt 34, 68, 265
 Sade, Marquis de 196
 Samson, Rudolf 97
 Salendre, Georges 213
 Salinger 87
 Sauerbruch, Ferdinand 90
 Schacht, Hjalmar 12, 15, 46, 52, 55, 61
 Scheyer, Ernst 175
 Schiller, Friedrich 101, 230, 234
 Schindler, Werner 130
 Schleicher, Kurt von 75, 113
 Schleiermacher, Friedrich 197
 Schmeer, Rudolf 61
 Schmidt, Erich 83
 Schmierer, Michael 173
 Schmitz, Willi 146, 207, 210, 232 f.
 Schnabel, Arthur 65

- Schneider 78 f., 81
 Schröder, Kurt Freiherr von 61
 Schubert, Franz 59
 Schultze 219 f., 232
 Schuschnigg, Kurt von 59, 144
 Schwabach, Hermann von 245
 Schwarz, Georg 66
 Schwarz, Ino 76
 Seligsohn, Julius L. 264
 Seyß-Inquart, Arthur 59
 Shakespeare, William 104
 Simon, Erich Max 114
 Singer 184, 245
 Smuts, Jan 110
 Sorge, Gustav 122
 Spengler, Wilhelm 18
 Stachowiak 214, 216
 Stahl, Heinrich 9, 112, 264
 Stahlecker, Walter 255
 Stalin, Joseph 191
 Stein, Arnold 114
 Stern-Täubler, Selma 2
 Strasser, Otto 7, 41, 153
 Streicher, Julius 19, 66–68, 82, 84, 97, 226,
 244, 252, 256
 von Streitschwert 56
 Strohheim, Erich von 48
 Sudermann, Hermann 143
 Süßkind von Trimberg 103
 Sussmann 243
 Swarsensky, Manfred Erich 94, 135, 202

 Tauber, Richard 65
 Theodor, Hugo 179, 216
 Thoma, Hans 99
 Thyssen, Fritz 281
 Tietz 6, 160
 Tillich, Ernst 139 f., 238
 Tillich, Paul 139
 Tonn, Günther 271

 Torquemada, Thomas de 255
 Tramer, Hans 6, 8
 Treitel 197
 Tschaikowsky, Pjotr Iljitsch 229
 Tucholsky, Kurt 5

 Ucko 282

 Verne, Jules 254
 Voltaire, Francois Marie 272

 Wagner, Gerhard 96
 Wagner, Richard 234
 Wallich, Paul 245
 Walter, Bruno 65
 Warburg 54
 Wassermann A. E. 256
 Wassermann, Jakob 275
 Weiler, Otto 69, 105
 Weißler, Friedrich 139
 Weiß-Rüthel, Arnold 27
 Werfel, Franz 59
 Wessel, Horst 93
 Wiener, Alfred 6, 11
 Wilde, Richard 194
 Wilhelm II. 102
 Wisten, Fritz 175, 184, 187
 Wolf 225
 Woyda, Bruno 135
 Wystnieccki 95

 Yorck von Wartenburg, Johann David
 Ludwig Graf von 55

 Zedlitz-Neukirch, Freiherr von 191
 Ziegel, Franz 175
 Ziegler, Adolf 102
 Zola, Emile 272
 Zweig 13, 113
 Zwillenberg, Hugo 130, 160, 186

